Als Hitlers Kommandant

Bernhard Frank

Von der Wewelsburg zum Berghof




ARNDT



Als Kompaniechef und Bataillonskommandeur des I. Bataillons der SS-Freiwilligen-Legion „Niederlande" erlebt Dr. Frank an der Ostfront entbehrungsreiche und härteste Kämpfe. Erbittert leisten die Soldaten gegen stärkste Feindangriffe Widerstand.

***E**iner der letzten noch lebenden bedeutenden Zeitzeugen des Dritten Reiches legt hier seine langerwartete Autobiographie vor. Aus konservativem Elternhause stammend, wird der Autor 1933 Mitglied beim SS-Studentensturmbann in Frankfurt/M. und fällt dort bei einem Appell Heinrich Himmler auf, der ihn nach Ellwangen zur Ausbildung als SS-Führer befiehlt. Nach weiterer Schulung an der SS-Junkerschule Braunschweig wird er wissenschaftlicher Mitarbeiter des Burghauptmanns der Wewelsburg, des „weltanschaulichen Zentrums der SS" in einer jahrhundertealten Burganlage dreieckigen Grundrisses in Westfalen. Nach Abschluß seiner Promotion leitet der Autor 1939 die Bibliothek in der Wewelsburg und wird dann zur Waffen-SS eingezogen. Im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront rasch zum Bataillonskommandeur aufgestiegen, wird Dr. Frank 1943 als Kommandant zum Obersalzberg befohlen, wo er für die Sicherheit des Berghofs verantwortlich ist. Als SS-Obersturmbannführer soll er im April 1945 auf Befehl Hitlers Hermann Göring festnehmen. Die Bombardierung des Obersalzberges – nur wenige Tage später – kann Dr. Frank nicht verhindern. Die Schilderung der Schikanen seiner Kriegsgefangenschaft bis zur Entlassung 1948 beschließt die fesselnden Lebenserinnerungen dieses aufrechten Patrioten.*

ISBN 978-3-88741-087-2

9 783887 410872

ARNDT

Bernhard Frank

Als Hitlers Kommandant

Von der Wewelsburg zum Berghof

ARNDT

Bernhard Frank

Als Hitlers Kommandant

Von der Wewelsburg zum Berghof

ARNDT

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter http://www.dnb.ddb.de abrufbar.

Gewidmet
Herrn Stuart Russell (†),
der das Entstehen dieses Buches anregte.

ISBN 10: 3-88741-087-4
ISBN 13: 978-3-88741-087-2

© 2007 ARNDT-Verlag. Alle Rechte vorbehalten

ARNDT-Verlag
Postfach 3603, D-24035 Kiel

Gedruckt in Österreich

Streiflichter aus der Kindheit

Ich wurde am 15. Juli 1913 in Frankfurt am Main in der Brüder-Grimm-Straße geboren. Meine Mutter war in ihre kurz hintereinander geborenen drei Kinder verliebt. Mich nannte sie sehr bald „Goldsonnenbub". Mein Vater war an jenem Mittjulitag durch halb Bornheim gerannt, um auf schnellstem Wege in die Bergerstraße zu gelangen, zur Wohnung seiner Eltern. Von dort ging es weiter in die Gluckstraße, unweit der „Öd", jener Flur, an welche heute der Oederweg erinnert, unweit auch vom Holzhausen Schlößchen, und somit zur Wohnung der Schwiegereltern. Mein Vater berichtete also ihnen ebenfalls, daß er nicht nur schöne Töchter, sondern auch einen wohlgeratenen Sohn zu zeugen imstande sei. Die Begeisterung ließ er nicht nur lautstark, sondern auch dadurch deutlich werden, daß er mir seinen eigenen Vornamen zugedachte: Bernhard.

Leider lernte ich meine Großeltern mütterlicherseits nie richtig kennen. Großvater Julius Sudhoff starb bereits 1916, mitten im Ersten Weltkrieg. Einer Soldatenfamilie enstammend, fühlte er sich der Familie ebenso wie auch dem ganzen Volke gegenüber verantwortlich, opferte er doch nicht nur Teile seines Besitztumes für den „Sieg". Auch seine beiden Söhne kämpften an der Front. Wie mir immer wieder erzählt wurde, lehnte er es ab, sich während der Hungerjahre des Ersten Weltkrieges auf Schleichwegen zusätzliche Lebensmittelmarken zu besorgen. Er verzichtete lieber auf einen Teil seiner ohnehin knappen Ration zugunsten der Frontsoldaten, wie er meinte. Ja, es wäre ihm wie Verrat am Ein-

satz seiner Söhne für das Vaterland erschienen, wenn er angesichts der englischen Hungerblockade seine leiblichen Wünsche nicht zugunsten des in Not befindlichen ganzen deutschen Volkes drastisch eingeschränkt hätte, wie es seiner eigenen Gesundheit gerade noch erträglich zu sein schien. Die Folge war, daß er über Gebühr hungerte und körperlich geschwächt den Tod seines Sohnes Oskar, der im August 1916 in Frankreich fiel, nur bis zum November desselben Jahres überlebte. Ich war damals noch zu jung, um diesen Mann erleben zu können. Seine, etwa 90 Jahre danach, etwas antiquiert anmutende Art von Tod mag heute mitleidig belächelt werden. Ob eine solche Geringschätzung weitere 90 Jahre danach noch Bestand haben wird, bleibe dahingestellt.

Großmutter Sudhoff nahm mich zeitweise auf, als meine Mutter schwer erkrankte. Ich erinnere mich an ihre Wohnung mit den hohen Räumen, auch daran, daß ich einmal auf Bettkissen krabbelte, die zum Lüften auf dem Fensterbrett lagen, im dritten Stock. Die arme Großmutter!

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges traf die junge Familie meines Vaters wie scharfer Frost Knospendes. Der Vater ging in den Krieg. Meine Mutter mit ihren drei Kindern im Alter von einem, zweieinhalb und drei Jahren wartete auf die Heimkehr ihres Mannes. Hoffnungen des ersten Kriegsjahres zerstoben wie Spreu im Wind. Die Sorgenlast blieb.

Welcher Wandel! Am 17. Februar 1910 hatten meine Eltern geheiratet. Der Freund meines Vaters, Herr Schmidt, war Trauzeuge. Begeistert über die junge Braut ließ er sich zu dem Ausspruch hinreißen, sie sei die schönste Braut von ganz Frankfurt. Dieser spätere Filialdirektor der Dresdner Bank am Opernplatz in Frankfurt verwaltete eine Generation später in alter Tradition auch mein Konto und erzählte mir: „Ja, sie war es wirklich."

Ich glaubte das nur zu gern, denn wissen konnte ich nur wenig oder gar nichts vom Zauber dieser Frau. Wie ein Hauch hatte sie unsere Erde berührt, um dann wieder zu verschwinden. Nach den kurz hintereinander erfolgten Geburten ihrer drei Kinder Erna, Gertie und Bernhard (ich als letztes) war der darauf folgende Ausbruch des Ersten Weltkrieges mit den schnell einsetzenden Entbehrungen und Aufregungen vielleicht mit ein Anlaß, daß sie an Tuberkulose erkrankte. Durch die unaufhaltsame Verschlimmerung des Krank-

heitsverlaufes war sie gezwungen, viel liegen zu bleiben und, worunter sie am meisten gelitten haben muß, ihre innig geliebten Kinder wegen der Ansteckungsgefahr von sich fernzuhalten.

Einmal, es war in Eschau im Spessart, wohin wir bei Fortschreiten des Krieges wegen der guten Landluft und der besseren Ernährung ausquartiert worden waren, lag sie in der abgedunkelten Bauernstube unserer Bleibe, während wir Kinder auf dem Hofe spielten. Aus irgendeinem für mich ebenso wichtigen wie nichtigen Grunde fing ich an, nach meiner Mutter zu weinen. Sie muß es gehört und dagegen angekämpft haben, mich zu rufen. Dann aber widerstand sie nicht länger, ließ mich kommen und sprach mit mir wenige Worte. Die sind vergangen, die Wärme des Gesagten aber nicht.

Vor einiger Zeit gerieten mir Briefe in die Hände, die sie an meinen Vater schrieb, der als Soldat und fernab von ihr nicht helfen konnte. Aus ihnen spricht Wehmut, viel mehr aber noch Liebe zu ihm und ihren drei hilflosen Kindern. Sie starb am 4. Dezember 1918 im Lungensanatorium Haustein bei Deggendorf. In der Todesanzeige heißt es, daß die Beerdigung in Deggendorf stattfinden müsse, weil die Leiche wegen der Demobilisierungsmaßnahmen nicht nach Frankfurt am Main überführt werden könne.

Wir drei Vollwaisen, denn der Vater war noch nicht aus dem Kriege zurückgekehrt, wurden in Frankfurt in der Hammelgasse im Waisenhaus untergebracht. In meiner Erinnerung haften noch Bilder dieser freudlosen, weil gefängnisähnlichen Behausung. Dann wurden wir unter der Verwandtschaft aufgeteilt. Ich kam nach Bergen-Enkheim, allerdings erst, nachdem mein Vater aus dem Kriegsdienst entlassen worden war. Dort lebten die Eltern meiner zweiten Mutter. Mein Vater war, zurückgekehrt in die Heimat und nachdem er seine Kinder in einem solch hilflosen Zustand vorgefunden hatte, kurz entschlossen eine zweite Ehe eingegangen.

Ich erlebte trotz allem schöne Jahre, zunächst in Bergen-Enkheim, später in Frankfurt. In Bergen-Enkheim machten mich die Großeltern glauben, die Welt bestünde nur aus Obst und Blumen, aus Hühnern und Schweinen, aus lauter lieben Onkeln und Tanten. Als ich dann wieder zu Hause sein durfte, in der Brüder-Grimm-Straße, begannen die schlimmsten Wunden, welche der Krieg meiner Fa-

milie zugefügt hatte, zu vernarben. Meine zweite Mutter, die zwei Kinder mit in die neue Ehe brachte und von meinem Vater noch ein Kind bekam, widmete sich mit ganzer Kraft der Aufgabe, uns eine glückliche Kindheit zu schenken. So verspürte ich es gar nicht, was da vor sich ging, als Großvater Simon sein Bergener Besitztum verkaufte und damit das Tor in ein Paradies schloß. Seine Geschäfte, die er mit großem Erfolg betrieben hatte, müssen ihn sehr in Anspruch genommen haben. Den Erlös für sein Bergener Besitztum verwendete Großvater für den Ankauf eines ansehnlichen, vierstöckigen Mietshauses in der Luisenstraße, Ecke Schopenhauerstraße, in Bornheim, das mit seinen drei Wohnungen in jedem Stockwerk wohl eine Alterssicherung darstellen sollte. Die Großeltern Simon bezogen eine Wohnung im Erdgeschoß ihres neu erworbenen Hauses. Oft genug durfte ich dort bei ihnen wohnen und schlafen, das Elternhaus wenige Gehminuten entfernt. Mir sind noch die Glocken der gegenüberstehenden Lutherkirche im Ohr.

Dann starb der Großvater, und ich erfuhr sehr viel später die mögliche Ursache seines frühen Todes. Er hatte sein Haus kurz vor der Geldinflation gegen eine hohe Summe alter Reichsmark verkauft. Als er die schließlich in Händen hielt, konnte er vielleicht gerade noch einen Laib Brot dafür kaufen. Großmutter Simon behielt die Erdgeschoßwohnung in ihrem Eigentum. Bis zu ihrem Tode hatte sie an Wochenenden einen häufigen Gast, das war ich. Vom Verlust ihres Hauses sprach sie nie, auch nicht von jenem umtriebigen, freundlichen Mann, der es gekauft hatte.

Ich möchte Großvater Simon gegen den Verdacht in Schutz nehmen, er habe beim Verkauf seines Hauses nicht genügend aufgepaßt. Die Inflation der 20er Jahre kam wie ein Unwetter. Ein vergleichbares Ereignis solch zerstörerischer Kraft war bis dahin in Deutschland nie erlebt worden. Deshalb gab es dagegen keine Möglichkeit der Vorsorge.

Die zahllosen Erlebnisse mit Freunden und Verwandten würden eine eigene Geschichte darstellen.

Der Vater brachte es als Zigarrenvertreter zu einigem Wohlstand, so daß wir uns schließlich ein Haus leisten konnten. Ich kam nach der Volksschule an die Helmholtz-Oberrealschule, entwickelte aber im Laufe der Jahre eine starke Neigung zur Literatur- und Sprachwissenschaft.

Universität Frankfurt und der Weg zur SS

Dem Fleiß und der Tüchtigkeit meines Vaters hatte ich es zu verdanken, daß ich von der wirtschaftlichen Not, die im Deutschen Reich der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg herrschte, wenig zu spüren bekam. Nach dem Abitur schrieb ich mich für das Studium der Germanistik und Philosophie an der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Universität in Frankfurt a. M. ein. Das erste Semester meines Studiums im Frühjahr 1932 verlief ohne besondere Vorkommnisse, von einigem Wetterleuchten abgesehen. Ich denke da an eine Lehrveranstaltung von Prof. Paul Tillich, die auf der Rückseite des Mittelgebäudes stattfand. Ich hatte meine Schwierigkeiten, die Fachsprache des Vorgetragenen zu verstehen, geschweige denn, mich in die Diskussion einzumischen. In dieser Situation drang Lärm von der Vorderseite des Gebäudes bis in unseren kleinen Raum. Es sei eine Straßendemonstration gewesen, hieß es nachher. Ich ahnte nicht, daß der Umschwung schon so kurz bevorstand.

30. Januar 1933. Revolution. Wie von der Schwemmflut eines Unwetters wird alles mitgerissen. Argumente für oder gegen das Neue standen mir nicht zur Verfügung. Ich war in einer unpolitischen Welt erzogen worden. Im Sommer desselben Jahres trat ich in den SS-Studentensturmbann Frankfurt ein. Dieses einmal gegebene Jawort band mich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Es muß dann im Herbst 1933 gewesen sein, als der Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, im Ostpark der Stadt die Frankfurter SS, darunter auch den SS-Studentensturmbann, besichtigte. Etwa tau-

send Mann standen auf der großen Ostparkwiese zur Besichtigung angetreten. Ich war mit 1,96 Meter Körpergröße rechter Flügelmann meines Sturmes. Himmler durchschritt langsam die Reihen, jeden Mann aufmerksam betrachtend. Bei mir angekommen, blieb er stehen und fragte mich: „Wollen Sie SS-Führer werden?" Ich bejahte.

Mein Studium war zu dieser Zeit an einem kritischen Punkt angelangt. Mein Vater drängte. Ich liebte meine spätere Frau, Tilli Neuhaus. Offizier ja, das wäre die Lösung. Studium vielleicht später, aber dann selbständig.

Im Frühjahr 1934 bekam ich einen Gestellungsbefehl zum SS-Führeranwärterlehrgang in Ellwangen/Jagst.

So kam es. Der Dienst in Ellwangen war hart, doch mein Vater besuchte und bestärkte mich. Den Dienst in der Junkerschule Braunschweig, wohin ich 1935 versetzt wurde, empfand ich als noch härter. Aber der Leiter der Schule, General Paul Hausser, war beeindruckend. Das half mir.

Nachdem ich 1935 noch an den Herbstübungen des ersten Lehrganges der Junkerschule Braunschweig auf dem Truppenübungsplatz Sennelager bei Paderborn teilgenommen hatte, bekam ich überraschend einen Versetzungsbefehl zur SS-Kaserne Dachau bei München. Dort wurde ich etwa 14 Tage lang stramm exerziert. Ich weiß nicht genau, weshalb ich die Schule in Braunschweig kurz vor der Abschlußprüfung verlassen mußte. Ich hatte mir ein Wachvergehen zu Schulden kommen lassen. Meine Reitkünste überzeugten nicht, und wie mir zu Ohren kam, ließ ich es an der nötigen Härte fehlen. Hatte ich versagt? Verwundert über diese Änderung auf dem Ausbildungsweg zum SS-Führer, rief ich in Braunschweig einen meiner Lehrer an, um zu fragen, was das bedeute. Wohl als Antwort bekam ich wenige Tage später den Befehl, daß ich mich in einem bestimmten Hotel in Berlin, meiner Erinnerung nach dem „Vier Jahreszeiten", zu einem nahen Zeitpunkt beim Burghauptmann der Wewelsburg, SS-Hauptsturmführer Manfred von Knobelsdorff, melden solle. Nun glaubte ich einen Sinn in der plötzlichen Wende meines Werdeganges zu erkennen und harrte gespannt der kommenden Ereignisse.

Da der anberaumte Termin in der Hauptstadt mir noch etwas Zeit ließ, fuhr ich über meine Heimatstadt Frankfurt, um dort mei-

nen Eltern und meiner Freundin, meiner späteren Frau Tilli, Bescheid zu geben. Der Besuch ist mir unvergeßlich geblieben. In Berlin wurde ich von Herrn von Knobelsdorff sehr freundlich empfangen. Wir besuchten an diesem Tage noch ein vorgeschichtliches Museum, was uns Gelegenheit bot, über das Gesehene zu sprechen. Er sagte schließlich, daß ich mit ihm zur Wewelsburg fahren solle, um dort als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig zu werden. Obwohl ich nicht genau wußte, welcher Art diese Tätigkeit sein solle, war ich voll gespannter Erwartung. Die Fahrt führte uns am Schloß in Braunschweig vorbei, der dortigen Junkerschule. Ich verweilte auf dem mir wohlbekannten Schloßhof, während mein neuer Chef in dem gewaltigen Schloßgebäude, das ich lange genug als SS-Junker durchschritten und durchmessen hatte, wohl auch wegen meiner Person Gespräche führte. Inzwischen hatte sich ein weiterer Mitfahrer eingefunden: Wilhelm Jordan, der hochbegabte Archäologe und Vorgeschichtsforscher. Er hatte während des Studiums an der Universität Marburg viele Jahre in der Umgebung von Marburg mit großem Erfolg an Ausgrabungen teilgenommen, die der Erforschung der deutschen Vorgeschichte dienten. Wie ich später erfuhr, lagerten noch Berge von wertvollen Funden, die seiner wissenschaftlichen Wißbegierde zu danken waren, in den Kellern seines dortigen Institutes. Die dazugehörigen peinlich genauen Zeichnungen der jeweiligen Fundumstände nicht zu vergessen. So standen wir denn, die kleine Gruppe von „Wewelsburgern", an der schmiedeeisernen Umfriedung und auf dem großen Schloßvorhof des gewaltigen Braunschweiger Schlosses.

Durch die Lücken des übermannshohen Zaunes verkaufte Jordan an einen Vorübergehenden seine alte Hose. Eine soeben neu erworbene hatte er dafür angezogen, um seine Tätigkeit in Wewelsburg würdig bekleidet antreten zu können. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren. Das verging mir aber im Laufe der folgenden Jahre gemeinsamen Arbeitens, als ich feststellen mußte, zu welchen Leistungen dieser hochbegabte Vorgeschichtsforscher fähig war.

Nach einer geraumen Zeit des Wartens bestieg Herr von Knobelsdorff wieder unseren Wagen, und die Fahrt nach Wewelsburg konnte weitergehen. Lebhafte Frage- und Antwortspiele verkürz-

ten die Fahrtzeit. Daran beteiligte sich auch der Fahrer, ein SS-Unterscharführer Schreckenberg, soweit dies das sichere Lenken unseres kleinen Hanomags zuließ.

Es dunkelte bereits, als wir in Wewelsburg, der Ortschaft, die die gleichnamige Burg umgibt, ankamen. Dieses Bauerndorf mit damals etwa dreitausend Einwohnern liegt ungefähr 20 Kilometer südlich von Paderborn. Zur Nächtigung wurde mir der Gasthof von Gretchen Dierkes in der Bahnhofstraße zugewiesen. Ich ließ mir die in der hereinfallenden Dämmerung kaum noch wahrnehmbaren Umrisse der Wewelsburg zeigen. Von meinem Fenster aus konnte ich gerade noch die Umrisse des „dicken Turmes" erkennen; jenes gewaltigen Bauwerkes, dessen Mauern mit einem Durchmesser von über einem Meter auf dem gewachsenen Fels des Burgberges gründen. Die Wucht der optischen Eindrücke, aber auch der Mangel an Kenntnissen über die sagenumwobene Wewelsburg, hießen mich den kommenden Tag mit Spannung erwarten. Der zweite „Neue", Wilhelm Jordan, nächtigte mit mir im selben Gasthof.

Erlebnisse auf der Wewelsburg

Pünktlich zur angegebenen Stunde erschienen wir beide im morgendlichen Dämmerlicht und Dunst eines herbstlichen Tages auf dem Hofe der Burg. Die Wewelsburg ist, der Bergnase angepaßt, auf welcher sie steht, eine Dreiecksburg; eine der wenigen in ganz Deutschland. Mir fällt hierzu nur noch die Burg von Montabaur im Kannenbäckerland ein. Der Innenhof wird deshalb von den himmelragenden drei Burgflügeln schier erdrückt. Er wirkt somit klein, was er in Wirklichkeit gar nicht ist. Er bot ganz gewiß Platz zur Aufstellung einiger Hundertschaften. Das wird jedoch nur selten oder auch nie stattgefunden haben. Denn die Burg wurde im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts erbaut, sie diente dem Fürstbischof von Paderborn als Sommerresidenz. Es hat um sie nur wenige kriegerische Auseinandersetzungen dramatischer Art gegeben. Der katholische Feldherr Tilly verschonte das katholische Paderborn im Dreißigjährigen Krieg, doch wurde die Wewelsburg 1646, als sie eine kaiserliche Besatzung hatte, vom schwedischen General Wrangel belagert und erobert. Im Verlauf der Kampfhandlungen war sie in Brand geschossen worden, weshalb man ab 1654 an den Wiederaufbau ging.

Ein berühmtes Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff erwähnt den Hof der Wewelsburg als Schauplatz einer Schandtat. Der Graf von Spiegel hatte das Pech, auf einer Jagd der hohen Herren des Landes ohne Jagdtrophäe den Hof der Wewelsburg betreten zu müssen. In seinem Zorn hierüber erblickt er einen

Dachdecker auf dem Dach des „dicken Turmes" bei seiner Arbeit, zielt und „erlegt" den Ersatz für das verfehlte Jagdglück. Als dann die Dichterin beschreibt, wie der nachfolgende Fürstbischof die Untat seines eigenen Verwandten angemessen bestraft, läßt sie ihn sagen: „Es ist doch schwer, eine Inful (Zeichen seiner Machtvollkommenheit; B.F.) zu tragen." Wie oft habe ich hinaufgeschaut, vom mit schweren Pflastersteinen belegten Hof der Wewelsburg zum obersten Rand des dicken Turmes, habe mir vorgestellt, wie mir schwindeln müßte, hinab zu schauen in den winzig erscheinenden und dennoch beachtlich großen Hof der Wewelsburg, wimmelnd von unruhigen Hunden, Pferden und bunt gekleideten Jägern einer fürstbischöflichen Jagdgesellschaft; da wurden mir die Dimensionen der Wewelsburg, die Unwiederholbarkeit ihrer Architektur erst so recht bewußt.

Sie ist schlicht und überwältigend einfach: Der große gepflasterte Hof, umstellt von drei dreistöckigen, mit den Kalksteinen der nahen Umgebung verkleideten Baukörpern, maßvoll an Fenstern und Türen, kraftvoll am Torbogen des Einganges, an den Eingängen und Aufgängen der drei Häuser wie am Einlaß in den „dicken Turm" mit Stilmerkmalen der Renaissance geschmückt. Drei Schloßflügel gibt es; der schmalste von ihnen ist der Ostflügel, der geräumigste der Südflügel, am längsten ist der mit einem ins Almetal blickenden Erker geschmückte Westflügel.

Wer dem Wesen jenes Bauwerks näherkommen möchte, etwa den Versuch wagt, es zu deuten, der kann nicht umhin, den „dicken Turm", den Nordturm der Dreiecksanlage zu beschreiben. Als er Anfang des 17. Jahrhunderts als mächtigstes Teilstück der Burg errichtet wurde, gab es bereits die Waffe der Artillerie. Damit konnten selbst die dicksten Mauern einer Burg zerstört werden. Der besagte Nordturm der Wewelsburg wurde auf der äußersten Spitze der Bergnase errichtet, die durch ihre Steilheit selbst mehr einer Mauer denn einer Bergwand glich. Einer artilleristischen Bedrohung dieser Bergwand, um so mehr eines darauf errichteten Turmes, waren deshalb mit den Mitteln damaliger Zeit deutliche Grenzen gesetzt. So wäre es zu erklären, daß die Bauherren der Wewelsburg und insbesondere des sogenannten „dicken Turmes", also des Nordturmes, auch an dessen Wehrhaftigkeit dachten, was dann natürlich für die gesamte Wewelsburg als

Kurt von Spiegel

Von Annette von Droste-Hülshoff

O frommer Prälat, was ließest so hoch
Des Marschalks frevlen Mut du steigen!
War's seine Gestalt, deren Adel dich trog,
Sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?
O frommer Bischof, wie war dir zu Mut,
Als rauchend am Anger unschuldiges Blut
Verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen!

Am Wewelsberge schallt Waldhurra,
Des Rosses Flanke schäumt über den Bügel,
Es keucht der Hirsch, und dem Edelwild nah,
Ein flüchtiger Dogge, keucht Kurt von Spiegel;
Von Turmes Fahne begierig horcht
Der arme Tüncher, und unbesorgt
Hält in der Hand er den brückelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben ist aus,
Des Hirsches einzige Träne vergossen,
Ein Hörnerstoß durch das waldige Haus
Vereint zum Geweide die zott'gen Genossen,
Und bald aus der nickenden Zweige Geleit'
Die Treiber so stumm, die Ritter so breit,
Ziehn langsam daher mit den stöhnenden Rossen.

Der Spiegel spornt sein rauchendes Tier,
„Verfluchte Canaille, du hast mich bestohlen!"
Da sieht er, hoch an des Turmes Zimier,
Den armen Tüncher auf schwankenden Bohlen.
„Ha," murrt er, „heute nicht Beute noch Schuß,
Nie kam ich zurück noch mit solchem Verdruß,
Ich möchte mir drüben den Spatzen wohl holen!"

Der Tüncher sieht, wie er blinzelt empor,
Und will nach dem ärmlichen Hütlein greifen,
Da sieht er drunten visieren das Rohr,
Da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen;
Getroffen, getroffen! — er schaukelt, er dreht,
Mit Ziegel und Bohle und Handwerksgerät
Rollert er nieder zum rasigen Streifen.

Als träf' ihn selber das Todesgeschoß,
So zuckt der Prälat, seine Augen blitzen,
„Marschalk!" stöhnt er, die Stirne wird naß,
Am schwellenden Halse zittern die Spitzen,
Dann fährt auf die Wange ein glühendes Rot,
Und „Marschalk!" ruft er, „das bringt dir den Tod!
Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!"

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengste schaut,
Er lächelt umher auf die bleichen Vasallen:
„Mein gnädigster Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,
Eu'r Dräuen möchte im Winde verhallen!"
Dann wendet er rasch, im sausenden Lauf
Durchs Tor und die donnernde Brücke hinauf.
Zu spät, zu spät sind die Gitter gefallen! — —

Im Dome zu Paderborn ist verhallt
Das Sterbegeläute des alten Prälaten,
Und wieder im Dom hat Kapitels Gewalt
Den neuen Beherrscher gewählt und beraten.
Stumm fährt das Gebirg und die Felder hinein
Der neue Bischof zur Wewelsburg ein,
Geleitet von summenden Volkskomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt
Und sieht die massigen Türme sich strecken,
Wie ihm im Busen es zittert und grollt!
An seiner Inful — o brandiger Flecken!
Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!
Leis seufzet er auf, dann murmelt er schnell:
„Herr Truchses, laßt unsre Tafel nun decken."

Es kreisen die Becher beim Böllergeknall,
Die stattlichen Ritter, die artigen Damen,
Sich schleudernd des Witzes anmutigen Ball,
Fast von der Stirne die Falten ihm nahmen!
Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil';
Es knarren die Türen, es steht eine Säul',
Der Spiegel, der blutige Marschalk, im Rahmen!

Der Bischof schaut wie ein Laken so bleich —
Im weiten Saal keines Odems Verhallen —
Ans Auge schlägt er die Rechte sogleich,
Und langsam läßt er zur Seite sie fallen.
Dann seufzt er hohl und düster und schwer:
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kömmst du daher!
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vasallen!"

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,
Kein Schandgerüst sah man zimmern und tragen,
Doch sieben Schüsse, die knatterten hart,
Und eine Messe hörte man sagen.
Der Bischof schaut' auf den blutigen Stein,
Dann murmelt' er sacht ins Breve hinein:
„Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen!"

zutreffend erachtet werden muß. Der auffallend tiefe Burggraben, der nur von einer Zugbrücke überspannt wird, macht diesen Erklärungsversuch noch glaubhafter. Die Wewelsburg war also mit ihren vielen weiten Fenstern, mit ihren schmucken Altanen, die weit ins Land schauten, nicht nur eine Art von Gralsburg, sie war trotzdem auch eine „feste Burg".

So wendet sich diese Betrachtung wieder dem sogenannten „dicken Turm", dem Nordturm, zu. Einige wenige Zahlen mögen dabei behilflich sein, einen Begriff von dessen wirklichen Größenverhältnissen zu gewinnen. Seine Grundmauern sind mehrere Meter dick, errichtet aus jenem Kalkstein, auf dem sie steht. Als ich die Wewelsburg zum ersten Mal sah, war der Nordturm innen leer, also ausgebrannt. Dessen Außenmauer jedoch stand, seit dem letzten Brand – es gab deren im Laufe der Jahrhunderte mehrere – bombenfest. Bis zum obersten Rand stand sie, fast die Höhe der beiden anderen Burghelme der Wewelsburg überragend, immer noch in einer Mauerdicke, die ausreichte, das ganze Rund des Nordturmes zu Fuß zu umgehen. Heute ist der Nordturm wieder mit bewohnbaren Stockwerken gefüllt. Das Erdgeschoß zeigt einen vertäfelten, eindrucksvollen Weiheraum. Er stammt aus der Zeit der SS-Schule Haus Wewelsburg. Man nennt diesen Raum den Gruppenführerraum.

So steht die Wewelsburg wieder, nachdem sie bei Kriegsende gesprengt worden und ausgebrannt war, dank vieler aufbauwilliger Hände und Herzen, so schön da, wie eh und je. Dafür sei Dank. Sie war und ist eine feste Burg. Da fällt mir ein Lied ein, das die Deutschen nach vielen hundert Jahren auch heute noch mit Begeisterung singen: „Eine feste Burg ist unser Gott."

Nach Süden, oder um es genauer zu sagen, nach Südwesten schaut sie mit den Augen ihrer vielen Fenster hinab ins Almetal; auch blickt sie hinüber auf die Höhe, wo der Hellweg auf den Teutoburger Wald trifft, und wieder in anderer Perspektive auf die Porta Westfalica und die Widukindsburg. Wer dieses Land sieht, der sieht hinein in ein Kernland deutscher Geschichte.

So ähnlich mag es Heinrich Himmler ergangen sein, als er dieses germanische Kernland, nämlich das stockkatholische Paderborner Land, bereiste, wo er nach langer Suche sein Monsalvatsch, die Gralsburg seiner Träume, gefunden hatte. Ob sich Himmler

bei seiner Suche nach der Gralsburg dessen bewußt war, daß er sich in einem Paderborner Land in einem Kerngebiet sowohl der germanisch-deutschen Geschichte als auch des christlichen Mystizismus bewegte? Das glaube ich bei seinem hohen Interesse für geschichtliche Vorgänge annehmen zu müssen. Auch, daß er wußte, welche Rolle die Wewelsburg im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gespielt hatte. Schließlich war er im katholischen Bayern aufgewachsen und erzogen worden.

Wenn er eine andere Burg als eben jene Wewelsburg gesucht hätte, eine im großen Stile für den Verteidigungskampf gebaute, eine wirklich wehrhafte also, dann hätte es die Wewelsburg nicht sein können. Sie und keine andere aber sollte es sein. Lange hatte er in der Diözese Paderborn gesucht, die Burgen und Schlösser des Landes besichtigt, um sich schließlich für die Wewelsburg zu entscheiden.

Ich lade den Leser dieser Zeilen ein, sich der Wewelsburg, von Büren kommend, auf dem Hellweg zu nähern. Da plötzlich, im Osten taucht sie vor ihm auf, wie eine Himmelsburg thront sie über dem Tale der von hier aus unsichtbaren Alme, mit ihrer ganzen Breitseite schaut sie herüber. Ihre Augen, will sagen: ihre Fenster blinken herüber, drei Reihen und darüber noch die Reihe der Dachgaubenfenster, der „dicke Turm" sowie mehr oder weniger verdeckt die Helme der beiden anderen. „Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen", möchte ich mit Eduard Mörike bei diesem Anblick singen. Eine Himmelsburg, auf den Höhen über dem Almetal hingelagert. Keine vor Verteidigungsbereitschaft strotzende Ritterburg. Bei einer solchen wären die Fenster seltener, kleiner, verhängter. Sicherlich – der steile und damals unbewaldete Burgberg rundum, ebenso der Burggraben, die dicken Mauern, die Zugbrücke vor dem Tor, dies alles zusammen schützt die Sommerresidenz des Fürstbischofes vor Überraschungen, mehr nicht. Das genügt auch. Seine geistlichen Zusammenkünfte, ebenso die sommerlichen Erholungspausen, wurden bis zur Verweltlichung des Kirchenbesitzes in der Folge des Reichsdeputationshauptschlusses nie ernstlich gestört. Später fing das Innere des „dicken Turmes" Feuer und brannte aus. Das war alles. Seine anscheinend für die Ewigkeit erbauten dicken Mauern schüttelten solche kleinen Unfälle mühelos von sich ab und konnten auf den

Wiederaufbau warten. Der kam, nachdem Heinrich Himmler diese wunderbare Ruine gesehen hatte.

Aber ich kehre noch einmal zurück und erinnere mich an jenen nebligen Morgen, als ich, vom Gasthof von Gretchen Dierkes kommend, zum Antritt meines ersten Arbeitstages auf der Wewelsburg deren Brücke überschritt, mich auf der Wache, die sich im Torbogen befand, meldete, um mich einweisen zu lassen. Ich wurde in den Speiseraum verwiesen, der sich dort gleich um die Ecke befand. Wenig später stand ich wieder vor dem Burghauptmann in dessen Arbeitszimmer, das sich über dem Torbogen befand. Er selbst wies mich ein, zeigte mir den bisher erreichten Stand selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und konnte Ansätze zum Aufbau einer geschichtlichen, einer vorgeschichtlichen und einer volkskundlichen Abteilung vorweisen. Von Herrn von Knobelsdorff erfuhr ich, daß es auf der Wewelsburg eine Bibliothek gäbe, die an den europäischen Leihverkehr angeschlossen sei und für meine zukünftige Arbeit zur Benutzung bereitstünde; aufgebaut und gegliedert von einem auch nach seinem Tode noch hochgeachteten Bibliothekar, Dr. Hans Peter des Coudres. Als dieser vor wenigen Jahren starb, waren die deutschen Zeitungen voll von Respektsbezeugungen vor seiner Lebensleistung. Außerdem wurden mir die Herren Karl Lasch und Walter Franzius als Schulungsleiter vorgestellt. Mir wurde ein Arbeitszimmer zugewiesen, das sich zwischen denen der Herren Lasch und Franzius im ersten Stock des Ostflügels der Burg befand. Etwas ratlos war ich dann mir selbst überlassen.

„Was ist das, ein Schulungsleiter?", fragte ich mich, während ich in der beachtlichen Handbücherei meines mir nun zugewiesenen Arbeitszimmers stöberte. Die Großzügigkeit des Gebarens der Menschen, die mich umgaben, die Geschichtsträchtigkeit der Umgebung, in welcher ich nun arbeiten sollte, tröstete mich darüber hinweg, daß ich nur wenig über die Aufgabe der SS-Schule Haus Wewelsburg wußte, von der ich mir jedoch um so mehr erhoffte.

Es verging kein Tag, an dem ich nicht zu Herrn von Knobelsdorff gerufen worden wäre. Er arbeitete an einem Buch oder Vortrag über die Hexenverfolgung und -verbrennung während des Mittelalters. Ich sollte ihm bei der Quellensuche behilflich sein. Er zeigte mir den sogenannten Hexenkeller, der sich gegenüber der

Wache durch eine geheime Tür betreten ließ und sich bis weit in die Tiefe des Burggrabens erstreckte. Ich ließ Schauder und Abneigung gegenüber diesem Forschungsgegenstand erkennen. Er nahm mir das nicht übel, sondern er zog mich im Gegenteil in sein Vertrauen. Auch mich prägte Abscheu gegenüber solchen Auswüchsen christlichen Glaubens, die ich allerdings für abgetan und überwunden hielt. So stellte sich ein Vertrauensverhältnis zwischen ihm, dem weitaus Älteren, und mir ein. Er muß wohl gespürt haben, daß ich begierig darauf wartete, einen Forschungsauftrag zu erhalten, der es mir erlauben würde, meine wissenschaftliche Arbeit auf der Wewelsburg planvoller zu gestalten.

Eines Tages eröffnete er mir mit deutlichen Anzeichen der Genugtuung, daß ich in Zukunft mit einem festen Forschungsauftrag arbeiten könne. Ich solle die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg sammeln und sprachlich wie auch geschichtlich deuten, soweit mir dies möglich sei. Ich war über diese Eröffnung glücklich, mir blieb das Herz vor Freude stehen. Da gab es niemanden, der mir vorschrieb, wie ich es anpacken sollte. Frei wie ein Vogel und gefangen wie ein Liebender.

Noch bevor ich mit dieser Arbeit beginnen konnte, gab mir Herr von Knobelsdorff ein weiteres Zeichen seines Vertrauens. Er bat mich, es war die Vorweihnachtszeit 1935/36, ich möge vor seinen Kindern am Nikolaustag den heiligen St. Nikolaus spielen. Das sagte ich mit Freuden zu.

Seine Wohnung befand sich im Schloß im linken Teil des Westflügels, etwa an derselben Stelle, wo einst ein Pfarrer von Wewelsburg, er hieß Pöppelbaum, gewohnt hatte.

Sie bestand aus einem Wohnteil, der über Treppen erreicht werden konnte. Wer also auf dem Burghof ankam, um den Burghauptmann zu besuchen, mußte zunächst einige im Laufe der Jahrhunderte ausgetretene Steinstufen erklimmen, um seine Gastfreundschaft genießen zu können. Hoher Besuch jedoch wurde in einem Raum empfangen, der sich ein Erhebliches tiefer befand, die Größe der oben befindlichen Wohnung ohne deren Zwischenwände hatte und schon allein deshalb achtunggebietend wirkte. Ein großer Kamin, der durch im Renaissancestil gestaltete alte Inschriften zu näherem Hinsehen einlud, zierte den Raum. Letztere, wie auch Verzierungen in Stein gehauen, ließen ein Gefühl der

Leere in dem riesigen Raum gar nicht erst aufkommen. Schon aus einem noch gewichtigeren Grund nicht: Von oben, aus dem Oberstock, stieg ich eine hölzerne Wendeltreppe hinab in die Tiefen des Raumes. Nie wieder in meinem Leben sah ich je eine schönere Treppe. Gehalten von einem mächtigen Baum, trug sie die wunderbar glatt und doch griffig gearbeiteten Stufen; jede so, ich schätze einmal kühn, mit einer Länge, daß zwei Menschen auf ihr bequem aneinander vorbeigehen konnten; ich darf nicht übertreiben, sie ist längst verbrannt. Dennoch, wie sie aus der Decke herauskam und bis zum mit edlen Steinen geplättelten Boden reichte, war sie fest und zitterte nicht unter den Schritten der Begeher; ein Meisterwerk!

Auf ihr schritt ich aus dem Oberstock als Nikolaus mit langem weißen Bart verkleidet herab. An einem großen und wuchtig gearbeiteten Tisch saß die Familie von Knobelsdorff mit ihren Kindern und Gästen. Ich befand mich in Ehrfurcht vor mir selber. Bloß nicht zittern und nicht zagen. Die Kinder nahmen den vom Himmel Gekommenen an.

In den folgenden Tagen begann ich mein Werk. Flurnamen, jene Erinnerungsstützen, Sprachhilfen, Verkleinerungshilfen für unsere Zunge, noch viel winzigere für unser Hirn, damit wir uns ein Bild zu machen vermögen, ein Wort von dem, was unsere Füße betreten, unsere Augen ermessen, dieser zitternde und waghalsige Versuch, die Welt zu sehen, dieser wunderbare Versuch, die Welt zu begreifen, zu deuten, zu ahnen; Flurnamen!

In dieser ersten Zeit sammelte ich Flurnamen von Wewelsburg, wo auch immer ich deren habhaft werden konnte, ordnete und deutete ich diese, so gut ich das konnte. Damals kam mir schon die Idee, daß ich den Namensschatz nicht nur aus Büchern, Akten und aus Bibliotheken zusammensuchen dürfe, sondern auch dem „Volk aufs Maul schauen müsse". Nicht nur diesem, sondern auch der benannten Landschaft selbst.

Freundlich mich ermunternd beobachtete Herr von Knobelsdorff die Anfänge meiner Arbeit. Wenn ich in der Frühe begann, entschied ich mich: Heute gehe ich hinaus und betrachte mir jene Fluren, deren Namen ich enträtseln soll. Dann ging ich zu den Bauern, sie zu bitten, mit mir plattdeutsch zu reden, wenn sie über ihren Grundbesitz sprachen. Ob sie wohl auch noch Dönskes, al-

Deutsche Volkskunde

Die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

der

Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

vorgelegt von

Bernhard Frank

aus Frankfurt a. M.

1941

Gedruckt in der Rocholschen Buchdruckerei W. Jahn Verlag, Soest.

Vorwort.

Die Absicht, eine Sammlung und wissenschaftliche Bearbeitung der Wewelsburger Flurnamen vorzunehmen, ist zunächst aus dem allgemeinen wissenschaftlichen Forschungsziel der SS-Schule Haus Wewelsburg zu verstehen.

Die geschichtlichen, vorgeschichtlichen und volkskundlichen Forschungen der SS-Schule Haus Wewelsburg setzen gerade deshalb in Westfalen ein, weil es sich hier um altes germanisches Kernland handelt. Hier, im Lande Hermanns des Befreiers und Widukinds befinden sich wertvollste Zeugnisse germanisch-deutscher Art.

Zu den wichtigsten derartigen Zeugnissen gehören die Flurnamen. Denn gerade in der Namengebung äußert sich die innere Haltung eines Volkes. Es ist nicht so, wie heute viele Rationalisten meinen, daß der Name für das Volk nichts anderes als ein Zweckgebilde sei. Der Name einer Person, eines Ortes, einer Flur ist dem bodenständigen Menschen ein Stück Heimat selbst. Erst dem in Frankreich geborenen Materialismus blieb es vorbehalten, Straßen mit Zahlen durchzunumerieren, anstatt sie mit deutschen Namen zu benennen.

Für die Durchführung der vorliegenden Arbeit bin ich am meisten meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Schulte Kemminghausen, Münster, zu großem Dank verpflichtet. Er gab mir die wichtigsten Anregungen und scheute keine Mühe, mir in meiner Arbeit fördernd zur Seite zu stehen.

Gleichzeitig möchte ich mich für die Hilfsbereitschaft vieler anderer Wissenschaftler und Heimatfreunde bedanken. Herrn Dr. Wortmann aus Münster, der am westfälischen Wörterbuch zur Zeit der Entstehung der Arbeit mitarbeitete, half mir bei der Übertragung der Flurnamen aus dem Volksmund in Lautschrift. Bei meinen Arbeiten am Staatsarchiv Münster waren mir Dr. Herberholz und Dr. Schrader behilflich.

Außerdem möchte ich auch Dr. Walther von der Landesbauernschaft Münster, Dr. Nörrenberg Münster, Dr. Büld Münster, Dr. Segin Büren (Westf.) nennen, die mir alle ihren Rat und ihre Hilfe angedeihen ließen. Unterstützung meiner Arbeit fand ich auch durch den Westfälischen Heimatbund, den Westfälischen Verein für Geschichte und Altertumskunde sowie durch das Katasteramt Büren. Ganz besonders richte ich aber meinen Dank an alle Wewelsburger, die meine Fragen bereitwillig beantwortet haben.

Einleitung.

Flurnamen gehören zum menschlichen Sprachgut. Die Bildung der Sprache vollzieht sich im bewußten Bereich des menschlichen Lebens. Der Mensch braucht zur Erweiterung seines Weltbildes um bisher unerforschte Gebiete, zur Aufhellung bisheriger Unklarheit, d. h. zur Bewußtmachung des Unbewußten, den Namen.

Am Anfang der sprachlichen Entwicklung wurde, wie heute allgemein angenommen, jeder einzelnen Erscheinung der Umwelt ein Name gegeben. Man kannte also zunächst nur Spezialnamen, aber keine übergeordneten Begriffe. Ein rassisch hochwertiges Volk wird aber bald Zusammenhänge in allen Bereichen des menschlichen Lebens erkennen. Dieser Denkvorgang hat im volklichen Leben eine ähnliche Bedeutung, wie das Aufsteigen des menschlichen Gemeinschaftslebens aus dem nur familienhaften, sippenhaften Gefüge zur höchsten Form menschlichen Zusammenlebens: zur Volksgemeinschaft. Größere Zusammenhänge werden so erkannt. Es entstehen übergeordnete Begriffe. Das Weltbild öffnet sich von der Enge der konkreten zur Weite der allgemeinen und geistigen Betrachtungsweise. Eine Namengruppe allein macht diesen Schritt ins Allgemeine nicht mit und bleibt wie zuvor Spezialname: die Gruppe der Eigennamen.

So kennt die Sprache zur Bezeichnung einer Erscheinung in der Natur den Oberbegriff „Eiche". Mit der Nennung dieses Wortes wird dem Sprechenden nicht nur ein ganz bestimmter Baum bewußt, sondern er denkt an die Gattung sämtlicher Bäume, die das Aussehen einer Eiche haben. Will aber der Bauer eine ganz bestimmte Flur seiner Gemarkung seinem Bewußtsein deutlich machen, so braucht er einen Eigennamen, einen „Flurnamen". Somit hat der Flurname im Leben des Bauern eine praktische Bedeutung; er dient zur Orientierung des Bauern in seiner Gemarkung.

Neben diesem praktischen Bedürfnis nach Flurnamen, als des eigentlichen Anlasses ihrer Prägung, gibt es noch einen anderen Faktor, der bei der Bildung von Flurnamen beteiligt ist. Dies ist der Kulturwille des namengebenden bäuerlichen Menschen. Denn die Tatsache, daß in manchen Städten die Straßen, im Gegensatz zur liebevollen Flurnamenbenennung in der deutschen bäuerlichen Flur, mit Zahlen benannt wurden, zeigt den ganzen Unterschied zwischen bäuerlichem Kulturwillen und dem sich in der Zeit des Liberalismus in den Großstädten breitmachenden kulturlosen Geist des Materialismus. Die eigentliche kulturelle Leistung des Bauern bei der Bildung von Flurnamen besteht darin, daß er das Charakteristische der Flur erkennt und mit Worten ausdrückt. Die Charakterisierung in der deutschen Flurnamengebung ist meistens so fein und genau, daß sich die praktische Kulturarbeit des Bauern in der deutschen Flur, kulturelle Zustände der Dorfgemeinschaft, Märchen und Sagen, geschichtliche Ereignisse und anderes mehr in den Flurnamen widerspiegeln. Wenn ich eingangs von der Sprache sagte, sie sei das Spiegelbild der Kultur eines Volkes, so gilt dies ganz besonders bei den Flurnamen. Wenn man Flurnamen deuten und verstehen will, dann muß man sich zuerst darum bemühen, die Lebensgesetze der Dorfgemeinschaft zu verstehen. Es muß dem Flurnamenforscher zu wenig sein, sich damit zu begnügen, durch sprachliche Deutung der Flurnamen ortsgeschichtlich, sagenkundlich oder in anderer Hinsicht

wichtige Dinge aus den Flurnamen zu lesen. Er muß sich vorher grundsätzliche Gedanken über die Dorfgemeinschaft machen, aus der diese Namen erwachsen sind. Die Flurnamenforschung darf, wenn sie als eine ernsthafte Wissenschaft gelten will, nicht in dem Zustand einer Hilfswissenschaft verharren, sondern sie muß als selbständige Wissenschaft betrieben werden. So kann die Erforschung der Lebensgesetze einer Dorfgemeinschaft, ebenso wie die von größeren Räumen, größeren Gemeinschaften in dem Maße in den Dienst der Flurnamenforschung gestellt werden, wie dies nach dem Obengesagten erforderlich erscheint.

Wenn ich oben feststellte, Flurnamen seien ein Spiegelbild des Kulturzustandes der Dorfgemeinschaft, ähnlich wie die Sprache ein Spiegelbild der Kultur eines ganzen Volkes ist, so muß hier eine Erläuterung hinzugefügt werden. Da die Namen einer Flurnamensammlung nicht nur aus einem Jahrhundert, sondern aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen, spiegeln sie auch nicht einheitlich das Kulturbild eines Jahrhunderts wieder, sondern die Kulturbilder der verschiedensten Jahrhunderte. So scheinen Flurnamen teilweise, trotz völliger Unverständlichkeit ihres ursprünglichen Wortsinnes, eine unbegrenzte Lebensdauer zu haben.

Um die Möglichkeit zu gewinnen, solche alten unverständlich gewordenen Flurnamen verstehen zu lernen, muß man versuchen, die älteste Form dieser Namen zu gewinnen. Befragung des Volksmundes, Ausnützung der urkundlichen Quellen in Verbindung mit Erkenntnissen der vergleichenden Sprachforschung ermöglichen es oft, den ursprünglichen Wortsinn eines Flurnamen zu bestimmen.

Bei der Sammlung der Wewelsburger Flurnamen sind diese eben erwähnten Forschungsmethoden möglichst ausgiebig angewandt worden. Ebenso wie Will möchte ich versuchen, eine Zeitschichtenliste der Wewelsburger Flurnamen aufzustellen. Diese Liste soll es ermöglichen, Grundsätzliches über die Lebensgesetze der Flurnamen auszusagen.

Schon jetzt kann auf Grund des bisher Gesagten folgendes festgestellt werden: Ein F l u r n a m e bzw. jeder E i g e n n a m e ist ebenso ein Teil der sprachlichen Bewußtmachung unserer Umwelt, wie jede andere Bezeichnung, die nicht wie der Eigenname nur eine, sondern mehrere Erscheinungen dem menschlichen Bewußtsein gegenwärtig werden läßt. Wenn man ein Wort mit einer Münze vergleicht, die das menschliche Bewußtsein geprägt hat, um einen Gedankenaustausch zu ermöglichen, so ist auch ein Flurname eine Münze, die zu dem Zweck geprägt wurde, um dem menschlichen Geist eine ganz bestimmte Flur bewußt zu machen. Nun ist der Münzwert eines F l u r n a m e n s bzw. eines jeden E i g e n n a m e n s nicht so hoch, wie der einer Bezeichnung, bzw. eines Oberbegriffes, wie z. B. des Wortes „Feld". Dieses Wort, bzw. diese „Münze" gilt für alle Erscheinungen der menschlichen Umwelt, die das typische Aussehen und die Eigenschaft eines Feldes haben. Flurnamen, ebenso wie jedes andere Wort, sind in ihrer äußeren Form starr und unveränderlich wie geprägte Münzen. Nur unter ganz bestimmten Bedingungen wird ein neues Wort geprägt, bzw. der Wert eines Wortes umgeprägt. Diese Bedingungen für die Flurnamen herauszuarbeiten, soll das Hauptziel meiner Arbeit sein.

so kleine Geschichten wüßten, von diesem oder sonst etwas? An einem anderen Vormittag war ich begierig darauf, in alten Urkunden zu stöbern. Ich versuchte, aller Urkunden habhaft zu werden, die Wewelsburger Flurnamen enthielten, nein, zu enthalten versprachen. Herr von Brenken von der nahe gelegenen Erpernburg überließ mir ein altes Kopiarbuch vom Kloster Böddeken aus dem Jahre 1450. Der Grundbesitz dieses früheren Nonnenklosters reichte bis weit in den Bereich der heutigen Gemarkung Wewelsburg. Viele der damals schon gebräuchlichen Namen fand ich wieder, meist aber in gewandelter Form. Ich stellte Zeitschichten der Wewelsburger Flurnamen auf. Ich suchte Archive auf, um nach alten Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg zu fahnden; so in Warburg, in Soest, in Marburg. Die Freiheit meines Arbeitens war nahezu unbegrenzt. Ich studierte andere bereits bestehende Flurnamenarbeiten und setzte mich mit Fragen der Namensdeutung auseinander. Dabei kam ich zu dem Ergebnis, daß der Flurname immer, oder vielleicht mit wenigen Ausnahmen, die geistige Deutung dessen darstellt, was er benennt. Für jeden Flurnamen erstellte ich eine Karteikarte.

Mein beharrliches Arbeiten an dem Buche *Die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg* verfehlte seine Wirkung nicht.

Ich muß gestehen, daß ich ohne den Anstoß des Herrn von Knobelsdorff vielleicht nie auf die Idee gekommen wäre, Flurnamen zu sammeln, so wie andere Menschen dasselbe Werk an Briefmarken vollziehen. Man hüte sich vor hochnäsiger Überheblichkeit. Die Welt ist einem unendlich großen Meer vergleichbar. Wo wir überheblich von seichten Gewässern reden, da befinden sich vielleicht Untiefen, deren wir trotz allen Strampelns nicht Herr zu werden vermögen. Darüber dachte ich damals, den Forschungsauftrag in der Tasche, nicht nach.

Ich tat vielmehr das, was jede Ameise tut, wenn sie ein Wässerchen zu überqueren sucht, ohne darin zu ertrinken. Ich ging vorsichtig vor. Wegen der Urkunden bemühte ich das Katasteramt, und ich nahm Einblick in die Bücher des Grundbuchamtes. Das waren zunächst die wichtigsten Quellen, um einen möglichst vollzähligen Überblick über die vorhandenen Flurbezeichnungen zu gewinnen. Katasterbeamte oder solche des Grundbuchamtes sind auch nur Menschen. Sie können bei der Übernahme des Gehörten

in ihre Bücher Fehler machen. Da bleibt die erwähnte weitere Möglichkeit, des unverfälschten Flurnamens habhaft zu werden. Nämlich durch die Zunge dessen, der ihn gebraucht. In Wewelsburg waren das überwiegend Bauern. Jede Änderung der Besitzerverhältnisse eines Ackerstückes konnte auch gleichzeitig bedeuten, daß sich dessen Name änderte oder gar unterging. Die Tatsache, daß die meisten der in meiner Kartei erfaßten Wewelsburger Flurnamen über viele Jahrhunderte bis auf kleine Abwandlungen unverändert blieben, beweist, daß die Generationen zwar kamen und gingen, die Familien jedoch das Erbe fest in ihren Händen hielten. Dies bedeutet jedoch nicht, daß sie die einzigen Namensgeber waren, so änderte sich zum Beispiel der Flurname, wenn das Grundstück einem neuen Zweck zugeführt wurde, beispielsweise dem Straßen- oder Hausbau. Wie von einem feinen Haarnetz ist alles Kulturland von Flurnamen überzogen, das mit ihnen lebt oder vergeht. Wenn ich den Namen eines mir bekannten Menschen nenne oder auch nur denke, so höre ich unwillkürlich die Stimme des Betreffenden, sehe vor meinem geistigen Auge seine Gesichtszüge, und es kommen mir Gedanken, von denen ich weiß, daß es die seinen sind. Das ist der Zauber der Namensgebung. Um ihm näherzukommen, wanderte ich so manches Mal durch die Wewelsburger Landschaft, spürte, wenn ich durch die Landschaft ging, das Raunen ihrer Geschichte. Ich wanderte vom Niederhagen aus, einem Buchenstandort, von mächtigen Fichten durchkreuzt, über das Graffeld hinweg, weiter einen steinreichen Acker zu dessen Füßen entlang, durch die Gemarkung Wewelsburg. In der Ferne zeichneten sich die Höhen des Teutoburger Waldes als Linie ab. Oder ich durcheilte den Oberhagen. Dann muß ich zunächst erklären: „Oberhagen", das ist der „Hagen"-forst auf der Böddekerseite, und „Niederhagen" jener, der mit der ganzen Breite seines Auslaufes zum Almetal an das Paderborner Quellengebiet grenzt und weit drüben am Horizont die Linien des Teutoburger Waldes darstellt. Der „Niederhagen" also blickt in die Weite dieses germanischen Kernlandes, der „Oberhagen" jedoch führt in dessen Tiefe.

Letzteren lernte ich erst kennen, als ich in Wewelsburg schon heimisch geworden war, mich mit der Burgmannschaft angefreundet hatte und glaubte, die wahre Bedeutung meiner Aufga-

be auf der Wewelsburg erkannt zu haben. Oft ging ich mit Wilhelm Jordan, dem begnadeten Vorgeschichtsforscher, meist in lebhaftes Gespräch über das verwickelt, das zu erforschen uns aufgetragen war, dabei aber nie vergessend, weshalb wir über die Fluren wanderten, spazieren. So, mitten im Gespräch, schoß einmal die Hand Jordans zum Boden. Schon zeigte er mir eine Tonscherbe, die er gerade vom Boden aufgelesen hatte. „Fränkisch, 7. Jahrhundert nach Christus", sagte er, den Fund von allen Seiten begutachtend. Tatsächlich fand er an dieser Stelle mittels einer sorgfältigen Ausgrabung die Spuren einer frühgeschichtlichen Siedlung, die er sorgfältig freilegte, vermaß und beschrieb. Es war die sogenannte „Kreuzbreite" nahe der Almebrücke.

Am Anfang meiner Tätigkeit als Flurnamenforscher in der Gemarkung Wewelsburg bevorzugte ich den Gang in das Gelände, also dorthin, wo das Namensgut, unsichtbar zwar, lebte. Dort, so dachte ich mir, müßte ich den Gesetzen seiner Entstehung, seines Werdens und Vergehens am nächsten kommen. Zwar mußte ich dann sehr schnell die Erfahrung machen, daß der Name Auskunft darüber geben kann, wie es mit der Flur zur Zeit von dessen Entstehung aussah, nicht immer aber über dessen jetzigen Zustand. Flurnamen sind einem Geschichtsbuch vergleichbar. Wer darin zu lesen versteht, findet Anregungen zum Verständnis unserer Vergangenheit, Gegenwart wie auch Zukunft. Von dieser Erkenntnis beseelt, ging ich hinaus in Feld und Flur, schaute und fragte. In meinem Feuereifer nahm ich sogar manchmal den Fotographen der Burgmannschaft mit und bat ihn unterwegs, mir bemerkenswert erscheinende Flurstücke, deren Namen daneben setzend, zu fotographieren. Auffallend geformte Bäume, Ausblicke, Landschaftseindrücke gehörten auch dazu. Wie wir einmal so mitten im Aussuchen und Anschauen waren, kurz vor der Stelle, wo der Hellweg und die Graffelnerstraße einander kreuzen – wir gingen allerdings nicht auf der Straße sondern talwärts, mal auf der dortigen Wiese, mal ein Stück im Wald –, da war mir plötzlich, als ob ein Hilferufender sich aus dem Gehölz ins Freie dränge. Erschrocken sah ich genauer dorthin, woher die Schreie kamen. Ich erkannte einen alten Herrn, der sich mir unwillig näherte, mir mit unmißverständlichen Gesten deutlich machte, auch schrie, soweit ich das verstehen konnte, daß ich zu verschwinden hätte, daß ich

dieses Waldstück nicht betreten dürfe. Die Erregung des fremden Mannes schien mir so groß zu sein, daß ich sehr schnell einsah: Hier muß ich schnell verschwinden, ehe dem alten Herrn in seiner mir unbegreiflichen Wut etwas zustößt. Ob er auch mit einem Stock drohte, habe ich vergessen; konnte es auch nicht mehr sehen, so schnell verschwand ich mit meinem Fotographen von der Bildfläche.

Als ich genügend Abstand vom Ort des Geschehens gefunden hatte, überdachte ich das soeben Erlebte. In der Nähe des Bahnhofes von Wewelsburg stand ein Schlößchen, das den Herren von Brenken gehörte. In ihm wohnte der Schwiegersohn des Herrn von Brenken, ein Herr von Metternich, mit seiner Frau, einer geborenen von Brenken. Lauter Namen, die in der deutschen Geschichte einen unüberhörbaren Klang haben. Herr von Metternich war zudem noch ein hoher Offizier aus dem Ersten Weltkrieg, ein Kavallerieoffizier. Ein weiterer Grund, weshalb ich mich entschloß, den Vorfall zugunsten des erregten Greises auszulegen. Meine Gänge in die Wewelsburger Flur unterbrach ich jedoch für eine Weile. Nach einer kleinen Pause, die ich für die Erledigung schriftlicher Arbeiten nutzte, entschloß ich mich, zunächst den Oberhagen und seine Umgebung aufzusuchen. Von dort aus wollte ich das berühmte Kloster Böddeken und seine von vielen Sagen und Geheimnissen umwitterte Umgebung kennenlernen.

Aber bevor das geschehen konnte, trat noch ein anderes, in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzendes Ereignis ein. Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler gab uns einen Hund in Verwahrung. Das war eine schwarze Dogge, deren Stirn ein weißer Stern schmückte; ein Hund, nein ein Riesentier, an das sich niemand heranwagte. Der geringste Annäherungsversuch löste furchterregendes Knurren aus. So schön dieses Tier war, auch ich hielt mich zurück. Cäsar hieß er. Sein Zwinger befand sich im Burggraben.

Oft saß ich in meinem Arbeitszimmer im Ostflügel der Burg an meinem Schreibtisch, die ständig wachsende Zahl meiner Karteikarten prüfend wie auch ergänzend. Manchmal aber befand ich mich im Arbeitszimmer des Herrn von Knobelsdorff, seine Arbeit über die zurückliegende Zeit der Hexenverbrennungen besprechend.

Schärfer und manchmal auch ätzend ging es in unserem Speisezimmer zu. Es befand sich im Ostflügel der Burg und zwar im Erdgeschoß unmittelbar neben dem Wachlokal, das im Torbogen gegenüber dem Eingang zum früheren Verließ für Gefangene eingerichtet worden war. Hier traf sich die Burgbesatzung, Herrn von Knobelsdorff ausgenommen, zum täglichen gemeinsamen Mittagsmahl. Beliebtestes Thema waren die „Entdeckungen" und „Findungen" des Herrn Weisthor (Wiligut), auf dessen Person ich später noch eingehen werde. Das Körnchen Wahrheit, das in seinen Veröffentlichungen wohl stecken mag, ging dabei unter.

Natürlich waren unsere Tischgespräche nicht nur solche der Satire. Dr. Hans Peter des Coudres, einer der Wortführer, erklärte bei solchen Gelegenheiten auch manche Tatsachen über die von ihm aufgebaute Bibliothek der Wewelsburg. Dazu gehörten Handbüchereien, die in den oberen Stockwerken der Burg für die Gäste der inzwischen fertiggestellten „Gruppenführerzimmer" bereitstanden. Sie enthielten die wichtigsten Lexika, Bücher geschichtlichen Inhalts wie auch germanistische Standardwerke. Dazu gehörte auch die in Island überlieferte Edda in deutscher Übersetzung. Natürlich deutsche Literatur: Goethes *Faust*, Schillers *Dreißigjähriger Krieg* und ähnliches. Die eigentliche Bibliothek befand sich im Erdgeschoß des Südflügels der Burg mit schließlich etwa 20.000 Bänden.

Sie war in ihren Beständen auf die Themen Deutsche Sprache und Geschichte, Vorgeschichte und Volkskunde ausgerichtet und wurde nach dem modernsten System der Bibliothekswissenschaft katalogisiert. Ein wissenschaftliches Handwerkszeug, das sich sehen lassen konnte; das Werk des Bibliothekars Dr. des Coudres. Kurz vor Ausbruch des Krieges übernahm er die Leitung der Staatsbibliothek in Kassel. Ich wurde sein Nachfolger. Aber gemach, so weit war ich noch nicht. Noch immer saß ich an meiner Arbeit *Die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg*. Eines Tages erreichte mich die Nachricht, daß hoher Besuch anstünde. Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler wolle die Mitarbeiter der Burg kennenlernen. Es seien keine besonderen Vorbereitungen erwünscht, hieß es. Ich blieb also in meiner gewöhnlichen Uniform (Sommerdrillich) und arbeitete in meinem Zimmer des ersten Stockes im Ostflügel der Burg.

Als ich um die Mittagszeit des Besuchstages im Nebenzimmer, dem Arbeitszimmer meines damaligen Vorgesetzten, des Schulungsleiters SS-Hauptsturmführer Lasch, ungewöhnliche Geräusche hörte, wußte ich, daß es soweit war. Nicht sehr viel später betrat Himmler meinen Raum. Mit ihm sein Gefolge, darunter SS-Gruppenführer Wolff. Ich fuhr von meinem Arbeitsplatz hoch und setzte dazu an, mich soldatisch zu melden. Himmler ließ es jedoch nicht dazu kommen. Lächelnd nahm er sich einen Stuhl, um sich neben mich zu setzen und bat mich, ich solle ihm erklären, woran ich zur Zeit arbeite.

Mein nach Stichworten und alphabetisch geordneter Zettelkasten stand gerade vor mir. Den zog ich näher heran und erklärte ihm an mehreren Beispielen, wie ich jeden Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg zu finden, zu erfassen und zu erklären versuchte: sprachlich, also auch mundartlich, und geschichtlich. Er zeigte große Aufmerksamkeit, die mir, dem Erklärenden, wohltat. Am Beispiel einiger Fragen, die er mir stellte, verriet er auch erstaunliche Sachkenntnis. Das Gesprächsklima war so angenehm, daß wir fast ins Fachsimpeln gerieten. Das Gefolge Himmlers stand eine geraume Weile dabei und hörte zumindest geduldig zu.

Dann erhob sich der Reichsführer-SS, wünschte mir für die Zukunft Glück sowie Erfolg und verabschiedete sich freundlich.

In einem Hochgefühl erfahrener Anerkennung ging ich hinunter in den Burggraben, denn plötzlich war mir Cäsar eingefallen, Himmlers riesige schwarze Dogge mit dem weißen Stern mitten auf der Stirn. Ich muß gestehen, daß dieses große Hundetier meine Phantasie nie ganz losgelassen hatte. Wie oft war ich an seinem Zwinger vorbeigegangen, seine Schönheit anzusehen, um von ihm deutliche Anzeichen gegenseitigen Verständnisses zu erfahren... Jetzt ging ich zu ihm in den Zwinger hinein, streichelte ihn, und eine Freundschaft wurde geschlossen.

Die Burgbesatzung gewöhnte sich daran, daß ich meine Spaziergänge nur noch mit Cäsar an der Leine unternahm.

Diesmal ging es nach Osten und etwas südlicher am Wewelsburger Sportplatz vorbei in die mächtigen Buchenbestände des Oberhagens. Hinein in die Tiefe dieses Waldes. An lichten Stellen legte ich eine Pause ein, Cäsar neben mir liegend. Näherten sich

fremde Geräusche, dann knurrte er drohend. Auf der anderen Seite des Oberhagens ging es hinunter zur Schlimmes-Breide. Dort stand ich im Angesicht des Eisenberges, Ort des Fegefeuers des westfälischen Adels, wie es Annette von Droste-Hülshoff beschrieb und damit ihr Bekenntnis zur Gottesfurcht mahnend zum Ausdruck brachte. Die Vorstellung vom Fegefeuer ist vom „Inferno", dem ersten Teil von Dante Alighieris *Göttlicher Komödie*, geprägt, der wohl auch die Droste aus dem Münsterland einen Gutteil ihrer Inspiration schuldet. In kühnem Gedankenflug versetzte sie die Hölle kurzerhand in jenen Eisenberg, der die alte Gemarkung Wewelsburg im Nordosten streift. Das kam meines Erachtens nicht von ungefähr. Denn damit bewegte sich ihre dichterische Vorstellungskraft in einem Gebiet, das von heiligen Mythen erfüllt ist. Hier gebar Wichtrud, die germanische Fürstentochter und Fürstin, ihren Sohn Meinolfus, der bis heute in der viel später errichteten Meinolfuskapelle verehrt wird. Bis heute heißt jeder dritte in Wewelsburg geborene Sohn, diese Zahl sollte der geneigte Leser nicht zu genau nehmen, Meinolf, im Gedenken an den germanischen Fürstensohn und christlichen Heiligen Meinolfus. Die Wewelsburger Familie von Mallinkrodt errichtete im vorigen Jahrhundert eine Meinolfuskapelle, in der die Wewelsburger alljährlich in der letzten Augustwoche eines jeden Jahres einen Gottesdienst abhalten.

Meine zweite Ehefrau, die inzwischen verstorbene Frau Hanna, geborene Kloppenburg, eine gebürtige Wewelsburgerin, bat mich inständig, wenigstens einmal an einem solchen teilzunehmen. Das taten wir beide gemeinsam.

An einem wunderschönen Tag des späten August strömten die Wewelsburger in das enge Böddeker Tal zur Meinolfuskapelle, doch nicht nur diese. Auch aus dem ganzen Landkreis Büren kamen Menschen, um den heiligen Meinolf zu feiern. Die Predigt hielt ein Dechant aus Steinhausen bei Büren. Ich habe wohl nie, und auch danach nie mehr, eine solche gehört, die mich so ganz und gar gepackt hätte wie diese. Das enge, heilige Tal quoll über von dicht beieinander im Grase hockenden oder auf Klappstühlchen, mitgebrachten Stühlen und Bänken sitzenden oder auch stehend ausharrenden Menschen, die andächtig das Wort Gottes vernahmen.

Ich muß deutlich machen: Dieses Erlebnis fand später, viel später statt, nachdem ich Krieg, Gefangenschaft und Nachkrieg längst überstanden hatte.

Ich schalte deshalb schnell wieder zurück in jene Zeit, als ich mit Himmlers schwarzer Riesendogge durch die Waldung des Oberhagen streifte, auch die Fluren berührte, „Hundert Morgen" zum Beispiel, immer das heilige Böddeker Tal vor Augen, aber es dennoch vorerst auslassend, denn dort unten gab es, wie ich inzwischen wußte, außer baulichen Kostbarkeiten aus der Zeit der Romanik bis heute einen Gutshof. Diese Tummelstätte für Hundegelüste wollte ich Cäsar nicht zumuten. Die Säkularisation hatte große Teile des Kirchenbesitzes, wozu auch Kloster Böddeken gehört hatte, in weltliche Hände überführt. So kam es, daß die Herren von Mallinkrodt die neuen Herren über das Klostergut von Böddeken wurden. Dessen Geschichte ist alt und reicht bis in das frühe Mittelalter zurück. Am Anfang ein Nonnenkloster, verfügte es wohl über den größten Grundbesitz weit und breit. Die heutige Wewelsburg gab es damals noch nicht. Dafür standen auf dem heutigen Burgberg zwei feste Häuser. Eines davon gehörte den Herren von Brenken, das andere den Waldekkern. Sie verteidigten das Land, das überwiegend dem Nonnenkloster Böddeken gehörte. Es muß angenommen werden, daß das Nonnenkloster Böddeken sich allerhöchsten Schutzes erfreute und daß dieser aus der Zeit stammte, als der Burgberg noch eine letzte Zuflucht gegen die Ungarneinfälle des 9. Jahrhunderts bot.

Die Wewelsburg steht auf einer Bergnase, deren beide Nasenflügel steil über die tief unten fließende Alme emporragen. Wenn deren Bewuchs durch gierige Ziegen kurzgehalten wurde, wie ich es in der Vorkriegszeit noch erlebt habe, so sind die beiden Bergwände, die nach Osten und die nach Süden, für einen Angreifer wenig einladend. Ihm bleibt nur ein Angriff von Westen. Im Westen hat Wilhelm Jordan im Dorf Wewelsburg Gräben nachgewiesen und Befestigungsanlagen, die darauf schließen lassen, daß die Bevölkerung der nahen wie auch weiteren Umgebung von Wewelsburg sich mit Vieh und Habe auf die Bergnase der Wewelsburg zurückzog, um sich zu verteidigen; daß die Wewelsburg eine Fluchtburg war.

Diese geschichtlichen Zusammenhänge wurden mir während meiner Flurnamenforschung, meiner Waldgänge mit Cäsar und meiner Zusammenarbeit mit Wilhelm Jordan klar. Gern wäre ich weitergegangen in das Böddeker Tal. Wie oft stand ich dort, von der Flur Hundert Morgen kommend, und es reizte mich, hinunter ins Tal zu gehen. Auf halbe Höhe hinabgestiegen, lag es mir zu Füßen, das alte Mauerwerk, der Rücken jener Gebäude, die es im Süden umgrenzten, die schöne Ruine einer leider ausgebrannten gotischen Kirche, die lebendigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Gutshofes, mit großen Wasserspeiern ausgestattet, dann im Hof eine Kapelle, frei spazierende Hühner, ein Misthaufen vor Viehställen, alles das dort unten im tiefen Tale des Nonnengrundes, Pferde, Vieh, Menschen. Ich wagte nicht hinunterzugehen, dies um so mehr, je stärker der immer ungeduldiger werdende Cäsar an der Leine zog. Ich entschloß mich, das schönste aller schönen Klöster gesehen zu haben und kehrte um.

In der Wewelsburg angekommen, empfing mich der Bescheid, ich möchte mich sofort beim Burghauptmann melden.

Manfred von Knobelsdorff empfing mich sehr freundlich. Ich durfte Platz nehmen, um zu erfahren, daß es meiner eigenen Entscheidung obliege, ob ich mein in Frankfurt am Main begonnenes Studium, fünf testierte Semester hatte ich bereits, zu einem Abschluß bringen wolle. Die Universität Münster in Westfalen läge nicht weit entfernt. Mit Freuden sagte ich ja zu diesem großzügigen Angebot. Zum nächstmöglichen Termin ließ ich mich in Münster immatrikulieren.

Nun hieß es Abschied nehmen, nicht von meiner Aufgabe, aber zumindest für die Dauer des Semesters von Wewelsburg, und damit auch – von Cäsar. Hunde, wenn sie einmal ihren Herrn gefunden haben, wissen mehr von uns, als wir ahnen können. Am nächsten Morgen ging ich mit Cäsar spazieren, frei natürlich, wie gewohnt, den Burgberg abwärts am Kuhkamp entlang. Wie erschrocken war ich, als er plötzlich davonsprang, das Riesentier, und Kühe, die auf dem Kuhkamp weideten, jagte. Ich schrie, warf dicke Steine in seine Richtung, rief und rief: „Cäsar!“ Nach einer langen Pause des Schreckens kam er, ließ sich anleinen.

Was wissen denn Menschen, die sich immer wieder davor hüten, Bindungen einzugehen, von deren Wonnen, was davon, wenn es

sich gar darum handelt, daß es Bindungen zu geliebten Menschen sind.

Da gab es eine blutjunge Wewelsburgerin, Hanna mit Namen, von der ich mich damals verabschiedete. Sie mußte erst 76 Jahre alt werden, bis wir uns wiederfanden. Damals jedoch fuhr ich nach Münster in Westfalen, die guten Wünsche des Burghauptmannes Manfred von Knobelsdorff im Gepäck.

Studium in Münster und Besuche in Wewelsburg

In Münster bezog ich eine Dachkammer des Gasthofes Bigalke in der Aegidiistraße. Hier wohnte ich ab Herbst 1935 einen Katzensprung entfernt vom Universitätshauptgebäude inmitten der traditionsreichen Stadt. Da war der Dom, der den Marktplatz der Stadt bewachte, gegenüber das Rathaus, in welchem der Dreißigjährige Krieg durch einen schwer erträglichen, aber dringend notwendigen Friedensschluß beendet worden war.

Ein Erlebnis aus dieser Zeit möchte ich an dieser Stelle einbringen. Aus der Universität kommend ging ich über den Domplatz. Da kam mir vom Rathaus her eine Prozession entgegen. Es war Kardinal Clemens August Graf von Galen. Gebannt blieb ich stehen. Dieser Kirchenmann war mir aus Veröffentlichungen bekannt. Dennoch fragte ich die Menschen, wer das sei. Nie werde ich den Anblick, auch den der Meßdiener, die mir wie Auserwählte erschienen, vergessen.

Prof. Dr. Karl Schulte-Kemminghausen von Aschendorff erklärte sich bereit, meine Arbeit über die Flurnamen von Wewelsburg als Doktorvater zu betreuen. Ich belegte seine germanistischen Vorlesungen, ebenso die volkskundlichen von Herrn Prof. Dr. Jost Trier, des weiteren die vorgeschichtlichen von Herrn Prof. Dr. August Stieren sowie die literatur- und theaterwissenschaftlichen von Prof. Dr. Heinz Kindermann. Es begann eine Zeit fleißigen Studiums. Zur Wewelsburg hielt ich enge Verbindung, meist durch Fahrten dorthin. Umgekehrt erhielt ich von dort keine Weisungen, außer der, daß ich erfolgreich arbeiten solle.

So konnte es meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß dort, in meiner Abwesenheit, ein Wetterleuchten zu beobachten war. Was war geschehen? Die Wewelsburger feierten in gewohnter Treue zu den Sitten und Bräuchen ihrer Vorväter wie alljährlich ihr Schützenfest. Ebenfalls wie alljährlich kam es unter der feiernden Dorfjugend zu Rangeleien. Die jungen Hähne brachten sich in Position. Die einzige Neuerung oder auch Schwierigkeit war, daß einige unter ihnen Angehörige der Burg waren und deshalb Uniform trugen. Der Burghauptmann verkannte diese Situation. Er fühlte sich selbst und die Ehre der Burg angegriffen. Eine Fehleinschätzung mit Folgen. Dabei dürfte es auch eine Rolle gespielt haben, daß es manches Mal zu Reibereien zwischen SS- und SA-Männern kam. Letztere fühlten sich um ihre Sozialrevolution betrogen und machten des öfteren ihrer Enttäuschung Luft. Wenn man damals und heute sagt, daß es Streitigkeiten zwischen „Burg" und „Dorf" gab, muß man einbeziehen, daß auch in Wewelsburg auf seiten „des Dorfes" die SA-Männer eine gewisse Rolle spielten.

Knobelsdorffs Frau, eine geb. Darré, machte gerade Urlaub. Sie hätte vielleicht mäßigend auf ihn eingewirkt. So mußte Himmler persönlich eingreifen. Andererseits hatte sich Himmler mit Knobelsdorffs Schwager, dem Reichsbauernführer Walther Darré, überworfen. Damit und mit der Entdeckung einer „schwarzen Kasse", die ein Untergebener geführt hatte, dürfte schließlich auch die Situation Knobelsdorffs unhaltbar geworden sein. Als ich Wochen später nach Wewelsburg kam, war die Entscheidung längst gefallen. Das Dorf war befriedet, und ich mußte mich bei einem neuen Burghauptmann der Wewelsburg melden: SS-Brigadeführer Siegfried Taubert. Ein Offizier von kleiner Gestalt, aber großer Ausstrahlung. Er lud mich sofort zum nachmittäglichen Tee in seine Wohnung ein, was mir willkommene Gelegenheit bot, über den Stand meines Studiums und dessen weiteren Fortgang, so wie ich mir das vorstellte, zu berichten. Ich trennte mich von ihm in dem beruhigenden Gefühl, daß mein weiteres Fortkommen auf der Burg einzig von mir selbst abhing: vom erfolgreichen Abschluß meines Studiums in Münster.

Der Reichsführer-SS hatte große Pläne mit seiner Wewelsburg. Sie sollte eine „Reichsführerschule" der SS beherbergen. Aller-

dings waren die Pläne bei weitem noch nicht ausgereift. Es war nicht klar, wie Himmlers romantische Idee einer Gralsburg, mit der er aber schon von Anfang an die Idee der Einrichtung einer Schulungsstätte für die Führer der SS verband, in einen Plan zu einer praktisch arbeitenden SS-Schulungs- und -Forschungsstätte umgesetzt werden sollte. Die Schulung der SS-Führer an diesem Ort sollte vielleicht auch dazu dienen, dem Führerkorps der SS, das durch eine vielschichtige soziologische Struktur geprägt war, eine einheitliche Ausrichtung zu geben.

Das Konzept einer „SS-Schule Haus Wewelsburg" war auch einer gewissen Wandlung unterworfen. Die Gewichtung der Arbeitsfelder dieser Institution verschoben sich etwas im Laufe der Zeit. Allerdings sind auch Kontinuitäten in vielen Arbeitsbereichen des Forschungs- und Schulungszentrums erkennbar.

Zunächst lag der Schwerpunkt der Arbeit anscheinend im Aufbau eines Schulungsbetriebes für höhere SS-Führer, das heißt vom Gruppenführer aufwärts. Diese sollten in Lehrgängen weltanschaulich-philosophisch geschult werden. Allerdings wurde diese Aufgabe nie konkret angegangen. Es kam auch nicht zur Ausarbeitung eines klaren Schulungskonzeptes oder zur Durchführung von Lehrgängen.

Zeitweise glaubte ich, daß der Weg dahin führe, eine Art Universität der SS zu entwickeln. Diese hätte sich von anderen deutschen Universitäten dadurch unterschieden, daß ihre Studenten eben aus SS-Angehörigen bestanden hätten. Der Plan zum Aufbau einer SS-Universität stellte natürlich eine gewisse Abweichung zu dem Vorhaben, eine Schule lediglich für Höhere SS-Führer aufzubauen, dar. Aber auch dieser Weg wurde anscheinend nicht beschritten.

Alle Planung hing also geraume Zeit in der Schwebe. Es war das Verdienst des neuen Burghauptmannes, SS-Brigadeführer Siegfried Taubert, diesen Schwebezustand zumindest teilweise zu beenden. Dies geschah vor allem dadurch, daß Taubert an schon etablierte Institutionen des Schulungs- und Forschungszentrums anknüpfte und von diesen Einrichtungen aus die Arbeit weiter ausbaute. Diese Institutionen waren die Bibliothek und das Museum, die ich in einem späteren Abschnitt genauer beschreiben werde. Auch an die Arbeit meiner Heimatkundlichen Arbeitsstelle wurde angeknüpft.

Die von den Mitarbeitern des wissenschaftlichen Stabes der Burg durchgeführten Projekte wurden von der in Berlin ansässigen „Dachorganisation" für wissenschaftliche Arbeiten unter der Ägide der SS, dem „Ahnenerbe", betreut. Dieser eingetragene Verein, unter der Kuratel Prof. Dr. Walther Wüsts stehend, nahm auch eine gewisse Leitungsfunktion für unsere Forschungsarbeit wahr.

Zwar befand sich die wissenschaftliche Arbeit auf der Wewelsburg im Zustand der Entwicklung. Doch konnten, auch wenn vieles noch offen war, schon konkrete Ergebnisse erzielt werden. Hervorzuheben ist die von mir im folgenden beschriebene Arbeit der vorgeschichtlichen Abteilung unter SS-Obersturmführer Wilhelm Jordan.

Die Tendenz, die Wewelsburg zu einer Stätte der zumindest teilweise vom „Ahnenerbe" geleiteten Forschung zu machen, wird hier deutlich. Dennoch wurden die Pläne, die Wewelsburg zu einem weltanschaulichen Schulungszentrum zu machen, das auch für feierliche Anlässe einen geeigneten Rahmen bot, nie fallengelassen. Für letzteres sprechen die umfangreichen Baumaßnahmen, die auch im Kriege nicht unterbrochen wurden, und noch viel mehr die umfangreichen Pläne Himmlers zum architektonischen Ausbau der Anlage.

Es gibt einige Hinweise, wie die Burg auch für feierliche Akte der SS genutzt werden sollte. So gab Heinrich Himmler in einer Rede, die er am 8. Januar 1938 in München hielt, bekannt, daß er eine Vereidigungszeremonie für die SS-Gruppenführer auf der Wewelsburg durchführen wolle. Es kam allerdings nie dazu. Lediglich einmal versammelte Himmler Teile seines SS-Führungskorps zu einer „Gruppenführertagung" auf der Wewelsburg; dies geschah zwischen dem 11. und 15. Juni 1941, also nur eine Woche vor dem Beginn des Rußlandfeldzuges. Die unter dem Gruppenführersaal gelegene Krypta, im Volksmund „Walhalla" genannt, wurde zwar nie für Feierakte genutzt, es gibt allerdings einen Hinweis in einem Brief Wilhelm Jordans, daß sie dereinst als Grabstätte Himmlers dienen sollte.[1]

Offensichtlich wurde niemals ein Gesamtnutzungskonzept zur Wewelsburg entwickelt. Über eine weitere Entwicklung dieser Institution für den Fall, daß der Krieg nicht ausgebrochen wäre, läßt sich letztlich nur spekulieren.

Meine Studienzeit in Münster in Westfalen verlief unter günstigen Vorzeichen. Der wichtigste Förderer war Herr Prof. Dr. Schulte-Kemminghausen. Seine große Vorlesung, nämlich die über die deutsche Nibelungensage, fand in mir einen aufmerksamen Hörer. Die letzten beiden Semester widmete er sich in ganz besonderer Weise der Fertigstellung meiner Doktorarbeit. Meine sprachphilosophischen Überlegungen darin förderte er und legte großen Wert darauf, daß jeder Satz auch wirklich das trägt und aussagt, was ihm vom Autor zugedacht ist. Was mir an sprachlicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit bis dahin noch fehlte, bei ihm lernte ich, was es heißt, wenn man es einreißen läßt, im Satzbau ungenau zu arbeiten. Immer wieder mußte ich den Spaziergang antreten, der mich an St. Lamberti vorbei über eine hübsche Strecke Wiesengelände zum Haus Rüschhaus führte, diesem verträumten Herrenhaus Annette von Droste-Hülshoffs, dem früheren Wohnsitz jener großen Dichterin. Der Erforschung ihrer Werke diente die ganze Aufmerksamkeit meines Doktorvaters.

Zweimal konnte ich in meiner Arbeit ihrer gedenken. Zum einen war da der Graf von Spiegel und dessen Untat am dicken Turm der Wewelsburg, zum anderen das Fegefeuer des westfälischen Adels, das die Sage in den Eisenberg nahe dem Böddeker Tal verlegt.

Vorgeschichte hörte ich bei Prof. Dr. Stieren. Er war ein Bauernsohn und stammte aus Henglarn unweit von Kloster Böddeken. Er war auf ganz eigene Weise dazu gekommen, sein Leben der Erforschung der Vorgeschichte seines Vaterlandes zu widmen. Sein elterlicher Bauernhof, den ich kennenlernen durfte, zeigte es. Eine sogenannte Steinkiste aus der Steinzeit (Megalithkultur) stand nahe davor. Ein Leben lang beschäftigte dieses riesige Bauwerk aus grauer Vorzeit seine Phantasie, ein seltener Fall von bodenständiger Wissenschaft. Da mein Freund Wilhelm Jordan ebenfalls mit Prof. Dr. Stieren zusammenarbeitete, hatte ich von dessen Lehrtätigkeit doppelten Gewinn.

Schließlich erwähne ich Prof. Dr. Kindermann, der in mir die Liebe zu den großen deutschen Dichtern der Weimarer Zeit vertiefte. Dieser recht berühmt gewordene Literatur- und Theaterwissenschaftler lehrte später noch lange Jahre an der Universität in Wien und war für mich ein weiterer Glücksfall. Er leitete unter an-

derem die Ruhrfestspiele in Recklinghausen. Ich glaube mich an die Aufführung des *Egmont* von Goethe erinnern zu können, die ich zusammen mit ihm erleben durfte. Nach dieser Vorstellung übernachteten wir in Recklinghausen, um vorher, am Abend, wohl in einer Künstlerkneipe, noch Manöverkritik über das Gesehene zu erleben. Auch ein Händeschütteln mit den Schauspielern war uns vergönnt. Welch ein Erlebnis, diesen Theatermann mit wenigen federleicht scheinenden Worten das Wesentliche sagen zu hören. Zu allem Überfluß zeigte uns der nimmermüde Professor auf der Rückfahrt noch einige westfälische Wasserschlösser. Ich kann nicht mehr sagen, ob er, Prof. Kindermann, uns dabei den Gegensatz eines stilstrengen Ständestaates zum aufbegehrenden Bürgertum (Egmont) deutlich machen wollte? Ich weiß: Egmont war ein Adliger. Aber das Maß seines Aufbegehrens trägt bürgerliche Züge.

Um die selbe Zeit meiner Abwesenheit, nämlich während meines Studiums in Münster, kamen sich Kirche und Staat im Dorf Wewelsburg näher, viel näher, als es nach all dem Vorausgegangenen zu erwarten gewesen wäre. Was war geschehen? Nachdem der erste Burghauptmann der Wewelsburg, Manfred von Knobelsdorff, unter Beförderung zum SS-Obersturmbannführer lautlos von der Bühne weggelobt worden war, seine Arglosigkeit bitter büßend, war sein Nachfolger SS-Brigadeführer Siegfried Taubert (Jahrgang 1880) – von uns Burgangehörigen liebevoll „Opi“ genannt, hinter der vorgehaltenen Hand natürlich – sofort zum Angriff übergegangen. Im Dorf versuchte er, im Eifer des Gefechtes entstandene Wunden zu heilen. Festgesetzte wurden freigelassen. Materielle Schäden wurden ersetzt. Das war aber nicht mehr als die selbstverständliche Begleitmusik. Der neue Burghauptmann traf sich mit dem Dorfgeistlichen Dechant Pfarrer Franz-Josef Tusch. Meine inzwischen verstorbene zweite Frau Hanna hat mir wiederholt gesagt: Dechant Pfarrer Tusch (Jahrgang 1883), ein großer Prediger und Kenner der deutschen Literatur, wäre nie nach Wewelsburg versetzt worden, wenn es da nicht eine SS-Schule Haus Wewelsburg gegeben hätte. Er war nicht nur klug, er war auch warmherzig. In Dingen der Pflicht konnte er hart sein, über die Maßen manchmal, wenn er meinte, es sein zu müssen. In dem unversehens entstandenen Konflikt, ka-

tholische Gemeinde Wewelsburg kontra SS-Schule Haus Wewelsburg, war er der Richtige. Die dargebotene Hand des SS-Brigadeführers Taubert, des Berufsoffziers des Ersten Weltkrieges und Sohnes eines evangelischen Pfarrers, ergriff er. Die beiden – aus meiner damaligen Sicht alten – Herren verstanden einander. Mit Erfolg versuchten sie, Mißverständnisse auszuräumen. Leider war es mir wegen meines Studiums in Münster nicht vergönnt, diesen Vorgang immer aus nächster Nähe zu beobachten. Vorlesungsfreie Zeiten auf der Uni verbrachte ich jedoch grundsätzlich in Wewelsburg, so daß meiner Aufmerksamkeit der Stand der Dinge auf der Burg nie entgleiten konnte. Dies um so mehr, weil „Opi" Taubert nie darin nachließ, das Gespräch mit uns Burgangehörigen zu suchen.

Da gab es Einladungen, Anfragen, die mir nach meinem jeweiligen Eintreffen sofort auf den Tisch flatterten; auch Aufforderungen zu gemütlichen Teestunden.

Welches Gewicht auf dieses Verhalten des neuen Burghauptmannes man in der SS-Führung legte, zeigt die Tatsache, daß es nicht lange dauerte, bis der neue Burghauptmann vom SS-Brigadeführer zum SS-Gruppenführer befördert wurde (1943 schließlich auch zum SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS). Diese Beförderung verdeutlichte nicht nur, welchen Wert man in Berlin auf eine vollkommene Harmonie zwischen Kirche und Staat legte, sondern auch, daß die Art, wie Taubert die Freundschaft des im Lande hochverehrten Dechanten Tusch suchte, vom Reichsführer-SS Himmler begrüßt wurde. Ein unversöhnlicher Kampf zwischen Rom und Berlin fand nicht statt. Der altgermanische Götterglaube war längst in der großen Kultur des Abendlandes auf-, nicht untergegangen. Es ist hoch an der Zeit, daß diese Tatsache in unserem Schrifttum deutlich gemacht wird.

Was ich da hörte, wenn ich wieder einmal, aus welchem Grunde auch immer, nach Hause kam, das heißt nach Wewelsburg, erstaunte mich. Die Freundschaft zwischen Gruppenführer Taubert und dem Dorfgeistlichen, dem Dechanten Tusch, nahm ein Maß an, das zu erhoffen ich nicht gewagt hätte. Die beiden alten Herren gehen im Burggarten gemeinsam spazieren, so hieß es. Es gibt einen Burggarten im Burggraben, und es gibt einen zweiten, der südlich der Burg, aber in deren oberem Bereich gepflegt wird, al-

so auf gleicher Höhe mit der Kirche, dem Pfarrhaus und dem dort angrenzenden Dorf liegend. Die Burgmannschaft kümmerte sich um ihn, aber er war für jeden Dorfangehörigen begehbar. Hier stehen einige uralte Eiben, Eichen und Buchen. In der Mitte einer Rasenfläche erhebt sich eine von gewaltigen Steinplatten gehaltene Steinkiste, die nach meiner Erinnerung keine prähistorische Bedeutung hat. Von hier aus schaut man auf die Südfront der Wewelsburg, die im Osten und Westen von je einem behelmten Turm begrenzt wird. Vier Stockwerke sind erkennbar, gerahmt und geschmückt mit Stilmerkmalen der Renaissance. Im Mittelteil dieser gewaltigen Steinmasse sind ältere Bauteile erkennbar, Reste einer älteren Einzelburg der Herren von Brenken, die hier während der Erbauung der Wewelsburg kunstvoll in das große Gesamtwerk mit einbezogen wurden. Von dem oben beschriebenen Burggarten im Burggraben aus gesehen, erscheint die Steinfront der Wewelsburg, die Südfront dieser gewaltigen Dreiecksburg, höher und gewaltiger als ihr Ost- und Westflügel. Vor dem Ostflügel wurde nämlich der Burggraben ausgehoben, der mehr als den Rauminhalt einer weiteren Burg solchen Ausmaßes ausmachen dürfte. Er ist so weit und tief, daß der außenstehende Betrachter meinen könnte, dies sei eine andere Burg und daß das Burgtor im Ostflügel nur über eine nochmals gewaltige Steintreppe, vielleicht früher eine Zugbrücke, erreichbar ist. So entstand eine recht weitflächige Tiefe zwischen Burg und Dorf, die vielleicht der Verteidigung dienen sollte, was aber aus vorher erklärten Gründen kaum möglich gewesen wäre, oder aber, das ist verständlicher, die Burg zu einem Ort der Besinnung und Einkehr gestalten sollte. So verstanden es vielleicht auch Gruppenführer Taubert und Dechant Tusch, der Dorfgeistliche. Als längst das Ärgernis um ein verdorbenes Schützenfest in den Hades des Vergessens abgetaucht war, da fing das Gespräch zwischen den beiden alten Herren erst richtig an.

Noch immer fehlte mir das Böddeker Tal, das zu großem Teil der Gemarkung Wewelsburg zugehört. Soweit ich es bisher seinen Flurnamen zu entnehmen vermochte, enthalten dessen Quellen, Wässer und Wässerchen Hinweise auf eine lange Geschichte. Der Vorgeschichtsforscher Wilhelm Jordan wies noch kurz vor Ausbruch des Krieges eine Frankensiedlung nahe beim Kloster Böd-

deken nach. Die Gründung des Nonnenklosters Böddeken selbst reicht viel weiter zurück als die einer Wewelsburg. Wenn die schriftliche Überlieferung später einsetzt als geschichtliche Vorgänge, dann ersetzen Sagen und Erzählungen, was schriftliche Überlieferung noch nicht hergibt. Die Legende von Wichtrud, der Mutter des heiligen Meinolfus, ist eine davon. Die Erzählung vom Erscheinen eines weißen Hirschen mit einem Kreuz im Geweih eine andere. Die Sage vom Fegefeuer des westfälischen Adels im nahen Eisenberg gehört ebenfalls dazu, ebenso wie die Legende von der Geburt des heiligen Meinolfus an jener Stelle, wo nicht viel später das Nonnenkloster Böddeken entstand.

Bleibt schließlich die Frage, warum aus dem Nonnenkloster Böddeken im Jahre 1401 ein Mönchskloster der Augustiner Chorherren wurde. Die muß ich unbeantwortet lassen. Sie übernahmen ein Kloster mit unermeßlichem Landbesitz. Kloster Böddeken war weit und breit der bedeutendste Grundbesitzer.

Während der Zeit meines Studiums in Münster nahm ich in Kauf, daß ich einige Male eine Vorlesung versäumte, um dafür in wichtigen Angelegenheiten in Wewelsburg stets gegenwärtig sein zu können, was ich natürlich mit um so eifrigeren Studien an meinem Schreibtisch wettmachen mußte.

Die Zeit meines Studiums dauerte bis tief in das Jahr 1938 hinein. Ich war glücklich, daß ich nun doch, so als hätte auch in der Zeit militärischen Zwanges ein guter Geist über mir gewacht, mein Leben dem unaufhörlichen Drang des Fragens und Suchens widmen durfte. So jedenfalls verstand ich damals, verstehe ich auch heute noch meine Aufgabe als Wissenschaftler.

Der Examenstermin wurde auf den 9. November 1938 festgelegt. Hatte ich bisher Bücher gewälzt, gelesen, gelesen, Vorlesungen besucht, mich der Beobachtung des Tagesgeschehens weitgehend entziehend, so entschloß ich mich kurz vor dem Erreichen des Examenstermines dazu, nun keinen Wissensstoff mehr in mich hineinzulassen. Ich machte nur noch Spaziergänge. Der schön bepflanzte ehemalige Ringwall der Stadt Münster war der geeignete Spazierweg. Dort erging ich mich Tag für Tag, die schöne Welt bewundernd, die Einsamkeit meiner Wege genießend, und wiederholte im Geiste, was ich die Wochen und Monate zuvor gelesen und im Hörsaal gehört hatte. Es gelang mir, die Enge der

Wissensnähe und die Weite der Wissensmöglichkeiten miteinander zu verbinden, so daß ein Bild daraus wurde, dem ich einen Namen zu geben vermochte. So wurde aus dem Examen eine Unterhaltung zwischen Schüler und Lehrer. Ich bestand das Doktorexamen cum laude.

Voller Freude und Stolz verließ ich den Ort des Geschehens, rief meine spätere Frau in Frankfurt an und verkündete ihr, daß ich sie noch in diesem Jahre heiraten wolle, was sie veranlaßte, weinend an den Busen ihrer Mutter zu flüchten. Etwas zögernd kam das Ja, dann auch ihre Frage, ob es nicht etwas später sein könne? Ich meinte: „Nein." Dann suchte ich den Ratskeller des berühmten Rathauses in Münster auf, um einen Hasenbraten mit einem Glas Wein zu bestellen – Kostenpunkt: 9,– Reichsmark.

Die Erinnerung an diesen Tag bleibt jedoch überschattet von den Ereignissen der sogenannten Reichskristallnacht, die auch in Münster mit Zerstörungen verbunden war.

Im Dorf Wewelsburg beeindruckte mich besonders die denkmalpflegerische Arbeit der Burgmannschaft am Thieleschen Bauernhaus, das zum Dorfgemeinschaftshaus umgebaut wurde. SS-Hauptsturmführer Walter Franzius bewahrte den Bauernhof des Bauern Thiele vor dem Abriß. Wir alle halfen ihm dabei. Nach Abschluß unserer Dienstzeit nahmen wir Hacke und Pickel in die Hand, rissen brüchiges Mauerwerk ab und halfen beim Wiederaufbau. So entstand das sogenannte Dorfgemeinschaftshaus, ein sächsisches Langhaus, dessen frühere Aufgabe noch erkennbar ist, Stall, Scheune und Wohnhaus zugleich, das aber heute Gelegenheit zu festlichem Beisammensein bietet. Sein gewaltiges Balkenwerk aus Eiche veranlaßt zu ehrfürchtigem Bewundern der Werke unserer Vorväter.

Wir feierten die Einweihung des Dorfgemeinschaftshauses. Das frühere Thielesche Bauernhaus war in ein Schmuckstück westfälischer Baukunst verwandelt worden. Der Boden war mit senkrecht in die Erde gestoßenen Tontäfelchen befestigt worden. Die Einbuchtungen des Erdgeschosses, in denen früher das Vieh stand, wenn kalte Außentemperaturen dies erforderten, waren in gemütliche Sitzecken verwandelt worden. Ebenso erging es mit dem Zwischenstock, von wo aus man auf die „Deele" blicken

konnte. Die frühere Wohnung im Hinterteil des Hauses blieb nach vorne offen, so daß insgesamt ein großer Versammlungssaal entstanden war. Die vielen Ständer aus uraltem Eichenholz verliehen dem Ganzen einen urigen Charakter. Bleibt noch zu erwähnen, daß von außen gesehen der Eindruck eines alten westfälischen Bauernhauses erhalten geblieben war. Eine entsprechende Bemalung, auch mit alten Sinnzeichen, tat ein übriges. Gruppenführer Taubert setzte einen Termin fest, ich glaube, es war noch ein Novembertermin des Jahres 1938. Tagungsprogramm war die Einweihung des Hauses sowie ein Festvortrag, den ich über meine Doktorarbeit, *Die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg*, halten sollte. Einladungen ergingen an alle Wewelsburger einschließlich der Burgangehörigen, an alle Professoren, deren Unterricht ich genossen und denen ich zu danken hatte, dazu den Dekan meiner Fakultät, an den Westfälischen Heimatbund sowie noch viele andere Westfalen, die ich nicht mehr alle im Gedächtnis behalten habe. Ein Rednerpult war an jener Stelle errichtet worden, wo früher der Kamin des Hauses seinen Platz hatte. Gruppenführer Taubert begrüßte alle Eingeladenen, das Haus war voller erwartungsfroher Menschen. Zeitpunkt: 11 Uhr vormittags. Dann betrat ich, mein Lampenfieber überwindend, das Rednerpult. Die Muttersprache, die Geschichte und die Kultur unserer Heimat, das waren die Themen. Ich sprach lange, aber hoffentlich nicht zu lange. Als ich endete, bekam ich viel Beifall. Ich war glücklich. Anschließend durfte ich mir noch viele beglückende Redebeiträge meiner bisherigen Lehrer anhören.

Am meisten erfreute ich mich an Gesprächen mit nicht als Wissenschaftlern tätigen SS-Kameraden der Wewelsburg, mit denen ich bisher so gesprochen hatte, als sei ich einer der ihren, beim Sport, beim gemeinsamen Spaziergang. Unser Graphiker fällt mir ein, er hieß Ösater Sötebier aus Gütersloh. Oft waren unsere Köpfe über seine Kunstblätter gebeugt. Ich zeigte mich erstaunt darüber, welche Linien, welche Gestalten aus seiner Hand zu Papier gebracht werden konnten; er sagte, als wir am nächsten Tag darüber sprachen, was wir am Tage zuvor im Dorfgemeinschaftshaus erlebt hatten: „Das hätte ich nicht von dir gedacht." „Was hätte denn ich von ihm gedacht?" fiel mir sofort ein. Nichts, nichts. Dabei hätte mir so vieles einfallen können, wenn ich die Zeichen an-

sah, die er Tag für Tag zu Papier brachte. Wie leichtfertig nimmt man Lob entgegen, mag es noch so berechtigt sein, und vergißt, die Lippen zu regen, wenn dieses eben, gerade eben ein Wunder ins Leben gerufen hätte; beim Nächsten.

Ich also beschloß, bescheiden zu bleiben. Denn ein geschwollener Kamm reizt den Schlächter, an jener Stelle die Schärfe seines Messers zu erproben. In jenen Tagen erreichte mich eine Einladung. Der weltberühmte Sanskritist Prof. Dr. Wüst von der Universität München hielt im Lippeschen Landestheater zu Detmold einen Vortrag über die Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung. Ich saß in einer Loge dieses eindrucksvollen Theaterauditoriums barocker Gestaltung. Neben mir die SS-Führer der Wewelsburg: Dr. des Coudres, Lasch und Franzius. SS-Gruppenführer Taubert saß in einer Nebenloge. Nachdem des festlichen Anlasses gedacht worden war, es ging um den großen Cheruskerfürsten Arminius, betrat Professor Walther Wüst das Rednerpodium. Die vergleichende Sprachforschung hat Zusammenhänge aufgedeckt, an die man vorher nicht dachte: Indogermanische Sprachwurzeln sind in Indien nachweisbar. Nach Beendigung der Veranstaltung wurden wir Wewelsburger Professor Wüst vorgestellt. Auch mit mir wechselte er einige wenige Worte. Erst später erfuhr ich, welche Bedeutung diese Vorstellung für meinen späteren Lebensweg hatte.

Zur Geschichte der Wewelsburg

Die Wewelsburg, nur selten militärsch genutzt, gehört gleichwohl zu den interessantesten Burgen Deutschlands. Obwohl ihre Ursprünge im Dunkel der Geschichte liegen, kann man sie ungefähr datieren. Nachweisbar ist eine Wallburg aus dem 9. oder 10. Jahrhundert nach Christus, jener Zeit, in der magyarische Einfälle oftmals große Verwüstungen brachten.

Später scheint sie verfallen zu sein. Doch berichtet ein sächsischer Chronist, daß es im 12. Jahrhundert eine Schreckensherrschaft auf der Burg gegeben habe, als Friedrich Graf von Arnsberg gen. der Streitbare die einheimische Bevölkerung zwang, auf der Bergzunge eine Burg aus Stein zu erbauen. Sein Tod im Jahre 1124 hatte das Ende der Streitigkeiten mit seinem Dienstherrn, dem Fürstbischof von Paderborn, zur Folge, und es scheint, daß daraufhin die Bauten wieder abgerissen wurden. Jedoch fand nach langen Phasen, die dokumentarisch nicht überliefert sind, die spätere Tätigkeit von Lehnsherren mehrmals einen schriftlichen Niederschlag. 1301 wird ein Graf von Waldeck erwähnt, der seine Ansprüche an den Fürstbischof von Paderborn übergab. Das Dorf Wewelsburg könnte von schutzlosen Deutschen in der Zeit des Raubrittertums, also im 14. oder 15. Jahrhundert, gegründet worden sein.

Erst ab 1589, als der Fürstbischof Theodor von Fürstenberg dem Freiherrn von Büren und der Witwe des Freiherrn von Brenken eine Ablösesumme zahlte, worauf diese die Burg räumten, wurde sie das Amtshaus im Amte Wewelsburg. Die unspektakuläre Art,

wie sich dies gestaltete, scheint für die weitere Geschichte der Burg bis 1933 bezeichnend. Zwar konnte aus ihr zwischen 1604 und 1607 eine wohlausgebaute Festung werden, doch mußte sie sich allenfalls in jenen Zeiten bewähren. Der Fürstbischof benutzte sie in der damaligen unruhigen Zeit der Religionskriege als Zufluchtsstätte, wie eine lateinische Inschrift bekundete: „Viele möchten gern hinein; aber das schaffen sie nicht!" 1646 wurde hingegen die von einer kaiserlichen deutschen Besatzung gehaltene Burg vom schwedischen General Wrangel belagert und erobert. Seit ihrem Wiederaufbau scheint sie keine größeren Gewaltakte mehr gesehen zu haben – mit Ausnahme der bereits berichteten Episode über Kurt von Spiegel...

Die Jahrhunderte danach brachten lediglich ihre Verwendung als Militärgefängnis im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) und als Verwaltungsgebäude, doch regierte zunehmend der Verfall. Im 19. und 20. Jahrhundert als Pfarrwohnsitz genutzt, kamen durch einen „Verein zur Erhaltung der Wewelsburg" ein Heimatmuseum, ein Rittersaal für Tagungen und eine alkoholfreie Burgwirtschaft hinzu. Die Weltwirtschaftskrise traf jedoch auch diese Gegend hart.

Mit der Übernahme durch die SS ab 1934 trat die Wewelsburg in eine neue Ära ein.

Der ehemalige österreichische Oberst Karl-Maria Wiligut (in der SS Karl-Maria Weisthor genannt), ein mysteriöser und etwas abgehobener Mensch, lebte 1933 als Frühgeschichts- und Gotenforscher in München. Nachdem er in Kontakt zu Himmler getreten war, begeisterte er diesen zeitweilig mit gewagten Thesen zur germanischen Frühgeschichte, wofür Himmler schon immer sehr empfänglich gewesen war. Wiligut-Weisthor gehörte als Brigadeführer der SS an. Er könnte nach einer Aussage des seinerzeitigen Chefs des Persönlichen Stabs des Reichsführers-SS, Karl Wolff (der zuletzt als hoher Führer durch seine Friedensverhandlungen mit den Westmächten Bekanntheit erlangen sollte), auch der Ideengeber für die Wewelsburg gewesen sein.

Später wurde bekannt, daß Wiligut-Weisthor 1924 in einer Nervenheilanstalt untergebracht gewesen war, was dazu führte, daß er „aus Altersgründen und wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes auf eigenen Antrag mit Wirkung vom 1.1.1939" aus der SS ausschied.

Als erster Burghauptmann fungierte Manfred von Knobelsdorff, ein zunächst nebenberuflicher Mitarbeiter des Rasse- und Siedlungshauptamtes, nachdem er am 7. Februar 1934 durch Himmler beauftragt worden war, die SS-Weltanschauungsschule auf der Wewelsburg zu organisieren.

Neben geschichtswissenschaftlichen Forschungsthemen, besonders solchen frühgeschichtlicher Ausrichtung, sollten auch sprachwissenschaftliche und genealogische Untersuchungen durchgeführt werden. Zweck der Schule war jedoch zugleich, wie schon der Name sagte, Schulungen bzw. Ausbildungen für SS-Führer anzubieten. In welcher Weise diese durchgeführt werden sollten, blieb zunächst noch im dunkeln, wie überhaupt vieles über Jahre hinweg unklar war, sich andererseits dadurch zwar langsam, aber organisch entwickeln konnte.

Die Burg entsprach allerdings von der Größe her nicht den geplanten Aufgaben und den Intentionen Himmlers. Das ursprüngliche Konzept, nur die alte Burg zu renovieren, genügte nach kurzer Zeit jedenfalls nicht mehr. Somit konnte sie alsbald nur als Mittelpunkt einer zukünftigen größeren Siedlung gedacht sein. Himmler legte gemeinsam mit dem leitenden Architekten für das Wewelsburg-Projekt, Hermann Bartels, die Möglichkeiten weiteren Ausbaues fest, die jedoch im Laufe der Zeit, auch während der Kriegsjahre, eine zunehmend erweiterte planerische Ausgestaltung erfuhren. Nach zweijährigen, zähen Verhandlungen wurde am 4. Juli 1939 der Vertrag über den Verkauf der katholischen Pfarrkirche an die SS unterzeichnet. Der führende Historiker zur Geschichte der Wewelsburg, Stuart Russell, führt dazu aus: „Sicher ist es in der Geschichte des Dritten Reiches und der Schutzstaffel ohne Beispiel, daß in dieser, der SS gehörenden Kirche, bis zum Einmarsch der Amerikaner am Ostermontag 1945 täglich Gottesdienste abgehalten wurden.“[2]

Hermann Bartels kommentierte nachträglich die Entwicklung: „Aus einem anfänglich kleinen Planungsgedanken mit einem Kostenaufwand von etwa 300.000 RM wurde nach Jahren ein umfangreiches kühnes Projekt mit Forschungsinstituten der Vor- und Frühgeschichte, der Astronomie mit Sternwarte, Bibliotheken und sonstigen kulturellen und wissenschaftlichen Gebieten von vielen Millionen Mark.“[3]

Wenn auch die Burg selbst in ihrer ursprünglichen Form mehr oder weniger erhalten bleiben sollte, waren doch einschneidende Umbauten im Bereich des Nordturms, vor allem aber die markante Veränderung der Umgebung der Burg geplant. Der Nordturm mit seiner im gewachsenen Felsen liegenden Weihehalle sollte zum Mittelpunkt einer kreisförmigen SS-Stadt werden, die nach Abschluß zum Almetal hin offen sein und 450 Meter im Radius betragen würde. Damit war ein Problem aufgeworfen: das „störende Dorf Wewelsburg". Es war vorgesehen, das ganze Dorf abzureißen und seine Bewohner dafür in ein Musterdorf umzusiedeln. Pläne für den Bau einer Talsperre, eines eigenen Kraftwerks, eines Anschlusses an die Reichsautobahn Kassel–Hamm-Rhynern sowie eines Flugplatzes zwischen Wewelsburg und Geseke wurden erstellt.

Himmler und der spätere Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes, Oswald Pohl, leiteten auf vereinsrechtlicher Basis als Vorsitzender und Geschäftsführer der „Gesellschaft zur Förderung und Pflege deutscher Kulturdenkmäler e.V." die Arbeiten. Zahlreiche Kredite wurden ihnen gewährt, u.a. von der Deutschen Arbeitsfront, vom Deutschen Roten Kreuz und von der Bank der Deutschen Arbeit. Als hervorstechend muß jedoch die Summe gelten, die die Dresdner Bank vorstreckte: 13 Millionen Reichsmark. Das war für die damalige Zeit ein sehr großer Wert.

Der unstrukturierte Aufbau des Wewelsburg-Projektes in der Anfangszeit darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß man mit Enthusiasmus an die Arbeit ging und, mit fortschreitender Zeit, zunehmend Erfolge vorweisen konnte. Der Frühgeschichtsforscher und Archäologe Dr. Wilhelm Jordan erläuterte später das entspannte Klima rund um die Burg mit den Worten: „Von Berlin aus wurden keinerlei Richtlinien, Vorwände oder Einwände gemacht. Dazu vertraute man dort allein den in Wewelsburg unabhängig voneinander zusammengerufenen und selbst für ihr Fach verantwortlichen jungen Kräften."[4]

Grundsätzlich müssen folgende ungefähre Verantwortungsbereiche unterschieden werden: der Verwaltungsstab, der Wissenschaftliche Stab und schließlich die Bauleitung. Neben ihrer normalen Arbeit hatten die SS-Angehörigen einschließlich der Wissenschaftler auch gewisse militärische Tag- und Nachtdienste, wie

G E R M A N I A

A N Z E I G E R

DER RÖMISCH-GERMANISCHEN KOMMISSION
DES DEUTSCHEN ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

SONDERABDRUCK

AUS

JAHRGANG 25 **JANUAR 1941** **HEFT 1**

SCHRIFTLEITUNG: FRANKFURT A. M. / PALMENGARTENSTRASSE 12

VERLAG: WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN

PREIS DES JAHRGANGES RM. 8.–. VIERTELJÄHRLICH EIN HEFT

Ein münzdatierter germanischer Hausgrundriß des 1. Jahrhunderts von Böddeken, Kr. Büren i. W.

Im Staatsforst Neuböddeken (Meßtbl. Etteln, Nr. 2440) liegen durch Wald und Dickicht geschützt etwa 100 vorgeschichtliche Grabhügel, die nach ihrer Eigenart und nach den bisherigen Funden in die frühe und mittlere Bronzezeit zu rechnen sind[1].

Im Januar und Februar des Jahres 1937 wurden vom Verfasser im Auftrage der ϟϟ-Schule Haus Wewelsburg mit Hilfe des Reichsarbeitsdienstes zwei Hügel dieser Gruppe im Forstbezirk 92 untersucht[2] und in dem einen neben 2 Brandbestattungen zum erstenmal in diesem Bezirk auch 2 Tongefäße gefunden, eine rötliche 10,5 cm hohe Henkeltasse (Abb. 1) und ein 11,3 cm hohes graubraunes, doppelkonisches Gefäß (Abb. 2) mit vier Griffknubben, von denen zwei gegenüberstehende senkrecht durchbohrt sind, so daß man es an einer Schnur tragen konnte. Diese Keramik, klein und unscheinbar, gehört zur Gruppe nordwestdeutscher frühbronzezeitlicher Keramik, die damit auch für das südliche Westfalen belegt ist[3]. Auffällig erschien in der Hügelerde eine große Anzahl einzelner Scherben von verschiedenen Gefäßen, die nicht etwa zu ehemals vollständigen Grabbeigaben gehörten, sondern schon als Scherben in die Hügelaufschüttung gelangt sein mußten.

Diese Scherben gaben Veranlassung, in der Umgebung der Grabhügel nach einer zugehörigen Siedlung zu suchen, aus deren Nähe die Hügelerde mit den Scherben vielleicht herbeigeschafft war.

Durch Hunderte von kleinen Stichproben wurde das Gelände bis fast nach dem alten Klostergut Böddeken hin auf Spuren untersucht und nach kurzer Zeit im Forstbezirk 98 (Ortsteil Böddeken der Gem. Wewelsburg) in nur 0,20 m Tiefe sichere Anzeichen einer ausgedehnten vorgeschichtlichen Siedlung entdeckt, die zwar nicht die erhoffte bronzezeitliche, sondern eine viel jüngere war. Die Lage ist dort denkbar günstig. Jenseits der kleinen Talrinne, in der heute die Straße von Böddeken nach Henglarn hinaufführt, liegt in der Nähe eine uralte, Sommer wie Winter fließende Quelle, der 'Düstere Born'. Eine

---

[1] Rhein.-Westf. Anz. 33, 1820 Sp. 25; Zeitschr. f. Ethn. 36, 1904, 568; Mitt. Altert.-Komm. f. Westfalen 7, 1922, 32ff. 41f. 49; A. Krebs, Mannus-Bibl. 38, 1925, 8 u. 24; G. Kossinna, Mannus 19, 1927, 164; H. Hoffmann in Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe (1939) 57.

[2] W. Jordan, Monatsschr. der Reichsführung-ϟϟ f. förd. Mitgl. 4, 1937, 16. 17 mit 8 Abb.; ders., Heimatkalender f. d. Paderborner Land 1940, 51ff. mit 7 Abb.

[3] Prähist. Zeitschr. 21, 1930, 227ff.



Abb. 1. Henkeltasse von Neuböddeken. M. etwa 1:1.



Abb. 2. Beigabengefäß von Neuböddeken.
M. etwa 1:1.

ebene, früher waldfreie Fläche mit leicht zu bearbeitendem Lehmboden war dort wie geschaffen für die Anlage eines Dorfes.

Nach weiterem planmäßigen Suchen wurden auf fast 0,5 qkm Raum überall Siedlungsreste mit starken Kulturschichten aufgespürt und an einer Stelle ein Hausgrundriß (s. Plan Abb. 3) angeschnitten, der dank Entgegenkommen der staatlichen Forstbehörde[4] inmitten des hohen Buchenbestandes vollständig freigelegt werden konnte und ein ebenso zahlreiches wie wertvolles Fundmaterial erbrachte[5].

[4] An dieser Stelle sei besonders Herrn Forstmeister Graf v. Meerfeld gedankt.

[5] Jordan. Monatsschr. d. Reichsführung-SS f. förd. Mitgl. a. a. O.; ders., Die Warte 1939, 5f.

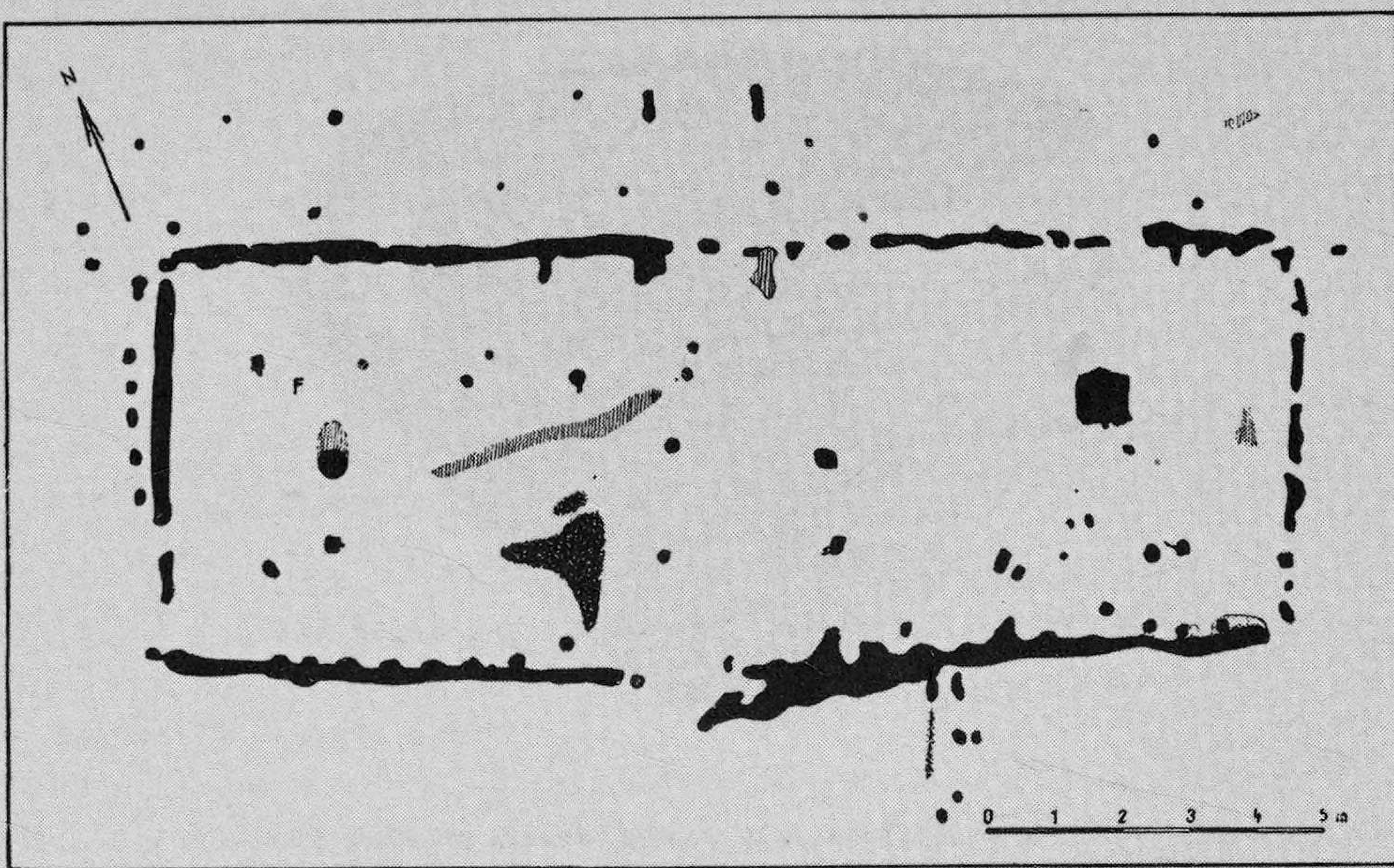


Abb. 3. Plan des germanischen Hauses von Böddeken, Kr. Büren.
M. etwa 1:60.

Der Grundriß war in Gestalt dunkler Spuren von Wandgräbchen, Pfosten und Feuerstellen erhalten, die sich nach Abheben der 0,20—0,25 m starken humosen Deckschicht deutlich im hellen Lehmboden abhoben und ein längliches Rechteck von 6×17 m bildeten. Die beiden Längswände zeigten in der Mitte Unterbrechungen, die als die beiden sich gegenüberliegenden Ein- und Ausgänge anzusehen sind. Der nördliche davon war, wie die zwei davorliegenden Doppelpfosten angeben, wohl von einer kleinen Vorhalle, der südliche durch eine windschutzartige Vorziehung der Wand besonders geschützt. Die Hauswand selbst hat nach den erhaltenen Spuren aus Rutenflechtwerk mit Lehmverputz bestanden.

In regelmäßigen Abständen waren Pfosten in die Erde gegraben — im Plan als Ausbuchtungen erkennbar —, an denen sie befestigt waren. Das Gräbchen diente zur Aufnahme der kleineren Stäbe (Pfetten), um die die Ruten geflochten wurden.

Der unterste Teil der Wand war in das Gräbchen eingelassen. Gräbchen und Pfosten konnten bis 0,40 m tief ab Planum beobachtet werden und reichten oft bis 0,20 m tief in die oberen weichen Schichten des anstehenden Kalkmergels (Turon) hinein.

Im Hausinnern fanden sich Pfostensetzungen und drei Feuerstellen. Die starken Pfosten in der Längsachse dienten zweifellos zum Abstützen des Spitzdaches, das nach den Giebeln zu wohl abgewalmt zu rekonstruieren wäre. Die Pfosten in Richtung des Ein- und Ausganges scheinen eine Art Flur abgegrenzt zu haben, der das Haus in zwei Räume teilte.

Die an der westlichen Außenseite auftretenden Pfosten waren sicherlich zum Abstützen der hohen Giebelwand bestimmt.

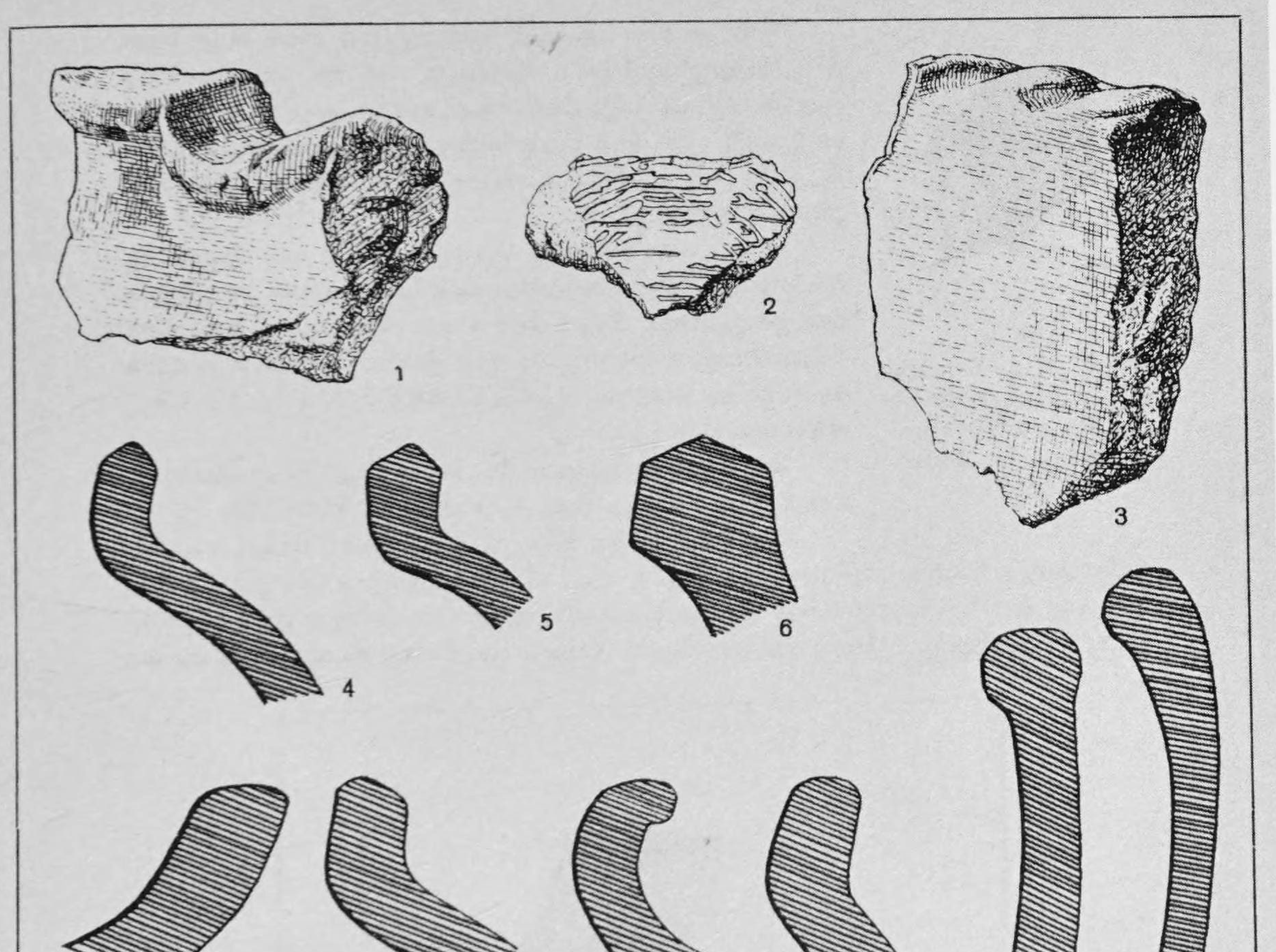


Abb. 4. Profile von Randscherben aus dem germanischen Haus von Böddeken, Kr. Büren. M. 1:1.



Abb. 5.
Denar *C. L. Caesares* mit drei angeschmolzenen Stücken von Böddeken, Kr. Büren. M. etwa 1:1.

Was an Pfosten und Wandspuren noch außerhalb des Hauptgrundrisses erschien, ist im einzelnen in seinem Zweck und Zusammenhang schwer zu deuten und auch zum Teil noch nicht vollständig untersucht. Es wird sich um Nebengelasse, Ställe, Gehege oder dergleichen handeln.

Die Zeitstellung des Grundrisses ist nun durch die zahlreichen Scherbenfunde (Abb. 4), vor allem aber durch den glücklichen Fund von 4 zusammengeschmolzenen Silberdenaren bestimmt, von denen der oberste noch deutlich die Prägung C L CAESARES (20 v. bis 4 n. Chr.) erkennen läßt (Abb. 5).

Die Münzen lagen in der Nähe einer Feuerstelle im westlichen Teil des Hauses (bei 'F'; s. Plan Abb. 3).

Im Innern des Hauses oder dicht dabei wurden außerdem gefunden: Spinnwirtel, davon einer aus Blei, Mengen von gebrannten Stücken des Lehmverputzes, Eisenschlacken[6] (sollte der nordwestlich benachbarte Höhenrücken 'Iserberg' in seinem Namen noch eine Erinnerung an die

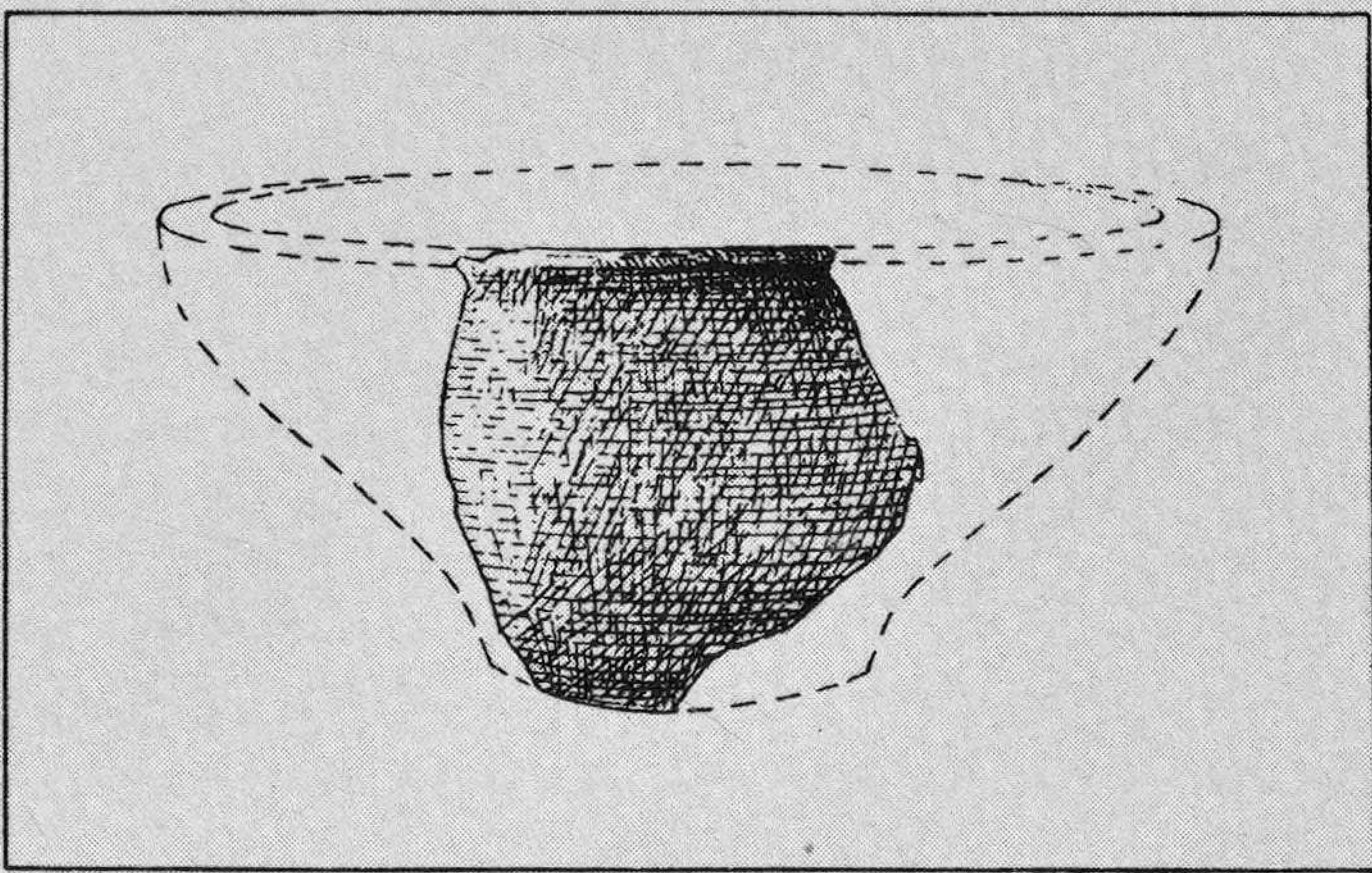


Abb. 6. Profilscherbe eines Schälchens von Niederntudorf. M. 1:1.

alten Eisenschmelzöfen sein ?), Wetzsteine und Feuersteinabsplisse. In tieferer Lage und verstreut auf der ganzen Hochfläche kamen dabei besonders zierliche kleine 'Messerchen' zum Vorschein, die mittelsteinzeitlich anmuten.

Reichlich wurde auch Holzkohle gefunden; in einem Fall ein etwa 0,30 bis 0,40 m großes verkohltes Bohlenstück von 3—4 cm Dicke.

Die Funde in der weiteren Umgebung des Hauses bis in den Distrikt 34 des Forstes Niederntudorf zeigten bisher keine zeitlichen Unterschiede. Aus Suchstichen der Umgebung stammt u. a. der Bügel einer kleinen Eisenfibel und der Rest eines Schälchens (Abb. 6). Pfostenspuren wurden noch mehr-

[6] Die Untersuchung der Schlacken durch Herrn Ing. Gilles, Niederschelden (Sieg), ergab, daß das Roherz nicht aus dem nahen Siegerland, sondern aus der östlichen Umgegend (etwa Altenbeken) stammt.

fach in dem ganzen Gelände bis weit auf den südlichen, jenseits der Talrinne gegenüberliegenden 'Ziegenberg' festgestellt, so daß mit einer größeren Siedlung und noch weiteren erhaltenen Grundrissen und Funden zu rechnen ist, deren Untersuchung bei Gelegenheit gemeinsam mit dem Museum für Vor- und Frühgeschichte in Münster durchgeführt werden soll[7].

Wewelsburg. Wilhelm Jordan.

[7] Hierbei möchte ich noch besonderen Dank an die Herren H. Hoffmann und Architekt Klein, Münster, aussprechen, die im Auftrage des Museums in Münster bei der Einzeluntersuchung des Grundrisses durch zahlreiche Schnitte und Aufnahmen halfen.

etwa den Wachdienst, zu versehen. Das wurde seitens der Wissenschaftler oft beklagt, die darin „verlorene Zeit" zu erkennen meinten. Auch der Bibliotheksleiter, Hauptsturmführer des Coudres, vermerkte in seinem Tätigkeitsbericht vom April 1938: „Durch SS-Dienst und Heranziehen zu anderen Arbeiten ging manch wertvolle Zeit für die Bibliothek verloren, ein Umstand, dem alle Mitarbeiter der Bibliothek unterworfen waren."[5]

Der Kriegsausbruch sah die Auflösung der ursprünglichen Mannschaft der Wewelsburg. Während Taubert, der Nachfolger von Knobelsdorffs, recht schnell aus gesundheitlichen Gründen wieder an seinen alten Arbeitsplatz auf der Burg zurückkehrte, wurden die wehrpflichtigen Burgleute dauerhaft abgezogen. Sie kamen zu jenen Einheiten, denen sie gemäß Mobilmachungsplanung zugeteilt waren. An ihrer Stelle wurden nach und nach kriegsbeschädigte Führer und Unterführer auf die Burg versetzt, die ihren Wehrdienst bei der SS-Verfügungstruppe bzw. der Waffen-SS abgeleistet und mittlerweile verwundet worden waren. Die eingezogenen Wissenschaftler scheinen jedoch mit einer – kurzzeitigen – Ausnahme nicht ersetzt worden zu sein.

Besonders die Leistung des Bibliothekars Hans Peter des Coudres – 1905 in Spandau geboren, Sohn des 1930 verstorbenen ehemaligen preußischen Generalmajors Richard des Coudres – sei hier nochmals hervorgehoben. Als er nach dem Ersten Juristischen Staatsexamen, dem Dr. iuris utriusque, dem Staatsexamen für den höheren Bibliotheksdienst und einer zweijährigen Ausbildungszeit an der Deutschen Bücherei in Leipzig zur Wewelsburg-Mannschaft hinzustieß, stand der reife Wissenschaftler mit 30 Jahren einer großen Aufgabe gegenüber. Es war nur ein Grundstock von einigen hundert Bänden gemischten Inhalts für „seine" zukünftige Bibliothek vorhanden. Doch schnell konnte er, nicht zuletzt durch Unterstützung deutscher Bibliotheken, die ihren Doublettenbestand zur Verfügung stellten, seine Sammlung an Umfang und Bedeutung steigern, wobei sich gewisse Schwerpunkte herausbildeten: die Urgeschichte aus geistesgeschichtlicher und naturwissenschaftlicher Sicht, Vor- und Frühgeschichte, besonders der germanischen und indogermanischen Völker, Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften (auch Quellenwerke) unter besonderer Berücksichtigung der Religions-, Mythen-

und Kirchengeschichte, der Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte, der Rechtsgeschichte sowie der westfälischen Landesgeschichte. 1936 überließ außerdem die Universität Münster in Westfalen der SS-Schule die bedeutende „Varusschlacht-Sammlung" des verstorbenen Dr. Rieck. Die Bibliothek zog mehrfach innerhalb der Burg um und war in verschiedenen Räumen untergebracht. Ihre Katalogtechnik orientierte sich an jener der Deutschen Bücherei in Leipzig. Für Anfang 1938 ist bekannt, daß sie rund 16.000 Bände, mit 80 Zeitschriften, sechs Inkunabeln und fünf Handschriften umfaßte, von denen zirka 4.400 Werke und 45 Zeitschriften bereits katalogisiert waren.

Zum letzten Stand des Bibliotheksausbaus kann wenig gesagt werden, da die Zahl der Bücher auch in den Kriegsjahren immer mehr zunahm. Anscheinend wurde der Großteil der Bücher bei der Sprengung der Burg nicht vernichtet. Nach der Plünderung dürften viele Bücher im Dorf gewesen sein, wo sich manche noch heute befinden, während viele andere in alle Richtungen zerstreut wurden. Der frühere SS-Wissenschaftler und Hauptsturmführer Wilhelm Jordan erinnert sich: „Als ich 1971–72 bei der Ausgrabung Winkelmann hinter dem Paderborner Dom half, fragte mich ein bekannter hoher Geistlicher, ob ich wüßte, daß er einige Bücher von mir bzw. von der Wewelsburg hätte. Ich antwortete ihm, daß ich wohl gehört hätte, daß Bücher nach Paderborn und vielleicht in eine offizielle oder private Bibliothek gekommen wären, und daß ich froh darüber wäre, denn es spielte keine Rolle, wer solche alten Bücher in Besitz hätte, sondern zu danken wäre, daß sie überhaupt erhalten geblieben wären."[6]

Laut Russell und Schneider soll der größte Teil der geplünderten Bücher heute in Privatsammlungen vor allem in den USA und Großbritannien aufbewahrt sein, weshalb diese Werke der Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich sind.

Auch ein Museum mit einer geologisch-paläontologischen und einer vor- und frühgeschichtlichen Abteilung wurde als Schau- und Lehrsammlung eingerichtet. Nach der Eröffnung im Oktober 1935 erfuhr es 1936/37 eine völlige Neueinrichtung. Die größten Verdienste erwarb sich hierbei Wilhelm Jordan (Jahrgang 1903), der nach dem Besuch der Kunst- und Handwerkerschule in Berlin sowie der dortigen Universität (mit kleiner Matrikel) noch

Drechslermeister wurde, bevor er das Abitur nachholen und in Marburg von 1928 bis 1934 Vorgeschichte, Geologie, Archäologie, Zoologie und Botanik studieren konnte.

In Wewelsburg knüpfte Jordan bald enge Beziehungen zur Bevölkerung und zu interessierten Laien ebenso wie zu Fachleuten. In den Jahren von 1936 bis 1941 erhielt das Museum einen bedeutenden Zuwachs durch ebenso zahlreiche wie erfolgreiche Ausgrabungen, wobei Jordan sogar die Überreste eines germanischen Pfostenhauses aus dem ersten Jahrhundert nach Beginn der Zeitrechnung fand.

Später gerieten die Stücke des Museums durch Plünderung in fremde Hände oder fielen der Zerstörung anheim. Groteskerweise wurde auch eine zweieinhalb Meter große Schieferplatte mit einem Ichtyosaurus, dessen Paddelflossen zum Teil vollplastisch herauspräpariert waren, auf den Vorhof des Stabsgebäudes geschleppt und als „Nazisaurier" zertrampelt.

Damit ist das Ende der Wewelsburg als „Himmlers SS-Schulungsburg" bereits angedeutet. Am 30. März 1945 abends mußten die SS-Leute auf der Burg sowie ihre Angehörigen dem Evakuierungsbefehl folgen. Der Eichenlaubträger SS-Hauptsturmführer Heinz Macher hatte währenddessen von Himmler persönlich den Befehl erhalten, die Burg zu sprengen. Dies erledigte er am 31. März 1945 so gewissenhaft wie möglich, wobei allerdings aufgrund mangelnden Sprengstoffes nicht alles zerstört wurde. Nach schweren Plünderungen fanden alliierte Spezialsuchtrupps noch viele Gegenstände und Bücher, nicht zuletzt auch im Gut Böddeken, wohin besonders Wertgegenstände ausgelagert worden waren.

Hochzeit mit Tilli Neuhaus

Mich nahmen damals private Vorhaben gefangen. Ich wollte heiraten. Meine spätere Frau Tilli Frank geb. Neuhaus aus Frankfurt am Main, meiner Geburts- und Heimatstadt, sollte es sein.

Ich freue mich, zurückzublicken auf jene schönen Erlebnisse.

Sie wurde am 3. August 1915 in der Frauenklinik zu Frankfurt am Main geboren; dort auch am 10. August 1915 evangelisch-lutherisch getauft. Der Vater, Hermann Neuhaus, arbeitete damals im Kriegsministerium in Berlin, die Mutter Marie Neuhaus geb. Schäfer wohnte mit der kleinen Tilli in der Schillerstraße zu Frankfurt am Main.

Mutter Marie Neuhaus faßte den Entschluß, zusammen mit Tilli ein Tanzfest zu besuchen. Ihre älteste Tochter hatte die Tanzschule hinter sich gebracht, und nun sollte sie zeigen, was sie gelernt hatte. So könnte es gewesen sein. Am 9. September 1932 gastierte der berühmte Tanzkapellmeister Bernhard Etté im Kursaal von Bad Soden.

Anfang desselben Jahres hatte ich das Abitur hinter mich gebracht und mich überreden lassen, zu einem Tanzvergnügen zu gehen, obgleich mir die entsprechende Vorschulung fehlte und ich deshalb von reichlich Lampenfieber geplagt wurde.

Mit mir an einem kleinen runden Tisch saß mein etwas forscherer Klassenkamerad Walter Erbe. In Blickweite saß an einem ebenso kleinen runden Tisch eine streng dreinblickende Dame mit ihrer Tochter, so sah das jedenfalls aus. Es fällt mir schwer zu be-

schreiben, was ich empfand, als ich meine geliebte Tilli zum ersten Male sah und zum ersten Tanz meines jungen Lebens aufforderte, nicht ohne ihre Mutter vorher um Erlaubnis gefragt zu haben – Verliebtheit, Beklommenheit, Freude? Wahrscheinlich alles zusammen. Ich glaube, daß wir uns sehr schnell verstanden, vielleicht dank ihrer Führung. Das schreibe ich mit allen gebotenen Einschränkungen nieder. Sie war vier Wochen vorher siebzehn Jahre alt geworden, und ich war ganze zwei Jahre älter. Ich glaube, daß ich an jenem Abend nur noch wenige andere Mädchen aufforderte; dann nämlich, wenn die Konkurrenz schneller war. Schließlich schlug ich Tilli vor, in der Tanzpause einen kleinen Gang durch den Kurpark zu wagen. Sie fragte ihre Mutter um Erlaubnis, und wir durften gehen. Nachsommerliche Blumenpracht säumte unseren Weg, den das Licht des hell erleuchteten Kurhauses nur noch in dessen Nähe erreichte. Wir unterhielten uns über viele schöne Dinge; Blumen, Bäume und die Zukunft. Sie verriet mir, wo sie wohnte, und wir verabredeten uns. Auf der Nachhausefahrt, man erreichte Bad Soden damals nur im Bus, sah ich sie im Gedränge stehend.

Wenige Tage später stand ich auf dem Opernplatz, einen schwarzen Lederolmantel über die Schulter gelegt, eine Vorlesung in der Universität schwänzend, und wartete auf sie.

Sehr schnell häuften sich die Verabredungen, bis wir es schließlich als unabdingbar erachteten, daß wir uns täglich wenigstens einmal sahen.

Im Sommer 1933 ereilte mich, der ich in einem seligen Wolkenkuckucksheim unserer Verliebtheit gehaust hatte, eine Woge der aufgewühlten politischen See. Ich zog Uniform an. Tilli hat es meinem Vater nie ganz verziehen, daß er hierbei, ungewollt zwar, Hilfestellung geleistet hatte. Zu Hause war ich unter Druck geraten, weil ich Geld kostete und, gemessen an den Lebensumständen meiner Eltern, wie ein Prinz lebte. Es war kein Ende dieses Zustandes abzusehen. Um rascher dem Ziele näherzukommen, Tilli zu heiraten, wechselte ich vom Germanistikstudium zum Studium der Wirtschaftswissenschaften über, arbeitete als Volontär im Versicherungsbüro von Tillis Onkel Emil Stuckardt, machte erfolgreiche Fleißprüfungen, um den Erlaß der Studiengebühren zu erlangen. Aber mein Vater gab nicht nach mit seiner Strenge, und

ich nicht mit meinen Gesängen an junge Apfelblüten. Es kam hinzu, daß er den Bibelspruch „Wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn" allzu wörtlich nahm. So war ich dann froh, als mir von höchster Stelle die Möglichkeit geboten wurde, die Offizierslaufbahn einschlagen zu können.

Später, in der Zeit meiner Arbeit in der Wewelsburg und meines Studiums in Münster, lag Frankfurt weit im Süden. Die Trennung schmerzte. Als mein Schwager Heinrich Lautz im Herbst 1937 Tilli den Vorschlag machte, er wolle das Erntedankfest auf dem Bückeberg (bei Hameln) besuchen, mich unterwegs in seinen großen BMW V8 einladen und mitnehmen, da gab es kein Zögern. Ich hatte inzwischen um Urlaub nachgesucht, und so stieg ich in Wewelsburg ein in das Gefährt mit dem ersehnten Inhalt. Ja, die lustige Fahrt unterbrachen wir kurz am Bückeberg, mehr nicht. Wir suchten Viersamkeit, noch besser Zweisamkeit. Die konnten wir in diesem Menschengewimmel nicht finden; so fuhren wir weiter nach Detmold. Dort übernachteten wir in einem hübschen kleinen Hotel, nicht ohne vorher das nahe Hermannsdenkmal besichtigt zu haben. Als wir am nächsten oder übernächsten Tag freudig beschwingt weiterfuhren, befand mein Schwager, der Bückeberg trage einen falschen Namen. Er müsse eigentlich „Drückeberg" heißen.

Er fuhr mit meiner Schwester zurück nach Frankfurt. Tilli blieb noch für einige Tage in Wewelsburg. Sie wohnte bei Gretchen Dierkes. Die trug einen dicken Haarknoten. Einmal war ich Zeuge, wie sie ihn löste. Die Pracht der Haare reichte bis zu den Knien. Im übrigen führte sie mit großer Tüchtigkeit einen beliebten Dorfgasthof. Nun fand ich Gelegenheit, Tilli meine Arbeitsstätte zu zeigen: die Dreiecksburg, im Stile der Renaissance erbaut, die Bibliothek, meinen Schreibtisch mit der Flurnamenkartei. Ich erklärte ihr, wie ich die Namen nicht nur geschichtlich zu verstehen versuchte, alte Urkunden dabei nutzend, sondern auch sprachlich ausdeutete, alte Namensfunde mit der mundartlichen (plattdeutschen) noch lebenden Form vergleichend.

Ich zeigte ihr die Flurstücke draußen in Wald und Feld, zeigte ihr soviel ich konnte, vom dörflichen Leben. Ich stellte ihr meine Kollegen vor, meine Kameraden.

Nun war es soweit, die Hochzeit planen zu können. Als ich Obergruppenführer Taubert mein Vorhaben bekanntgab, brachte er seine Freude zum Ausdruck und erbot sich, die Eheweihe für das junge Paar durchzuführen. Obgleich unsere Eltern eine kirchliche Trauung lieber gesehen hätten, dankte ich Obergruppenführer Taubert für sein Angebot und durfte es auch im Namen meiner späteren Frau annehmen.

Als Hochzeitstermin wurde der 17. Dezember 1938 festgelegt. Die wenigen verbleibenden Wochen mußten für die Vorbereitungen ausreichen. Außer schon längst angesparter Wäsche bekam sie von ihren Eltern, ebenso wie ihre Schwester Gretl, 5.000 Reichsmark für ihre Aussteuer. Bewundernswert, wie klug und vorausschauend sie dieses nach damaligen Wertvorstellungen viele Geld anlegte.

Einige Wochen vor der Hochzeit nahm ich mir Urlaub, so daß viele Einkäufe, die fast durchweg in der Frankfurter Altstadt getätigt wurden, in meinem Beisein stattfanden. Wie sorgsam suchte sie aus, immer darauf bedacht, mein Urteil anzuhören und dann erst zu entscheiden.

Am Hochzeitstage, als ich in meinem Elternhause zum letzten Male unverheiratet frühstückte, Kakao mit Milch und Brötchen, überwältigte mich die Aufregung. Ich verschlang das liebevoll bereitete Frühstück und verschluckte mich daran, als säßen tausend Ameisen in meinen Gedärmen. Leicht wie ein Korb ohne Inhalt schwang ich mich aufs Rad, dem großen Tag entgegen.

Glücklich im Brauthaus angekommen, harrten meiner weitere unvorhergesehene Ereignisse. Die Schwiegereltern, allen voran Papa Neuhaus, foppten den Bräutigam nach altväterlicher Sitte. Wunschgemäß tappte ich auch jedesmal in die gestellten Fallen, so zum Beispiel, als ich dringend das stille Örtchen aufsuchen mußte und dort auf dem Klodeckel ein bräunlich glänzender Haufen prangte. Noch einige Scherzartikel, traditionsgemäß eingekauft am Frankfurter Kornmarkt, zwickten und zwackten mich, bis ich mich endlich auf dem Rücksitz des schwägerlichen Autos neben meiner goldigen Tilli wiederfand, um die Fahrt zur standesamtlichen Trauung anzutreten.

Mein Schwager Lautz, Führer und Fahrer dorthin, fragte mich, bevor er den Anlasser betätigte: „Hast du auch den Brautstrauß

nicht vergessen?" Zum dritten Male an diesem Tage fühlte ich mich dessen Anforderungen nicht gewachsen. Er aber, ich werde ihm diese noble Geste nie vergessen, holte einen Strauß, bestehend aus wunderschönen Rosen, aus den Tiefen seines Sitzes, und ich war gerettet.

Nun ging es weiter wie im Märchen. Wir fuhren zum Frankfurter Römer, gingen die Kaisertreppe hinauf zum Saal, in welchem die Trauung stattfand, und nach der würdigen Zeremonie gab es Rindswurst mit Wasserweck an der Schirn. Diese Frankfurter Lekkerbissen auf der Hand, betraten wir die nachbarliche Gastwirtschaft. Dort bestellten wir den dazugehörigen Äppelwoi. Ach, das war so gemütlich, daß all meine Erregung entfuhr, einem Gefühl tief empfundenen Glückes Platz machend.

Dabei stand unsere eigentliche Hochzeitsfeier noch bevor. Sie fand in der schwiegerelterlichen Wohnung statt. „Opi" Taubert, der Burghauptmann der Wewelsburg, sprach feierliche Worte, dieser kleine, liebe, feine Kerl. Er nahm uns das Jawort fürs Leben ab. Das Erkerzimmer der Opernplatzwohnung gab hierfür einen würdigen Rahmen her. Die Familie saß vor uns und wir ihr gegenüber. SS-Obergruppenführer Taubert hatte in seiner Begleitung meinen Kriegsschulkameraden und Freund SS-Obersturmführer Bergmann. Dieser fiel später als Kompanieführer in Polen. Von der Rede Tauberts weiß ich nur noch, daß sie warmherzig war, Ehrfurcht vor Gott anmahnend, und die große Bedeutung der Familie in den Mittelpunkt der Überlegungen stellte. Von ihm, dem Kavalier der alten Schule, hatte ich nichts anderes erwartet.

Anschließend hatte meine liebe Schwiegermutter Maria Neuhaus im größten Zimmer des Hauses nebenan eine der Bedeutung des Tages angemessene Mittagstafel vorbereitet. Es war ein großer Tag im Leben. Tischreden versuchten, ihn zu deuten. Tanz und musikalische Darbietungen beschwingten ihn. Als es schon gegen Abend ging, fiel es meiner Tilli ein, das Doppelkonzert von Bach zu spielen. Ihr Musiklehrer Läpple, der im Osten der Stadt wohnte, wurde zu uns gebeten. Er kam. Sie spielte die Geigenpartie. Einer der vielen Höhepunkte des Festes. Tanz, unvergeßliche Bilder. Der Abschied rückte näher. Wir hatten einen Nachtzug nach München gebucht. Es war unsere Hochzeitsreise. Als wir in München aus dem Zug stiegen, war es über Nacht so kalt geworden, daß

der prächtige Nelkenstrauß in Tillis Hand zu Eis erstarrte. Nicht sehr viel später kamen wir in Meran in Südtirol an, um dort im Hotel Kaiser zu übernachten. Das Ziel unserer Reise war der Wintersportort Sulden im Vinschgau am Ortler. Dort, von kernigen Südtirolern angeleitet, übten wir den Skisport und erfreuten uns der heiteren Italiener, die es sich hier auch wohl sein ließen; sie schlossen Freundschaft mit uns, und wir ließen uns das gern gefallen. Um das Maß des Vergnügens noch voll zu machen, steuerten wir auch Venedig an. Sicherlich entging uns einiges, was uns im Sommer oder im Frühling an dieser einzigartigen „Wasser-Jungfrau" noch mehr entzückt hätte. Unvergeßlich bleibt die Stunde der Ankunft. Wir nahmen ein Hotel am Bahnhof. Unsere schweren Stiefel rutschten auf den Terrazzoböden; unsere Herzen auch. Wir lachten, lachten, wie selten wieder in unserem Leben.

Nach einer kurzen Rast in Kärnten auf dem Gutshof von Frankfurter Freunden fuhren wir nach München. Was mich, uns, nun erwartete, hatte die Gedanken während des Urlaubs beflügelt. Ich hatte längst erfahren, daß ich für ein halbes Jahr als Assistent von Professor Wüst nach München gehen sollte. Ich empfand dies als eine Auszeichnung und war gespannt darauf, was mich dort erwartete. Professor Walther Wüst war auch der Kurator des bereits erwähnten „Ahnenerbe" in Berlin.

Am 20. Dezember 1939 wurde unser erster Sohn, Bernhard Hermann, geboren, am 31. März 1943 unser zweiter Sohn, Roland, schließlich unser dritter, Götz, am 6. November 1944.

Donnergrollen 1939

Anfang 1939 begann ich meine Arbeit als wissenschaftlicher Assistent an der Universität München. Professor Wüst empfing mich sehr freundlich. Ich sollte die hiesige Arbeitsweise kennenlernen, mich auch ein wenig in die Geheimnisse der Sanskritforschung hineinhören. Im übrigen möge ich ihm bei der Bewältigung der täglich anfallenden Arbeit behilflich sein. Es begann eine Zeit, die ich neben der mäßig anfallenden täglichen Arbeit dazu nutzte, die bereitstehende Handbücherei seines Seminars kennenzulernen, mit den Seminaristen Gespräche zu führen – es waren auch einige Inder darunter –, Freundschaften anzuknüpfen sowie München und dessen Universität kennenzulernen. Ich lernte Professor Otto Höfler kennen, den Volkskundler der Universität.

Wohl in dieser Zeit bekam ich ein Schreiben des „Ahnenerbes", das „Ahnenerbe" hatte eine die wissenschaftliche Arbeit der SS leitende Funktion. Dieses Schreiben enthielt einen Vertragsentwurf, nach dem ich mich verpflichten sollte, das Thema „Wald und Baum im religiösen Erleben und Brauch des germanischen Menschen" zu bearbeiten und nach drei Jahren druckfertig abzuliefern. Eine monatliche Zahlung von 1.000,– Reichsmark sollte mich während der genannten Zeit aller wirtschaftlichen Sorgen entheben. Ich unterschrieb mit Freude. Wie mir Professor Wüst vorschlug, sollte dies meine Habilitationsschrift werden. Als Habilitationsvater empfahl er mir den oben bereits erwähnten Volkskundler Professor Höfler.

So geschah es. Erste Gespräche mit Professor Höfler führten dazu, daß ich bereits in München mit der Arbeit begann, die zunächst zur Erstellung eines Zettelkastens führte, und auch zu grundsätzlichen Erwägungen, wie ich an dieses Thema herangehen wollte.

Es erschien mir wichtig, zunächst den Begriff „germanischer Mensch" zu erklären. Von Germanen spricht der Historiker etwa bis zur Zeit des frühen Mittelalters. Von da an entstehen verschiedene germanische Kulturen, von denen die der Deutschen die in der Themenstellung gemeinte sein sollte. Die mit Schwerpunkt in Nordeuropa außerdem entstehenden germanischen Kulturen durften jedoch nicht außer acht gelassen werden. Die wichtigste Frage schien mir von Anbeginn jene zu sein: Wie lange dürfen wir von Germanen reden, wenn wir zum Beispiel Schweden oder Deutsche meinen? „Nicht länger, als die Zeit ihrer jeweiligen Anfänge. Dennoch wirkt in allen germanischen Zweigentwicklungen die Zeit der jeweiligen Anfänge in unterschiedlicher Weise und unterschiedlich deutlich nach", so die Antwort. Die Themenstellung jedoch spricht vom „germanischen Menschen" und nicht von dem, was im Laufe der Jahrtausende aus ihm entstanden war.

Oder meint der Themenformulierer vielleicht den „heutigen Germanen", der mit dem damaligen nur noch mehr oder weniger Ähnlichkeiten aufweist? Letztere Möglichkeit gefiel mir am besten. Aber der bevorstehende Weg mit dem Zettelkasten war noch weit. Ich sprach mit Professor Höfler über meine Arbeit. Alles lag noch in den Anfängen. Zu welchen Ergebnissen ich kommen würde, war offen.

Die Münchner Zeit war für mich nicht nur eine Zeit voller beglückender Anfänge, sondern auch eine solche des Lernens. Da gab es die alte Pinakothek, die mich immer wieder in ihren Bann zog, die Münchner Kammerspiele, das Weißwurstessen im Mathäserbräu. Ich wohnte in dem gemieteten Zimmer eines studentischen Verbindungshauses. Dort empfingen wir, meine Frau Tilli und ich, manchmal einen Schweden als unseren Gast. Bei ihm belegte ich Unterrichtsstunden in dessen Muttersprache. Er war Dozent der Universität München. Auch da ging es mir um den „germanischen Menschen". Welche Enttäuschung, als er uns bei einer solchen Gelegenheit sagte: „Heute komme ich zum letzten

Male. Ich fahre zurück nach Schweden. Es gibt Krieg." Diesen Schrecken jagte er uns etwa im April oder Mai 1939 ein.

Ende Juli 1939 bekam ich die Weisung, meine Tätigkeit in München zu beenden, um am 1. August die Leitung der Bibliothek der Wewelsburg zu übernehmen.

Die besten Wünsche für eine glückliche Zukunft meiner wissenschaftlichen Arbeit von Professor Wüst im Reisegepäck, kamen wir, nach einem kurzen Zwischenhalt in Frankfurt, nach Wewelsburg. Eine kleine, aber gemütliche Wohnung im Hause des ehrbaren Metzgermeisters Döring „am Kuhkamp", mit einem herrlichen Blick ins Almetal, erwartete uns. SS-Obergruppenführer Taubert begrüßte uns herzlich.

Ich ahnte, welches Arbeitspensum auf mich zukam und war mit Freuden bereit. Mein erster Gang galt der Bibliothek. Ich wußte, daß mir ein langer Weg der Einarbeitung bevorstand. Mit den beiden Bibliothekaren Richter und Spengler stand ich schon immer auf vertrautem Fuße, so daß ich auf baldige Einarbeitung hoffen durfte. Die größte Aufmerksamkeit mußte ich jedoch der Anfertigung der Habilitationsschrift widmen.

Der erste Monat der neuen Tätigkeit gehörte außerdem noch einer Tagung in Haithabu, zur Ausgrabung dieses einst bedeutenden Wikingerhafens an der Schlei in Schleswig-Holstein, sowie einer Volkskundetagung in Salzburg. Ich nahm mir vor, die Reisetätigkeit einzuschränken, was aber nicht mehr nötig wurde, denn von Berlin her war ein Donnergrollen zu vernehmen. Von der Meldung aller Wehrpflichtigen bei ihren zuständigen Wehrmeldeämtern war die Rede. Ich kehrte sofort zur Wewelsburg zurück. Am Tag des Beginns des Polenfeldzuges fand ich mich auf dem Platz vor unserem Wachgebäude, der Wohnung von SS-Obergruppenführer Taubert, zusammen mit allen Burgangehörigen wieder. Letzterer erklärte uns in einer kurzen Ansprache den Stand der Dinge. Krieg war ausgebrochen! Ich dachte an meinen schwedischen Freund. Die Stimmung war gedrückt. Wir gingen schweigend auseinander. Die nächsten Tage zeigten, daß von einer Kriegsbegeisterung im deutschen Volke nichts zu spüren war.

Kaum hatte ich mich darangemacht, die nächsten Schritte einer bis dahin erfolgreichen wissenschaftlichen Karriere zu unternehmen, wartete ich schon wenige Tage später auf meine Einberu-

fung zum Wehrdienst, der ich mich weder entziehen konnte noch wollte. Während in Polen das erste Blut floß, saß ich in Wewelsburg auf meinen Hoffnungen wie auf einem weggeworfenen Strauß nun welkender Blumen. Aufräumarbeiten an bisher Geleistetem, die Korrektur der Druckfahnen für meine Doktorarbeit *Die Flurnamen der Gemarkung Wewelsburg* und deren Veröffentlichung in der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung in Münster in Westfalen, beschäftigten mich noch in diesen Tagen. Die Weiterführung der Bibliothek überließ ich weitgehend der ordnenden Hand der bewährten Bibliothekare Richter und Spengler. Ich wartete auf meine Einberufung zur SS-Verfügungstruppe beziehungsweise Waffen-SS, wie diese Truppe ab Ende 1939 genannt wurde. Die Einberufung kam dann auch. Ich werde nie vergessen, wie meine Frau Tilli auf dem Bahnsteig des Bahnhofes in Paderborn stehend zum Abschied winkte und winkte, bis sie mich, den weit aus dem Fenster Hinausgelehnten, nicht mehr winken sehen konnte.

Bei der Waffen-SS an der Ostfront

Ich begann den Waffendienst als Zugführer des I. Zuges in einer Kompanie eines Ersatz-Bataillons der Waffen-SS in Breslau. Mein erster Chef, SS-Hauptsturmführer Haslreiter, war ein liebenswürdiger Mensch, der mich die Härte des Waffendienstes fast vergessen machte. Bald stieg ich zum Bataillonsadjutanten auf, als der ich unter wechselnden Kommandeuren in Breslau und dann in Brünn diente. Zwischendurch bekam ich Urlaub nach Wewelsburg, um meine Familie zu sehen und dabei meine Aufgaben auf der Burg wahrzunehmen. Ich wurde zum SS-Hauptsturmführer befördert und als O1 zum Kommandostab Reichsführer-SS (RFSS) versetzt. Als solcher erlebte ich den Beginn des Rußlandfeldzuges. Dann wurde mir die Führung der 2. Kompanie der SS-Freiwilligen-Legion „Niederlande", die der SS-Brigade 2 „Reichsführer-SS" unterstellt war, anvertraut. Sie bestand aus Holländern, die sich freiwillig zum Kampf gegen die kommunistische Sowjetunion gemeldet hatten. Die Unterführer waren anfangs meist Deutsche. Mein neuer Standort war der Truppenübungsplatz Arys in Ostpreußen. Dort versuchte ich, meine Soldaten für den ersten Einsatz vorzubereiten. Sie waren Männer guten Willens, militärischen Gehorsam mußten sie noch lernen.

Als der deutsche Vormarsch in Rußland in Schlamm und dann in Eis stecken blieb, ja Rückschläge hinnehmen mußte, war unsere Stunde gekommen. Weihnachten 1941 war es soweit. Himmler besuchte das Führerkorps der SS-Brigade 2 „Reichsführer-SS", die 1942 in 2. SS-Infanterie-Brigade (mot.) umbenannt wurde und aus

der die 19. Waffen-Grenadier-Division der SS (lettische Nr. 2) hervorging, im Offizierskasino des Truppenübungsplatzes Arys. Jedem der angetretenen Offiziere schüttelte er die Hand. Als die Reihe an mich kam, fragte er: „Frank, wollen Sie zum Einsatz an die Front gehen?" Nachdem ich die erwartete Antwort gegeben hatte, sprach er mir seine guten Wünsche aus. Danach konnte es nicht mehr schnell genug gehen. Im Hafen von Danzig wurden wir auf ein Schiff verladen. In einer nahegelegenen Kneipe feierte ich mit meinem Kameraden Hallmann, Kommandeur einer Flakabteilung, Abschied. Das wäre beinahe schiefgegangen. Mit einem Aufzug hievte man mich in letzter Minute aufs Schiff. Wir waren schon in der Nähe von Riga, unserem Reiseziel, als ich aus meinem Rausch wieder erwachte. Meine Männer verwöhnten ihren gestrauchelten Chef in rührender Weise, so daß ich hellwach und frisch den Hafen von Riga betrat. Ich machte mir Gedanken über unser weiteres Fortkommen. Wir waren zwar eine motorisierte Einheit, besaßen aber kein einziges Fahrzeug, noch nicht einmal Schlitten, um uns im winterlichen Rußland mit schwerem Gepäck, Munition und Maschinengewehren fortbewegen zu können.

Aus dem Hafengelände ragte ein haushoher Berg, der nur aus Schlitten bestand; gewöhnliche Schlitten, wie diese in besseren Zeiten von uns als Kindern zum Rodeln benutzt worden waren. Ich beauftragte den Spieß, das heißt den Dienstführenden Unteroffizier meiner Kompanie, dort so viele Schlitten abzuholen, daß möglichst viele meiner Männer mit einem solchen zum Transport schwerer Lasten ausgestattet werden könnten. Übrigens, diese Schlitten waren in der deutschen Zivilbevölkerung für „unsere Soldaten an der Front" gesammelt, das heißt gespendet worden. Alle meine Bemühungen, von den Bewachern des Schlittenberges eine Lockerung ihrer „strengen Vorschriften" zu erwirken, blieben vergebens. In meiner Not entschloß ich mich zur Anwendung einer List. Ich beauftragte einige Männer, die Bewacher des Schlittenberges unter Wiederholung meiner Forderung lautstark zu bedrohen. Dies geschah und hatte zur Folge, daß alle Bewacher, die rings um den riesigen Schlittenberg aufgestellt worden waren, zur Hilfe herbeieilten. Die nunmehr unbewachte Rückseite stand dem Zugriff meiner Männer offen. In kürzester Frist waren wir ausreichend mit Schlitten versorgt. Der Aufenthalt in Riga dauerte zwei

oder drei Tage; Zeit genug, um einmal die Oper zu besuchen. Welche Oper ich besuchte? Ich habe es vergessen. Nicht aber diese Männerstimmen. Sie rührten den tiefsten Grund der Seele an. Inzwischen zeigte die Winterkälte Rekordgrade im Minusbereich.

Wie froh war ich, daß ich schon während der Zeit der Aufstellung und Ausbildung in Ostpreußen vorgesorgt hatte. Aus geeignetem Weißblech hatte ich Öfen bauen lassen. Deren Zahl reichte aus, um jeden Güterwagen, in dem meine Männer an die Front transportiert wurden, mit einem solchen zu versorgen. Nur wir Offiziere saßen frierend in Personenwagen. Als wir unterwegs einmal hielten, behalf ich mir dadurch, daß ich mir Hemd und Unterhemd vom Leibe riß und den Oberkörper mit Schnee einrieb. Es herrschten 42 Grad minus. Aber es half.

In Pleskau übernachteten wir in einer kalten Halle. Dann bestiegen wir den Zug, der uns an den Wolchow bringen sollte. Eine einsam puffende Lokomotive und Wälder, Schnee, Wälder. „Aussteigen", hieß es plötzlich. Da vorne, auf der geraden Strecke in Sichtweite, steht schon der Russe. Wir holperten und stolperten den Damm hinunter, Gepäck, Waffen und Munition, so gut es ging auf Schlitten hinter uns herzerrend. Dann lag dort ein Dorf geduckt in einer Lichtung. Hier übernachteten wir. Wie, das weiß ich nicht mehr. Am nächsten Morgen wurden wir eingewiesen.

Wir befanden uns an einer Stelle, wo der Russe durchzubrechen versuchte. Zwei Dörfer, Gusi und Piatilippi, wurden bisher von einer Wehrmachteinheit gehalten. Letztere sollte durch mein Bataillon abgelöst werden. Der Weg dorthin müsse freigekämpft werden. Unnötiges Gepäck, darunter meine Offizierskiste, blieb beim Regimentsstab. Der Marsch verlief reibungslos. Ich sollte zusammen mit einer weiteren Kompanie Piatilippi besetzen und halten. Der Bataillonsstab mit den anderen beiden Kompanien besetzte den etwa 500 Meter entfernten Ort Gusi. Die frühere russische Bevölkerung beider Orte hatte ihre Häuser verlassen. Wir richteten uns in leeren Häusern zur Verteidigung ein. Gegenüber und in Sichtweite befand sich der Ort Posselok. Er war von den Russen besetzt.

Unheimlich die Stille auf der gegnerischen Seite. Ich schickte Spähtrupps dorthin. Es gab Feindberührung. Nicht nur nahe Posselok, überall jenseits unserer Häuser regte sich etwas. Waren wir eingeschlossen, war auch der Nachschub in Gefahr? Ich befahl

den Ausbau unserer Stellungen. Bei 42 Grad Frost war dies schwierig. Der Sturm brach los. Der Russe griff Gusi und Piatilippi gleichzeitig und mit taktischem Geschick an. Die Breitseite von Piatilippi zum Beispiel hielt er durch Scheinangriffe unter Kontrolle, während er die Masse seiner Angriffs- und Feuerkraft gegen das Dorfende richtete. Hier fielen meine sMG-Richtschützen einer nach dem anderen. Meine Männer kämpften tapfer, so daß die russischen Angriffe unter Hinterlassung vieler Gefallener nachließen. Es überwog jedoch der Eindruck, daß wir, weit vorgeschoben in den riesigen Wäldern des Wolchowgebietes, von allen Seiten mit weiteren Angriffen rechnen und ständig um die Sicherheit unseres Nachschubes besorgt sein mußten. Es gab nun fast keinen Tag mehr, an dem es nicht zu Kampfhandlungen kam. Oft wateten unsere Gegner durch den meterhohen Schnee bis an unsere Stellungen heran, wurden aber jedes Mal unter Hinterlassung von Toten und Verwundeten abgewiesen. Die Wucht der russischen Angriffe steigerte sich von Mal zu Mal. Ich denke an den vom 13. Februar 1942. Wir bekamen Artillerieunterstützung vom Regiment. Ein Beobachtungsoffizier leitete das Feuer gegen die Angreifer. Der Anblick russischer Leichenberge vor unseren Stellungen war schrecklich. Der unserer Toten und Verwundeten nicht minder. Man sprach von den „Löwen von Piatilippi“. Unser Regimentskommandeur mußte diese Beurteilung wohl in den falschen Hals bekommen haben. Wir sollten Posselok erobern. Das hätte nach unserer Beurteilung bedeutet, daß wir Gusi und Piatilippi aufgaben und unser Angriff im Tiefschnee steckengeblieben wäre, wie es die Russen im Verlauf dieses Winters uns ja oft genug vorgeführt hatten. Ich bekam den Auftrag, dem Regimentskommandeur persönlich die wirkliche Lage zu erklären. Ein Panjepferd und ein Schlitten wurden besorgt, und los ging es durch dichtes Schneetreiben, auf die Gefahren einer solchen Fahrt durch Niemandsland nicht achtend. Ich hatte Glück. Das erste Dorf, sonst menschenleer, wurde von mir schnell erreicht. Vor einem Haus stand der Divisionsstander. Drinnen befand sich unser Divisionskommandeur, über Karten gebeugt. Ihm trug ich mein Anliegen vor. Der Angriff auf Posselok wurde abgeblasen.

Die Angriffe der Russen steigerten sich fast in demselben Maße, wie solche von unserem Bataillon immer wieder erfolgreich ab-

gewiesen wurden. Unter deren Druck stand auch mein Bataillonskommandeur, der oft genug im Nahkampf das Geschehen zu unseren Gunsten wenden mußte. Wie durch ein Wunder entging er einer ernsteren Verwundung. Es war dies der SS-Sturmbannführer Richard Pöhle. So kam es, daß er einen Nervenzusammenbruch erlitt. Er mußte abgelöst werden. Daraufhin wurde ich zu seinem Nachfolger bestimmt und übernahm die Führung des I. Bataillons der SS-Freiwilligen-Legion „Niederlande". Bisher befand sich mein Kompaniegefechtsstand in dem Dorf Piatilippi. Nun zog ich als neuer Kommandeur in den Bataillonsgefechtsstand in dem nahe gelegenen Dorf Gusi um. Den kannte ich zwar schon recht gut, von vielen Besprechungen her, auch von Schnapsrunden, mit denen wir, der bisherige Kommandeur und ich, so manche schwere Stunde durchgestanden hatten. Aber was mich nun erwartete, überstieg das Maß des Erträglichen. Die Berge russischer Gefallener türmten sich um den Gefechtsstand, konnten aber wegen Feindbeschusses nicht geborgen werden. Das zu Eis erstarrte Gesicht des Todes schaute in meinen Unterstand hinein. Unerbittlich, wenn ich nicht draußen bei meinen Männern helfend, regelnd, aber auch anspornend eingriff, starrte mich das Antlitz des Todes an, mich an die eigene Sterblichkeit erinnernd. Der russische Gegner hielt uns Tag für Tag mit Klauen und Zähnen fest, so ungeheuerlich hoch seine eigenen Verluste auch waren. Längst stand ich über meinen Ängsten und Nöten, als gingen diese mich nichts mehr an. Ja, eine Leichtigkeit befiel mich, eine gefährliche, so als wäre ich Zuschauer, und nicht Beteiligter.

Eines Tages führten mir meine Männer russische Gefangene vor. Die Russen trugen Filzstiefel. Letztere schützen vor Erfrierungen. „Die wollen wir haben", sagten meine Männer. Ich überlegte. Dann beschied ich schweren Herzens: „Nein." Die Russen dankten überschwenglich. Ich wendete mich ab.

Es kam der Tag heran, an dem der Russe von allen Seiten heranstürmend angriff. Wir waren vom Feinde eingeschlossen, und es herrschte hier eine barbarische und, wie ich erfuhr, selbst in jenen Breiten ungewöhnliche Kälte, meist um die 40 Grad minus, so daß unser Gegner gezwungen war, in gewissen Zeitabständen Schutz in den wenigen umliegenden Dörfern zu suchen.

An diesem Tage aber erscholl das „Hurrä" der Angreifer von allen Seiten, in Gusi wie auch in Piatilippi. Die schwarzen Scharen erschienen überall, wo man hinsah, im Tiefschnee vorwärts stürmend, nein stampfend, nein sich vorwärts quälend. Unsere Artillerie, die weit hinten in Selo Gora stand, schoß, indirekt von ihrem bei mir stehenden Vorgeschobenen Beobachter gelenkt, die feindlichen Angriffswellen immer wieder zu Boden zwingend. Ich sprang in Gusi von Stellung zu Stellung, Mannschaften anfeuernd, Schwachpunkte suchend und wenn möglich beseitigend, bis ich einen meiner Kompanieführer entdeckte, der schlappmachte. Nein, ich fauchte ihn nicht an; fragte, hörte zu, beschwichtigte und nahm mir Zeit, so wild der Lärm um uns auch brodelte. Er wollte nach Hause, nach Kärnten, wo er hergekommen war. Dann sprang ich wieder zu einem sMG-Schützen, der die Scharen der Angreifer zu Boden zwang. Wir überlebten. – Nicht alle, nein.

Der langsam, viel zu langsam kommende Frühling erweichte auch die Angriffswut unserer unglücklichen Gegner. Nachdem mein Bataillon in den Kämpfen um Gusi und Piatilippi ausgeblutet war, wurde es in eine ruhigere Stellung verlegt, um Nachschub an frischen Mannschaften entgegenzunehmen, aber auch an Waffen und Munition. Wir stapften durch die Wässer tauenden Schnees zurück in eine Ruhestellung. Plötzlich tat es einen Platsch. Ich sah mich um. Mein „Putzer", ein Holländer, hatte meine beiden Brotbeutel aus Überdruß und Müdigkeit fallen lassen. Meine Habe konnte ich noch retten, und ihm verzieh ich.

Eine gewisse Erholungspause war uns auch vergönnt, jedoch nicht ohne einen gleichzeitig auszuführenden Kampfauftrag. Mein neuer Bataillonsgefechtsstand befand sich in Gorenka, etwa zwei Kilometer entfernt von Selo Gora, dem Regimentsgefechtsstand. Ich sollte etwa 15 Kilometer Waldlinie nach Norden gegen das Durchsickern feindlicher Kräfte absichern. Die ritt ich täglich einmal zur Kontrolle auf einem schönen gescheckten Schimmel ab. Nachdem der Wolchowurwald wieder ergrünt war, traten wir noch einmal zum Angriff an. Wir eroberten den Wald selbst und Massen von Russinnen, vom Kindes- bis zum Greisenalter. Es werden auch Knaben dabeigewesen sein. Sie waren sichtlich von den Strapazen gezeichnet, denen sie in ihrem Fluchtquartier wäh-

rend des vergangenen Winters ausgesetzt gewesen waren; die Heerscharen der Mücken, deren die Russinnen und wir uns erwehren mußten, machten den armen Flüchtlingen das Leben nicht leichter. Ich hoffe, daß sie bald wieder in ihre Häuser zurückkehren konnten, die uns während der schweren Winterkämpfe als Unterkunft und Burg gedient hatten; soweit ich mich erinnere, waren das durchweg in Blockhüttenart gezimmerte Holzhäuser, deren Kern und Lebensmitte der aus Backsteinen gefügte offene Kamin war. Da ich noch immer damit rechnen mußte, daß ich auf kampfwillige russische Verbände stieß oder solche darauf lauerten, mich in eine Falle zu locken, marschierte ich mit meinem Verband schweren Herzens und schnell an den Unglücklichen vorbei, um Osija gegen Abend zu erreichen, einen Ort weit im Osten meines Operationsraumes. Hier stieß ich auf Angehörige der spanischen Freiwilligen-Legion, „Blaue Division" genannt, mit denen ich schnell Freundschaft schloß. Wir tauschten Kampferfahrungen aus, wobei wir unsere deutsche Sprache zwecks Verständigung oft abenteuerlich verdrehen mußten. Außerdem lernte ich von meinen im Urwald Wache stehenden Männern, wie man aus einer Birke köstlich schmeckendes Birkenwasser zaubert.

In diesen Tagen meldete der Befehlshaber unseres Kampfverbands, der Oberbefehlshaber der 18. Armee General Georg Lindemann, seinen Besuch bei mir an. Danach erschien er eines Tages auf meinem Gefechtsstand. Er heftete mir das EK 1 an die Brust und dankte mir und damit meinen Männern für die während der Wolchowschlacht erworbenen Verdienste.

Im Frühling dieses Jahres 1942 konnte das Oberkommando der Wehrmacht somit noch einmal einen Sieg verkünden: in der Wolchowschlacht. Der war teuer genug erkauft worden. Von meinem Bataillon etwa waren es nur 90 kampffähige Männer, die ich aus den hart umkämpften Orten Gusi und Piatilippi in die Ruhestellung nach Gorenka, nahe beim Regimentsstandort in Selo Gora gelegen, hatte führen können – von ehemals 900 Mann.

Gefangene Russen wurden uns zwecks vorübergehender Verwahrung anvertraut, mit denen wir sehr schnell ins Gespräch kamen. Es dauerte nicht lange, bis sie ihre Gegnerschaft zum Kommunismus zu erkennen gaben, für mich Grund genug, daß ich diesen Aussagen mein Ohr lieh. Sie äußerten ziemlich deutlich,

daß sie den Kommunismus lieber bekämpfen würden, als für ihn zu kämpfen. Im Zusammenhang mit der Suche nach dem geschlagenen russischen General Andrej Wlassow, an der mein Bataillon, allerdings ergebnislos, beteiligt war, kam ich mit russischen Kriegsgefangenen ins Gespräch. Letztere äußerten den Wunsch, auf deutscher Seite gegen die Kommunisten zu kämpfen. Ich leitete diese Erfahrungen mehrfach nach Berlin weiter, ohne allerdings ein entsprechendes Echo höheren Ortes zu vernehmen. Sollte Hitler damals wirklich der Meinung gewesen sein, daß ein möglicher Bundesgenosse für ihn nur im Westen und nicht im Osten zu suchen sei? General Wlassow trat mit seinen Freiwilligen im Herbst 1944 auf deutscher Seite an, um gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Doch da war es zu spät. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang aber auch an das Gesprächsangebot der Sowjetregierung über die Stockholmer Botschaft, das Hitler nach dem Unglück von Stalingrad gemacht worden war. Er lehnte ab, obgleich die Situation damals für ihn bereits schlecht genug aussah. Zwei Jahre zuvor hingegen war Rudolf Heß nach England geflogen und schmählich eingekerkert worden, statt Hitler mit der Botschaft „Frieden mit dem Westen", mit England also, erfreuen zu können.

Am Ende der siegreich beendeten Wolchowschlacht kehrte ich wieder nach Gorenka zurück, jenen Ort, wo mich General Lindemann mit dem EK 1 ausgezeichnet hatte. Es ist ein Straßendorf, wie die meisten Siedlungen im dortigen Urwald. Meinem Hause gegenüber befand sich ein eben solches. Die ganze Straße entlang waren Häuser aufgereiht, eines neben und gegenüber dem anderen. Abends standen die Russinnen in der Außentür; ihre Männer waren nicht da, kämpften, gegen uns natürlich, oder sie waren tot oder in deutscher Gefangenschaft. Abends sangen sie, allein oder zu zweit, zu dritt. Wie die Vögel im Frühling sangen sie, die Russinnen. Es war Frühling. Meine Männer hatten striktes Verbot, sich ihnen zu nähern. Ich hörte nie etwas von Übertretungen dieses Verbots. Eine Russin wohnte direkt gegenüber, sie hielt mich auf Abstand, vergessen kann ich sie nicht.

Dann kamen wir an die Belagerungsfront vor Leningrad, heute wieder St. Petersburg genannt. Vor uns die Ostsee und die Sil-

houette von deren Herrin, dieser großen Stadt. Stellungskrieg herrschte. Wie mit einem Seidenfaden hielten wir damals die „Königin der Ostsee" gefangen. So dünn war die Linie. Alle 50 Meter stand ein Mann. Ein Durchbruch des Gegners mußte im Ernstfall bedeuten, die Herrschaft über die Ostsee aufzugeben. Die Richtigkeit dieser Feststellung erwies sich gegen Ende des Krieges, als die russische Kriegsflotte vor unserer Küste zeigte, wer die Ostsee wirklich beherrschte.

Ich schilderte SS-Brigadeführer und Generalmajor der Polizei Ernst Rode im Kommandostab RFSS in einem Schreiben diese Situation. Wohl als Antwort kam meine Versetzung nach dort. Vorher durfte ich 14 Tage lang in Wewelsburg einen Urlaub verbringen. Danach Meldung bei Himmler in dessen Sonderzug; zum Mittagessen, so hieß es. Im Speisewagen wurde ich auf einem Einzelplatz eingewiesen. Als Himmler erschien, nahmen alle anwesenden Offiziere und Beamte Platz. Himmler setzte sich auf den Einzelplatz mir gegenüber. Während des Essens einer Erbsensuppe mit etwas Speck, fragte er mich über meine Erlebnisse am Wolchow aus. Er fischte dabei immer wieder möglichst dicke Brocken aus dem vor uns stehenden Topf, die er auf meinen Teller tat. Ich antwortete freimütig und hielt mit Kritik an unserer Kriegführung nicht zurück.

Danach wurde ich zum Kommandostab RFSS in Shitomir in der Ukraine versetzt. Dort erwarteten mich vier Wochen Stabsarbeit mit lustigen, um nicht zu sagen übermütigen Einschüben.

Ich versah die Pflichten eines IIa im Kommandostab RFSS unter SS-Brigadeführer Rode; das heißt, daß ich Offiziersangelegenheiten sämtlicher diesem Stabe unterstellter Verbände bearbeitete. Im Rückblick war dies eine Zeit der Überprüfung und Vorbereitung. Man hatte mich längst für eine höhere und heikle Aufgabe ausersehen und wollte in einer letzten Überprüfung feststellen, ob ich auch wirklich der Richtige wäre.

Danach kam der nächste Versetzungsbefehl. Ich sollte die Führung der II. Flakabteilung „Reichsführer-SS" in Wehlau/Ostpreußen übernehmen. Ich war verwundert über den Versetzungsbefehl in eine Flakabteilung. Bisher hatte ich nichts mit der Artillerie, geschweige denn mit der Flak zu tun. Aber dennoch: Befehl ist Befehl.

Ich trat meinen Dienst in Wehlau an. In die Technik der neuen Waffe arbeitete ich mich schnell ein. Das dortige Offizierkorps half mir dabei. Auch der Standort gefiel mir. Das schöne Ostpreußen, die Bevölkerung mit ihrem anheimelnden Dialekt, die hohe Kultur des Ermlandes. Die Tapferkeit der Soldaten dieses Landes hatte ich bereits am Wolchow kennengelernt. Und nun erlebte ich ihre Gastfreundschaft im Lande selbst.

Ich ließ meine Familie aus Wewelsburg kommen, damit wir nach einer langen Zeit der Trennung wieder zusammenleben konnten. Das damalige gesamte Ensemble der Königsberger Oper kam und sang und spielte vor der versammelten Mannschaft meiner Einheit. Die Begeisterung war groß. Der Chef der Oper, Herr Renner, erschien anschließend mit seinen Künstlern bei uns im Offizierskasino. Es kam noch einmal zu unvergeßlich schönen Gesangsdarbietungen. Schließlich lud Herr Renner meine Frau und mich zu einer Vorstellung der *Verkauften Braut* von Bedřich Smetana an der Königsberger Oper ein. Auch das durften wir erleben.

Dann aber meldete sich der Krieg wieder zurück; anders, als ich mir das gedacht hatte. Ich erhielt den Befehl, an einem Lehrgang der Flakartillerie-Schule 1 der Luftwaffe in Rerik in Mecklenburg teilzunehmen. Ich sollte die modernsten Leitgeräte der Flakartillerie kennenlernen. Warum?

Nach dem erfolgreichen Abschluß des Lehrganges kehrte ich zu meiner Flakabteilung nach Wehlau zurück. Kurz darauf kam der nächste Versetzungsbefehl. Dieser lautete: „Übernehmen Sie sofort die Führung der Flakabteilung B auf dem Obersalzberg." Ich verabschiedete mich von meinen Männern und fuhr nach Berchtesgaden. Bevor ich in meine Aufgabe als Kommandant des Obersalzberges eingewiesen wurde, besuchte ich in Wewelsburg meine Familie, nahm Abschied von SS-Obergruppenführer Taubert und hoffte – und ahnte doch Schlimmes. Taubert wünschte mir Glück und meinte damit uns.

Adolf Hitler vor 1920

Adolf Hitler wurde am 20. April 1889 in Braunau am Inn als Sohn des k.u.k. Zollamtsofficials Alois Hitler / Schicklgruber und dessen Ehefrau Clara geb. Pölzl geboren. Der Vater, ein uneheliches Kind der Maria Anna Schicklgruber, verlebte Kindheit und Jugend bei Johann Nepomuk Hüttler. Es gibt eine umfangreiche Literatur über die Frage, ob dieser Hüttler als Adolf Hitlers Großvater angesehen werden muß oder ob die Großmutter Schicklgruber das Kind von einem Juden namens Frankenberger in der Zeit empfangen hatte, als sie in dessen Haus als Angestellte diente. Für letztere Theorie finden sich jedoch keine Beweise. Hitlers Großvater väterlicherseits hieß demnach Johann Nepomuk Hüttler und war zugleich sein Urgroßvater mütterlicherseits.

Adolf Hitler sollte nach dem Willen seines Vaters Beamter werden. Er aber sträubte sich dagegen. Er wollte Kunstmaler werden. Es gab deshalb heftige Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn. Von seiner frühen Jugend an empfand Hitler eine tiefe Abneigung gegen die Schule, deren Absolvierung die Voraussetzung für die Erfüllung des väterlichen Berufswunsches gewesen wäre. Diese Gefühle steigerten sich schließlich so weit, daß Hitler Schule und Lehrer haßte. Letztere stuften ihn als durchsetzungsfreudig und intelligent, wenn auch einseitig begabt ein. Sie kritisierten aber seine Widerborstigkeit, seine Rechthaberei, seinen Jähzorn. Sie kritisierten seinen Hang zur Bequemlichkeit, sein wechselhaftes Engagement.

1903 starb der Vater. Die ihren Sohn zärtlich liebende Mutter versuchte, ihn doch noch auf den vom Vater vorgezeigten Weg einer Beamtenlaufbahn zu bringen. Eine von Hitler wahrscheinlich simulierte Erkrankung stimmte die Mutter um. Ihr wäre auch keine andere Wahl geblieben, als ihrem Sohn nachzugeben, da Hitlers starker Wille einer anderen Entscheidung unüberwindbar entgegengestanden wäre.

Nachdem seine Mutter umgestimmt war, gesundete Hitler schnell wieder. Zu diesem Zeitpunkt lebt er in Spital im Hause seiner Tante (mütterlicherseits). Trotz seiner überraschend schnellen Gesundung entschloß er sich noch lange nicht, mit einer geregelten Ausbildung anzufangen. Er ließ vielmehr einen Termin nach dem anderen verstreichen, um die geplante Aufnahmeprüfung an der Kunstakademie in Wien abzulegen. Er zog es vor, diese Stadt als eine Art Urlauber kennenzulernen, betrachtete Museen und Sehenswürdigkeiten aller Art, besuchte die Oper und das Theater.

Dieser Abschnitt seiner Entwicklung wird oft mißverstanden. Zwar hat er gebummelt; dies aber auf eine besondere Art und Weise. Er las ganze Nächte durch, aber nur, was ihn interessierte. Jede Art systematischer Ausbildung war ihm zutiefst verhaßt, deswegen absolvierte er kein Abitur, machte er keine Prüfungen, und deswegen mißlang ihm die Einordnung in das bürgerliche Leben seiner Familie. Er führte das Leben eines Einzelgängers, eines Bohemien, der es vorzog, sämtliche Wagneraufführungen Wiens zu erleben, Bühnenbilder oder Städtebauten zu entwerfen, phantastische Pläne zu diskutieren, ehe er daran dachte, einer regelmäßigen Arbeit nachzugehen.

In seiner Linzer Zeit sah Hitlers „Jugendfreund“, der Musikstudent und Jugendbiograph Hitlers August Kubizek, den jungen Hitler kaum „anders als von Büchern umgeben“.[7] In Wien benutzte er die Hofbibliothek, in Linz, wo er vorher gewohnt hatte, ließ er sich gleich in drei Büchereien eintragen.[8] Er kannte, zum Teil aus Übersetzungen, die wesentliche Literatur des abendländischen Kulturkreises. Dazu gehörten die griechischen Klassiker Sophokles, Homer und Aristophanes ebenso wie die Edda und das Nibelungenlied. Er hatte das Werk Martin Luthers kennengelernt, die großen Klassiker der englischen, französischen und deutschen Sprache, die Lehre des Konfuzius wie auch die Entste-

hungsgeschichte des christlichen und des jüdischen Glaubens. Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* gehörte zu seiner liebsten Lektüre. Er trug sie als Reclamheftchen während des Ersten Weltkrieges im Tornister mit. Die Bevölkerungslehre des englischen Sozialforschers Thomas Robert Malthus, die Kriegslehre des Carl von Clausewitz, die Vererbungslehren Charles Darwins und Gregor Mendels verleibte er in Teilen seinem Wissensschatz ein.

Sein phänomenales Gedächtnis befähigte ihn, das Gelesene in großen Teilen zu behalten und wenn nötig auch zu zitieren. Viele Verse des *Parzival* von Wolfram von Eschenbach kannte er auswendig. Ebenso verdient Beachtung, daß sein Lesehunger so groß war, daß er 60 Karl May-Bände oder auch Krimis als Lektüre nicht verschmähte.

Noch für die letzten Kriegsjahre des Zweiten Weltkrieges wird bezeugt, daß es keinen Tag gab, an dem er nicht wenigstens ein Buch durchgearbeitet hat. Dabei ging er die Bücher vom Schlußkapitel aus an und arbeitete sich nur dann weiter nach vorne durch, wenn es ihm lohnend erschien. Das aber war nur dann der Fall, wenn der Inhalt des Buches zu der Rolle paßte, die er in seinem Leben zu spielen gedachte. Diese wiederum hatte er in früher Jugend für sich festgelegt, oder besser die „Vorsehung" schien sie ihm auferlegt zu haben. Die Musik zu seiner Lebensrolle hatte Richard Wagner geschrieben. Unzählige Aufführungen von dessen Opern erlebte er im Stehparterre der Linzer und später der Wiener Oper. War es Musikbegeisterung? Vielleicht. Nein, der himmlische Atem war es. In Wagners Opern fand sich alles, wonach Hitler suchte: das heroische Pathos, der mystische Zauber, ein heldisches Leben und Todessehnsucht. Der „Schauspieler" Hitler fühlte sich berufen, einst auf der Weltbühne eine große Rolle zu spielen.

Der Text für diese Rolle, das ist die Wagner-Oper *Rienzi*. Sein Jugendfreund August Kubizek berichtet von dem Schlüsselerlebnis Hitlers, als er zum ersten Mal diese Oper sah: Nach der Aufführung des *Rienzi* in der Linzer Oper wollte Hitler allein sein, schickte den erstaunten Freund nach Hause und erstieg nächtens den Freinberg bei Linz. Dort soll er sich der Leitgrößen seines Schicksals bewußt geworden sein. Diese lauteten: Kampf, Freiheit, Sieg und Untergang; Rienzis Schicksal als seine Rolle. Der Ausdruck

„unabänderlicher Entschluß" – diese Formel seines neuen Sendungswillens sollte von nun an seine Gedanken und Äußerungen beherrschen.[9]

Hitler las ein Mammutprogramm an Büchern, aber von einem wirklichen Studium konnte keine Rede sein. Was er las, sollte nur bestätigen, was er längst ahnte oder zu wissen glaubte. Er stellte den Sinn einer jeden Ausbildung auf den Kopf, indem er anhand der Bücher gleichsam bewies, wie recht er schon immer hatte. Unorthodox war auch sein Tagesablauf: Bis tief in die Mittagsstunden schlief er. Dann las, zeichnete, malte er, wie es ihm in den Sinn kam, hing Träumen nach, die er dem Zimmergenossen Kubizek in ekstatischen Temperamentsausbrüchen des Nachts vortrug; Kubizek stellte sein einziges Publikum dar. Hitler erhitzte sich an Projekten, deren Verwirklichung unvorstellbar erschien, oder entwarf eine politische Karriere, die sich niemand vorstellen konnte.

Das ganze Ausmaß seines übersteigerten Selbstgefühls zeigte sich in seinem Verhalten gegenüber Kubizek. Der hatte nämlich nichts zu sagen, durfte nur zuhören. Wie sich das Visionäre bei Hitler manchmal bis zur Banalität steigern konnte, zeigt das Erlebnis des Kaufes eines Lotterieloses. Hitler hatte die Vision, daß er den Hauptgewinn erhalten müsse. Er kaufte deshalb ein Los. Den halben Preis mußte Kubizek auslegen. Bis zum Tage der Ziehung benahm sich Hitler so, als hätte er das Geld schon eingestrichen. Am Tage der Ziehung, als der Gewinn ausblieb, überschüttete er die Welt derer, die Lotterien veranstalteten, mit einer Flut von Vorwürfen.

Im September 1907 beteiligte sich Hitler mit 112 weiteren Kandidaten an der Aufnahmeprüfung der Allgemeinen Malerschule der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Den ersten Teil der Prüfung, eine Klausur über die Komposition, bestand er; 33 Kandidaten fielen hingegen durch. Beim Probezeichnen hingegen ging es ihm wie diesen. Er hatte zu wenig Porträtzeichnungen vorgelegt. Nur 28 Kandidaten bestanden die Prüfung.

Im November 1907 kehrte er nach Urfahr bei Linz zurück. Seine Mutter hatte ihm verheimlicht, daß sie am 18. Januar 1907 an Brustkrebs operiert worden war. Sie wurde von dem jüdischen Arzt Dr. Eduard Bloch behandelt. Hitler übernahm die Pflege seiner vom Tode gezeichneten Mutter. Er führte den Haushalt, über-

wachte die Schularbeiten seiner Schwester Paula, wusch die Wäsche, scheuerte den Boden und kochte das Essen für seine Mutter, seine Schwester und sich.

Dr. Bloch erklärte im November 1938: „In inniger Liebe hing er an seiner Mutter, jede Bewegung beobachtend, um ihr rasch kleine Hilfeleistungen angedeihen zu lassen. Sein sonst traurig in die Ferne blickendes Auge hellte sich auf, wenn die Mutter sich schmerzfrei fühlte."

Am 23. Dezember 1907 mußte Hitler seine Mutter zu Grabe tragen. Der nunmehr 18jährige Vollwaise Hitler regelte die Nachlaßangelegenheiten und zog im Februar 1908 nach Wien. Dort nahm er Kunstunterricht bei dem Bildhauer Pannitzer.

Im September 1908 unterzog er sich noch einmal der Aufnahmeprüfung bei der Akademie für Bildende Künste, diesmal gänzlich ohne Erfolg. Er wurde nicht einmal zum Probezeichnen zugelassen.

Es folgte für Hitler eine Zeitspanne bitterer Armut. Zunächst wohnte er noch eine Zeit zusammen mit seinem Freund Kubizek in einem Zimmer in der Stumpergasse in Wien. Hitler lebte nur von seiner Waisenrente und dem, was er mit dem Verkauf seiner Aquarelle verdiente. Er führte ein Hungerdasein, was ihn gegenüber dem durch das Elternhaus gut versorgten Freund in Verlegenheit brachte.

Vielleicht aus diesem, vielleicht aus anderen Gründen verschwand Hitler eines Tages spurlos von der Bildfläche. Vergebens bemühte sich sein Freund, ihn in der Riesenstadt zu finden.

Hitler war von nun an obdachlos. Nun lernte er Wien von seiner scheußlichsten Seite kennen. Im Obdachlosenasyl traf er einen Landstreicher namens Hanisch, der ihm beim Bilderverkauf half, ihn aber auch betrog, so daß es zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung kam.

Dreieinhalb Jahre verbrachte Hitler in diesen Umständen. Diese Welt war geprägt von Schmutz, Verbrechen und Armut. Er lebte nun im Männerheim. Meist fertigte er kleinformatige Bilder, Aquarelle, Zeichnungen und Ölbilder an. Zeitweise lieferte er jeden Tag ein Werk ab. Unter seinen Kunden gab es Wiederverkäufer, Sammler und gelegentlich auch jüdische Kunstmäzene. Meist malte er nach Vorlagen, was den Wert seiner Arbeiten beeinträch-

tigte. Die Meinung jedoch, er sei nicht fähig gewesen, nach der Natur zu malen, wird durch viele gelungene Arbeiten, die ohne Vorlage erstellt wurden, widerlegt.

Der englische Schriftsteller, Maler und Regisseur Eduard Gordon bemerkte nach dem Studium der meist nach der Natur gemalten Weltkriegsaquarelle Hitlers, daß er diese Bilder für bemerkenswerte Arbeiten halte.[10] Immerhin steigerte Hitler durch den Verkauf seiner Bilder seine Einnahmen. Des weiteren erhielt er aus dem Guthaben seiner verstorbenen Tante Johanna einen beträchtlichen Anteil, so daß er nach gerichtlich protokollierter Aussage von sich aus im Mai 1911 auf die ihm bis einschließlich April 1913 zustehende Waisenrente zugunsten seiner Schwester Paula verzichten konnte.

Am 24. Mai 1913 meldete sich Hitler in Wien polizeilich ab und übersiedelte nach München. Dort mietete er bei dem Schneidermeister Joseph Popp in der Schleißheimer Straße ein Zimmer. Auch in München lebte er vom Verkauf seiner Bilder. Laut Steuererklärung verdiente er auf diese Weise durchschnittlich 100 Mark monatlich. Ein Bankangestellter seines Alters (24 Jahre) verdiente damals 70 Mark monatlich. Hitler konnte also seinen Lebensunterhalt zumindest zeitweilig gut bestreiten und hatte darüber hinaus gelegentlich noch Geld übrig.

Warum aber war er von Wien nach München übersiedelt? Aus vielen seiner Äußerungen ist bekannt, daß er die österreichisch-ungarische Monarchie als ein krankes Staatsgebilde ansah. In ihr dominierten nach seiner Meinung die Juden, Tschechen und Ungarn. Ein Vielvölkerstaat, der politisch unzuverlässig sei und das damals junge Deutsche Reich in den Strudel seines eigenen Untergangs mit hineinziehen könnte. Hatten ihn politische und nicht wirtschaftliche Motive bewogen, den Wohnsitz zu wechseln? Oder lockten im Deutschen Reich bessere Verdienstmöglichkeiten?

Hitler machte auch in München, ähnlich wie in den Wiener Jahren, den Eindruck eines menschenscheuen Einzelgängers. Allerdings muß es ebenso in dieser Zeit Bekanntschaften, vielleicht sogar Freundschaften gegeben haben. Auskunft hierüber gibt ein Feldpostbrief, den Hitler im Februar 1915 an seinen Münchner Bekannten Ernst Hepp geschrieben hat.[11]

Am 5. Februar 1914 war Hitler durch die Salzburger Musterungsbehörde vom Militärdienst befreit worden. Im Musterungsbericht hieß es: „Zum Waffen- und Hilfsdienst zu schwach, waffenunfähig". Das im Jahre 1905 aufgetretene angebliche Lungenleiden, das seine Mutter Clara damals bewogen hatte, den Sohn von der Schule zu nehmen, wurde anscheinend von Hitler angeführt, um vom Wehrdienst befreit zu werden.

Es gibt eine Zufallsaufnahme Hitlers vom 1. August 1914, als auf dem Odeonsplatz in München die Kriegserklärung verkündet wurde. Ganz im Gegensatz zum 1. September 1939 herrschte Begeisterung. Von dieser war auch Adolf Hitler ergriffen, wie dieses Foto deutlich macht.

Sofort reichte der militärdienstunfähig geschriebene Österreicher Hitler ein Immediatgesuch beim bayerischen König ein, mit der Bitte, in das bayerische Heer eintreten zu dürfen. Schon am nächsten Tag wurde dieses Gesuch genehmigt. Er durfte sich bei einem bayerischen Regiment melden und wählte das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 16. Es erhielt den Beinamen „List", nachdem dessen Kommandeur Oberst List im Oktober 1914 gefallen war.

Während der vier Jahre des Weltkrieges kämpfte Hitler meist an der vordersten Front. Er wurde mit dem EK 1 und EK 2 ausgezeichnet. Er blieb allerdings, weil er eine Beförderung zum Unteroffizier ablehnte, Gefreiter. Mehrfach wurde seine Tapferkeit anerkannt, man beurteilte ihn als opferbereit und unerschrocken. So wird berichtet, wie er seinen Kommandeur bei einem Erkundungsgang aus plötzlich einsetzendem feindlichen Maschinengewehrfeuer riß, sich schützend vor ihn stellte und bat, er möge das Regiment davor bewahren, in kurzer Zeit ein zweites Mal seinen Kommandeur zu verlieren.

Allerdings galt er unter seinen Kameraden als Einzelgänger, was durch seine Aufgabe als Regiments-Meldegänger bestätigt wird.

Sein kaltblütiger Mut wurde von den Kameraden bewundert. So hieß es, wenn es wieder einmal hoch herging, „ist der Hitler dabei, dann kann nichts passieren". Sicher ein Grund, daß Adolf Hitler sein stets vorhandenes Sendungsbewußtsein nährte, das Schicksal wolle ihn für eine größere Aufgabe bewahren.

Als Meldegänger zwischen Regimentsstab und den vordersten Stellungen gewann er tiefe Einblicke in die Vorgänge zwischen

dem Regiment und den untergeordneten Einheiten. Erfahrungen, die er hierbei sammelte, dürften dem späteren Obersten Befehlshaber der Wehrmacht noch gut in Erinnerung gewesen sein.

In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1918 erlitt Hitler eine schwere Gelbkreuzvergiftung. Er wurde in ein preußisches Lazarett in Pasewalk in Pommern eingeliefert. Es bestand Erblindungsgefahr. In Pasewalk erlebte Hitler das Kriegsende. Wie er später in seinem Buch *Mein Kampf* formulierte, entschloß er sich damals angesichts der Not seines Vaterlandes, Politiker zu werden. Es muß bezweifelt werden, daß das Pasewalkerlebnis wirklich diesen Entschluß ausgelöst hat. Dem steht sein Verhalten danach entgegen. Nach seiner Ausheilung ging Hitler nach München zur 7. Kompanie des 1. Ersatz-Bataillons des 2. Bayerischen Infanterie-Regiments, das sich in der Hand von Soldatenräten befand. Der bayerische König war geflohen, Kurt Eisner hatte die Republik ausgerufen. Die nachfolgenden Ereignisse, die Ermordung Kurt Eisners am 21. Februar 1919, die Ausrufung der Räterepublik am 6. und 7. April 1919, die Geiselerschießungen und blutigen Exzesse der Bolschewisten, der Sturz des Räteregimes durch den damaligen Reichswehrminister Gustav Noske, wobei es wieder zu Erschießungen und Grausamkeiten auf beiden Seiten kam, dies alles beobachtete Hitler, ohne daß er Partei ergriff.

Damals hielt sich Hitler in der Max-Kaserne in München-Oberwiesenfeld auf. Bis zum Einzug des Freikorps Epp und Noskes in München trug Hitler – nach allerdings zweifelhaften Angaben Otto Strassers[12] – die rote Armbinde; wenn das wirklich zutreffen sollte, dann tat er dies vermutlich eher zwangsweise.[13] Noch nach dem Einmarsch Franz Ritter von Epps blieb er anscheinend unentschlossen, welchen Beruf und welche Partei er ergreifen solle. Das entschied sich erst, als er zu einer Untersuchungskommission kommandiert wurde, die Unteroffiziere und Mannschaften ausfindig zu machen hatte, welche sich während der Rätezeit auf die Seite der Roten geschlagen hatten. Diese Aufgabe erfüllte er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Er bekam weitere Aufgaben dieser Art. So geriet er in den Strudel des politischen Geschehens. Hitler begann seine politische Laufbahn.

Er fing an, seine Judengegnerschaft zu artikulieren. Gelegenheiten hierzu gab es genügend. Seine Diskussionsbeiträge imponier-

ten den Zuhörern. Er wurde zum Vertrauensmann des Regiments ernannt und entfaltete seine Begabung als Redner.

„Hitler ist der geborene Volksredner. Er reißt seine Zuhörer mit und zwingt sie, kraft seiner Persönlichkeit, zum Mitdenken", urteilten damals seine Vorgesetzten. Die Zuhörer seiner Reden jedoch, meist Kriegsveteranen, wurden seine Schüler. Hierzu gehörten: Rudolf Heß, Hermann Göring, Hermann Esser, Julius Streicher, Alfred Rosenberg, Ernst Röhm und Hans Frank. Diese „Schüler" wiederum, die Liste ihrer Namen ließe sich verlängern, verschafften Hitler Beziehungen zu Gönnern und Geldgebern.

Ernst Hanfstaengl (genannt Putzi) zum Beispiel, der bald zu seinen Bewunderern zählte, später aber vor ihm ins Ausland flüchtete, urteilte 50 Jahre danach über die Stimme Hitlers beim Reden: „Damals hatte sein Bariton noch Schmelz und Resonanz, da standen ihm noch Kehltöne zur Verfügung, die unter die Haut gingen, da waren seine Stimmbänder noch unverbraucht und befähigten ihn zu Nuancierungen von einzigartiger Wirkung."

In dieser Münchner Zeit entstand auch die Freundschaft zu Dietrich Eckart. Dieser war damals schon ein erfolgreicher und vermögender Dichter. Seine dramatischen Bühnenstücke *Froschkönig, Familienväter* und *Heinrich der Hohenstaufe* wurden von vielen deutschen Bühnen aufgeführt. Seine auch ins Holländische, Tschechische und Ungarische übersetzte Nachdichtung von Ibsens *Peer Gynt* wurde bis zur Verhaftung Eckarts nach dem Hitler-Putsch 1923 im Berliner Staatstheater fünfhundertmal gespielt.

Dietrich Eckart ist der einzige Mensch, den Hitler als Lehrer, besser als Mentor, zunächst akzeptiert hat. Zeit seines Lebens war ihm jede Art von Unterrichtung oder Belehrung verhaßt.

Hitler wurde durch sein Regiment beauftragt, eine der kleinen Parteien zu besuchen, die wie Pilze aus dem Boden schossen. Es handelte sich um die „Deutsche Arbeiter Partei" (DAP). Sie war im Umfeld der Thule-Gesellschaft entstanden und führte die Tradition völkisch-antisemitischer Bünde der Vorkriegszeit fort. Die DAP war von Anton Drexler gegründet worden, kam einmal wöchentlich im Münchner Sterneckerbräu zusammen und konnte außer einem bedeutungslosen Vereinsleben nichts vorweisen.

Drexler hatte sich das Ziel gesetzt, Nationalismus und Sozialismus miteinander zu versöhnen, eine Idee, die schließlich ge-

waltigen Widerhall finden sollte. Die von ihm veranstalteten Versammlungen verharrten aber in biederer Hinterstubenatmosphäre.

Am 12. September 1919 sprach Gottfried Feder über das Thema: „Wie und mit welchen Mitteln beseitigt man den Kapitalismus?" Der Zuhörer Adolf Hitler langweilte sich. In der anschließenden Diskussion sprach sich ein Besucher dafür aus, Bayern vom Reich zu lösen. Als hätte er das Stichwort zu seinem Auftritt gehört, griff Hitler den Vorredner mit einem Redebeitrag leidenschaftlich an. Mit diesem Diskussionsbeitrag begann die Geschichte der NSDAP. Drexler schickte Hitler unaufgefordert die Mitgliedskarte seiner Partei, mit der später vergebenen Mitgliedsnummer 555 (bei 55 Mitgliedern).

Die Mitglieder der DAP wurden sehr bald aus ihrer Stammtischgemütlichkeit aufgeschreckt. Im Siebener-Ausschuß der Partei wurde Hitler für Werbung und Propaganda eingesetzt. Sofort spielte er seine Kollegen an die Wand. Die erste öffentliche Versammlung fand am 16. Oktober 1919 statt. Hitlers Rede begeisterte seine Zuhörer. Nun wußte er, was er längst geahnt hatte: Er war ein Redner.

Noch immer taucht in polizeilichen Papieren aus dieser Zeit als Berufsbezeichnung Hitlers „Maler" auf. Dann wird er laut polizeilichem Nachrichtendienst München im Jahre 1919 als „Werberedner" bezeichnet.

Am 24. Februar 1920 fand auf Hitlers Drängen die erste Großveranstaltung der DAP statt. Als Hauptredner des Abends trat ein Dr. Dingfelder auf. Dann kam die Reihe an Hitler. Er verkündete das Programm der DAP mit solcher Stimmgewalt und Rednergabe, daß später die Legende verbreitet wurde, dieser Auftritt sei mit Luthers Thesenanschlag an der Schloßkirche zu Wittenberg vergleichbar.

In 25 Programmpunkten wurde ein nationaler Sozialismus verkündet. Das Programm wies antikapitalistische und antijüdische Grundzüge auf.

Eine Woche nach dieser Versammlung änderte die DAP ihren Namen in „NSDAP".

Der Obersalzberg vor 1920

Großartig die Welt des unendlich Kleinen! Überwältigend die des Übermäßigen! Die Alpen. Ihre riesigen Gebirgsstöcke wurden Anfang des 19. Jahrhunderts von den Romantikern wie die Kulisse eines Heldenschauspiels entdeckt. Wohlhabende Engländer ernannten die Schweiz zu ihrem touristischen Modeziel. Poeten, Wissenschaftler und Maler hingegen fühlten sich von Berchtesgaden angezogen, vom Watzmann und vom Königssee.

Der berühmte Weltreisende Alexander von Humboldt schrieb damals: „Die Gegenden von Salzburg und Berchtesgaden, von Neapel und Konstantinopel halte ich für die schönsten der Erde." Bis dahin lebten auf dem Obersalzberg wenige Bergbauern. Das steinige, steile, von Schluchten und Bergbächen durchzogene Hochland bot kaum Möglichkeiten für den Ackerbau. Mit Viehwirtschaft sicherten sie nur in günstigen Jahren das Existenzminimum. Um Hunger von der Familie fernzuhalten, gingen sie als Bergknappen ins nahe gelegene Salzbergwerk, als Holzknecht in den Wald oder sie suchten als Holzschnitzer einen Nebenerwerb.

In Glaube und Familie fest eingebettet, wurzelten sie in der Heimat, wie die Bäume des Hochwaldes. Sie mögen den Kopf geschüttelt haben, als die ersten Romantiker auftauchten, die auch auf den Obersalzberg ausschwärmten. Die Sehnsucht nach der Schönheit ihrer Berge mußte bei ihnen auf Verwunderung stoßen, denn sie gehörten zu ihrem alltäglichen Leben; die Berge, Seen, Wälder und Matten waren ein Teil ihrer selbst. Für sie gab es da

nichts zum Anstaunen. Der „Große Watzmann" mit der Watzmannfrau – auch „Kleiner Watzmann" genannt – und den Watzmannkindern gehörte zur eigenen Sippschaft. Ganz anders die da von draußen kamen, die Maler, Dichter, die vom Zeitgeist Beseelten. Mit den Alpen entdeckten sie eine neue Welt.

Wie für eine solche Situation geschaffen, erschien im Jahre 1877 eine tüchtige Frau auf dem Obersalzberg, deren Lebenswerk Geschichte machen sollte: Mauritzia Mayer, Moritz genannt, denn ihre Eltern hatten sich eigentlich einen Sohn gewünscht. So kam es, daß die Tochter zeitlebens Moritz genannt wurde. Es sollte sich später zeigen, daß sie ihren Mann zu stehen wußte.

Im 44. Lebensjahr erwarb Moritz am Obersalzberg das damalige Hofreiteranwesen „Steinhauslehen" mit den dazugehörigen Almen am Kehlstein für 13.500 Mark. Das „ledige Frauenzimmer" mit dem „herrischen Aussehen" wurde von den Nachbarn argwöhnisch beobachtet. Man traute ihr nicht zu, daß sie den heruntergewirtschafteten Hof wieder in die Höhe bringen könne. Aber sie packte an. Mit Pflug und Sense konnte man sie auf ihren Wiesen und Feldern beobachten. Sie rodete, baute und wußte mit den Dienstboten umzugehen. Mit klarem Blick für die Erfordernisse ihrer Zeit baute sie das Steinhaus in eine Pension um, die sie „Haus Moritz" nannte. Den alten Bauernhof jedoch nannte sie Platterhof, ein Name, den sie aus Südtirol mitgebracht hatte.

Der aufblühende Bauernhof nötigte den Nachbarn Respekt ab, die Pension Moritz erlangte sogar in kurzer Zeit den legendären Ruf kultivierter Gastlichkeit. Herzensbildung und Tüchtigkeit, auch Geschäftstüchtigkeit ihrer Besitzerin, nicht zuletzt aber auch ihre Schönheit wirkten wie ein Magnet. Hier fand die schwärmerische Begeisterung für den Zauber unberührter Bergwelt den rechten Mittelpunkt. Die Reihe berühmter Künstler und Politiker, die bei der Moritz Anregung und Erholung suchten, ist lang. Peter Rosegger und Ludwig Ganghofer verwendeten in ihren Dichtungen manches Sujet, das sie während ihrer häufigen Besuche bei der Moritz kennen gelernt hatten. Angehörige des bayrischen Königshauses wurden ebenso wie die österreichische Kaiserfamilie von der Moritz bewirtet. Johannes Brahms komponierte, Clara Schumann spielte hier.

Vielleicht gab es auch eine Liebesromanze zwischen ihr und Richard Voß, dem berühmten Dichter des Romans *Zwei Menschen*. Am 1. März 1897 starb die Moritz, mitten in den Vorbereitungen und in der Vorfreude auf einen Besuch, den sie dem Ehepaar Voß in Italien machen wollte.

Ihre Schwester Antonia führte die Pension weiter. Mit Umsicht und Tatkraft gewann auch sie dem Obersalzberg viele Freunde. Ihre unmerkliche Regie ließ den Freundeskreis weiter anwachsen, zu dem auch eine Reihe einflußreicher Intellektueller, Künstler und Ärzte gehörten. Viele von ihnen siedelten sich am „Berg" an.

Während des Ersten Weltkriegs wechselte die Pension Moritz mehrmals den Besitzer, nie aber die Aufgabe: Treffpunkt einer geistigen und wirtschaftlichen Elite zu sein, die hier Gedankenaustausch und gewiß ebenso körperliche Erholung suchte. Unverkennbar entwickelte sich eine Eigendynamik, die schließlich auch Politikern nicht verborgen blieb. Spätestens ab 1920 besuchte ein Freundespaar wiederholt den Platterhof, das dieser Dynamik erst den richtigen Schwung verlieh. Es waren dies ein Herr Dr. Hofmann und ein gewisser Herr Wolf. Hinter diesen Tarnnamen verbargen sich der Dichter und Publizist Dietrich Eckart, Freund und Mentor Adolf Hitlers, sowie dieser selbst.

Adolf Hitler alias Wolf, das sollte später öfters vorkommen, z.B. bei den Bezeichnungen Wolfsburg, Wolfsschlucht, Wolfschanze, Werwolf.

Dieses Freundespaar wurde während seiner Platterhofbesuche immer wieder bei ausgedehnten Spaziergängen ins Gebirge beobachtet, die es zu lebhaften Gesprächen benutzte.

Adolf Hitler und seine Bewegung 1920–1932

Am 1. April 1920 schied Hitler aus dem Heeresdienst aus, um sich ganz der politischen Arbeit zu widmen. Eventuell ist er auch von der Reichswehr hierzu angehalten worden. Nun hatte er keine Einkünfte mehr außer denen als freier Politiker.

Er stürzte sich mit Feuereifer in die Parteiarbeit. Sein Grundsatz: Alle acht Tage sollte eine Massenkundgebung stattfinden. Vom November 1919 bis zum November 1920 trat er einunddreißigmal als Redner auf. Es war, als würfe er jedesmal mit seiner Rede eine Brandfackel in die Menge. Die Teilnehmerzahlen stiegen ständig. Manchmal betrat er das Podium vor dreitausend Menschen. Seine Reden kreisten immer wieder um dieselben Themen: Novemberverrat – die Revolution von 1918 – und die Juden, die hieran angeblich die Schuld trügen. Andererseits aber lobte er die bürgerlichen Tugenden. Letztere pries er mit beredten Worten. So sprach er vom Respekt, den die Jugend dem Alter zollen solle, von der Liebe zu Volk und Vaterland, von der Liebe zur Familie und der braven Pflichterfüllung des kleinen Mannes.

Hitlers Aufstieg wurde durch viele Faktoren begünstigt. In dem Maße, wie die polarisierende Wirkung seines Auftretens die Zahl seiner Anhänger wachsen ließ, wuchs auch die seiner schärfsten Gegner. Zwischen Rhein und Ruhr wurde in kurzer Zeit eine „Ro-

te Armee", eine militärische Kampftruppe der Kommunisten, von fünfzigtausend Mann aufgestellt. Dies wiederum hatte zur Folge, daß „konservative" Kräfte des Landes, wie zum Beispiel die Reichswehr und die Freikorpsverbände Bayerns, das Auftreten nationalsozialistischer Kampftrupps begünstigten. Diese sollten eine Gegenmacht zu den kommunistischen Verbündeten darstellen und helfen, der kommunistischen Bedrohung Herr zu werden. Unter den „konservativen" Helfern Hitlers war einer seiner wichtigsten Helfer der damalige aktive Hauptmann Ernst Röhm.

Sehr bald nach dem ersten öffentlichen Auftreten Hitlers wurde die Dynamik seines Aufstiegs durch Helfer und Gönner aus Industrie, Wirtschaft und der gehobenen Münchner Gesellschaft verstärkt.

Neugierig auf diesen „wilden" Mann, der so plötzlich aus der Hefe des Volkes aufstieg, öffneten Frau Helene Hanfstaengl, ihr gehörte ein Kunstverlag, Frau Helene Bechstein, sie war die Frau des bekannten Piano-Fabrikanten, Frau Eva Bruckmann, die Frau eines bekannten Verlegers, Adolf Hitler ihre Salons. Sie stellten ihn der Bohème, den Künstlern, Wissenschaftlern, zum Beispiel den Münchner Historiker Karl Alexander von Müller, und dem Klerus Münchens, vertreten durch Abt Schachleitner, vor. Sie bemutterten den ungebärdigen Einzelgänger, brachten ihm die Umgangsformen der besseren Gesellschaft bei, kleideten ihn bürgerlich. Hitler nahm diese Angebote an, soweit sie ihm für seinen Aufstieg nützlich erschienen. Aber die „Zivilisierungsbemühungen" seiner Gönnerinnen hinderten ihn nicht daran, sich auch der Hilfe von Männern zu bedienen, die durch ihre Radikalität hervorstachen. Dazu zählten Hermann Esser, ein hitziger Redner und der Hauptlehrer Julius Streicher, dessen radikaler Antisemitismus gelegentlich selbst Hitler bedenklich stimmte.

Gottfried Feder und Anton Drexler, die eigentlichen Gründungsväter der NSDAP, sahen sich von der stürmischen Aufwärtsentwicklung ihrer Partei überrumpelt. Ihr Werbemann Adolf Hitler wuchs ihnen über den Kopf. Sie suchten Verbindungen zu anderen völkischen Vereinigungen, um sich der Übermacht, die ihnen in Hitler mit seiner rednerischen Begabung erstanden war, besser erwehren zu können. Doch Hitler war für die NSDAP schon längst unentbehrlich geworden. Am 11. Juli 1921




SS-Standartenführer Dr. Bernhard Frank an seinem Schreibtisch in der SS-Kaserne auf dem Obersalzberg im Sommer 1944.





Die Eltern von Dr. Bernhard Frank (oben): Die Bilder zeigen seinen Vater Bernhard in Uniform und seine früh verstorbene Mutter Luise. In seiner Heimatstadt Frankfurt am Main tritt Bernhard Frank in die SS ein und heiratet am 17. Dezember 1938 im Frankfurter Römer (unten) seine Braut Tilli Neuhaus (rechts).



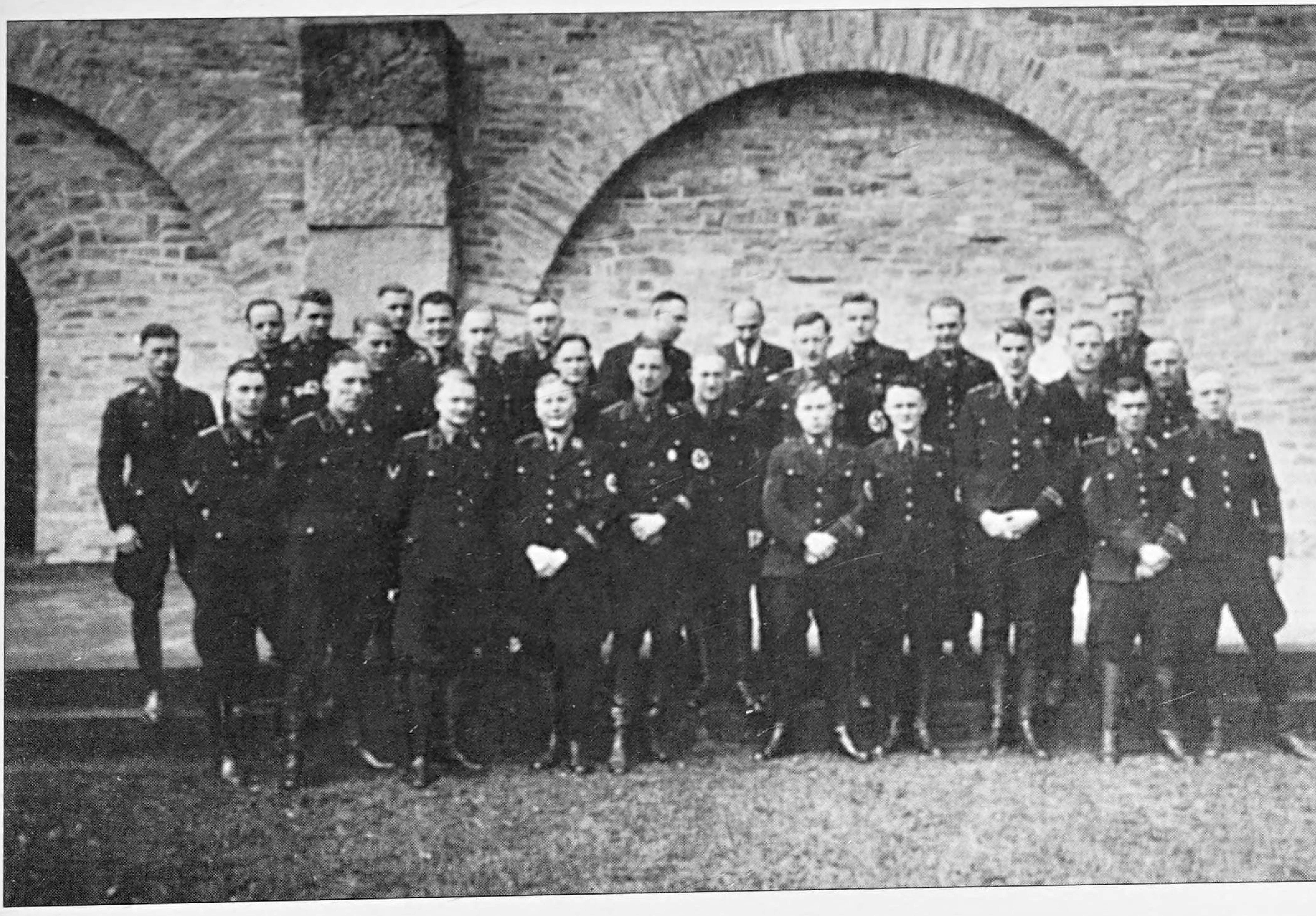


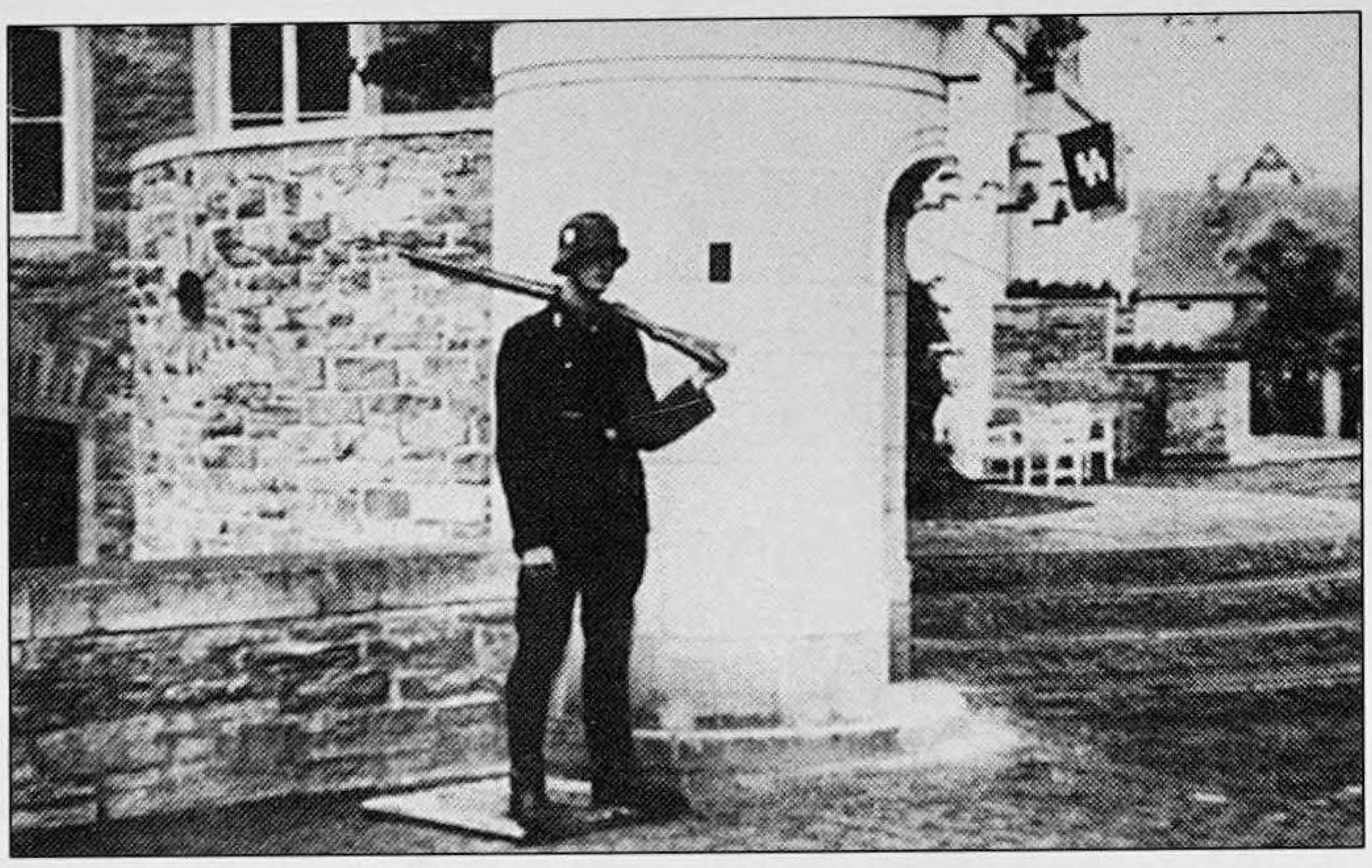


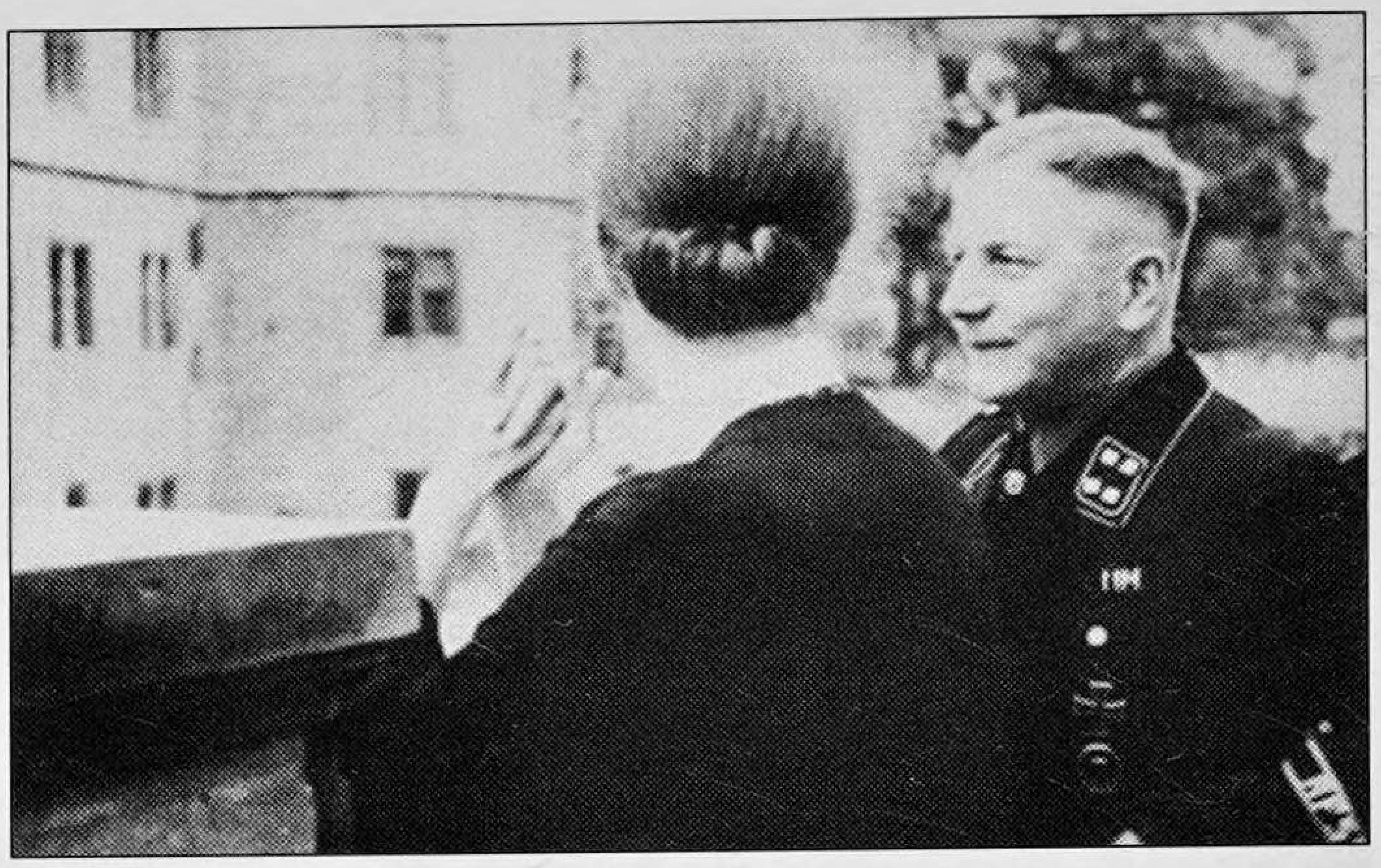
Im Spätherbst 1935 wird Dr. Frank von der SS-Junkerschule Braunschweig an die Wewelsburg versetzt. Im Bild oben ist die mächtige Burg in einer Aufnahme aus dem Jahre 1944 zu sehen.



Die Wewelsburg in dramatischer Szenerie (oben) im Jahre 1939. Die Burgmannschaft der SS-Schule Haus Wewelsburg hat 1937 oder 1938 für ein Gruppenfoto Aufstellung genommen; in der ersten Reihe als Dritter von rechts Dr. Frank, als Vierter von links Burghauptmann SS-Sturmbannführer Manfred von Knobelsdorff.

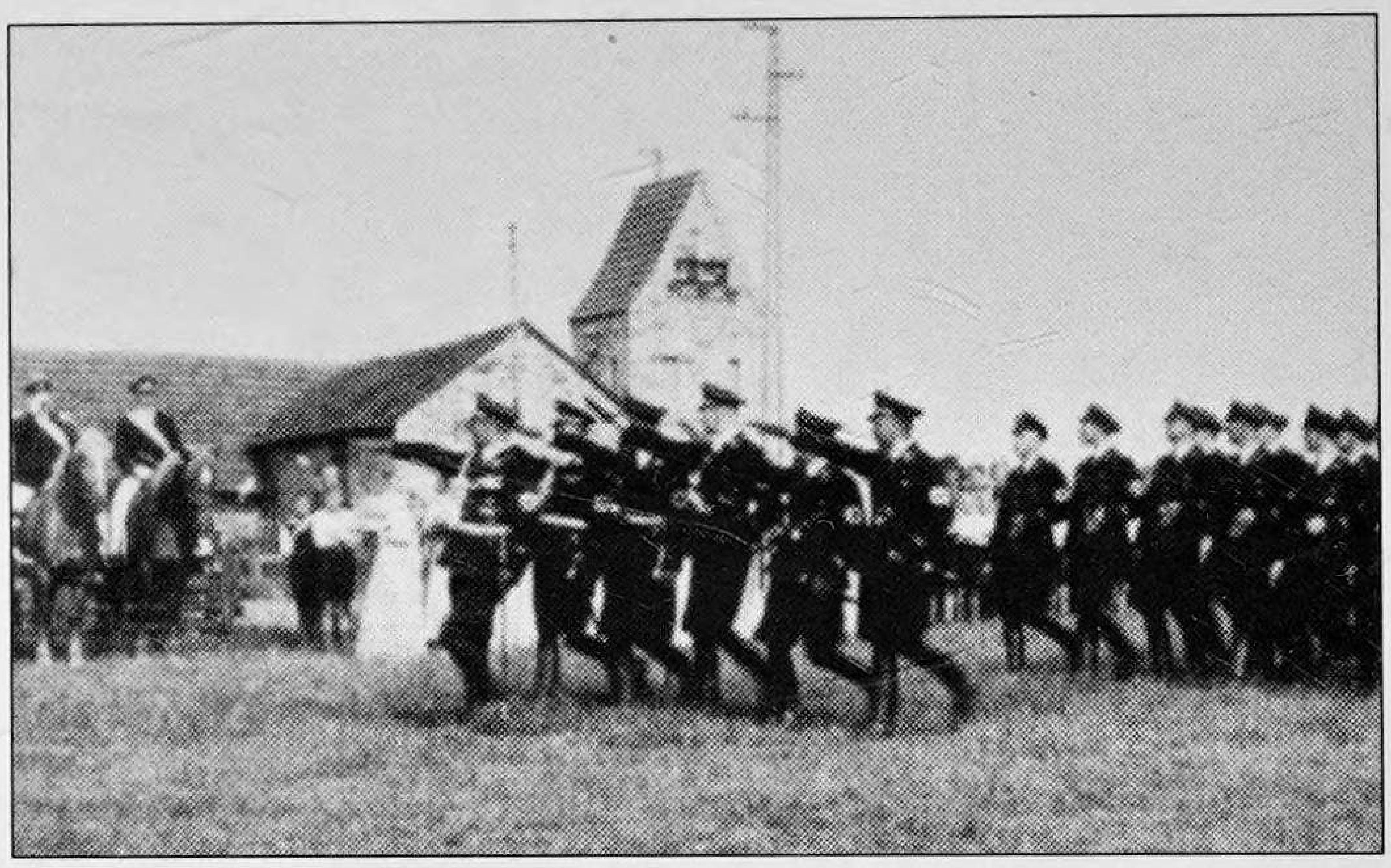






Wachtposten der Wewelsburg am kleinen Wachhaus. Manfred von Knobelsdorff (rechts) war in den Jahren von 1934 bis 1938 Burghauptmann der Wewelsburg.





Die Burgmannschaft mit ihren Frauen und einigen Burgmaiden (zirka 1938/39); nun schon mit dem neuen Burghauptmann Siegfried Taubert (links, Bildmitte). Die SS-Burgmannschaft beteiligt sich unter Tauberts Führung zunehmend am Gemeinschaftsleben des Dorfes Wewelsburg; hier auf dem Schützenfest im Jahre 1938.



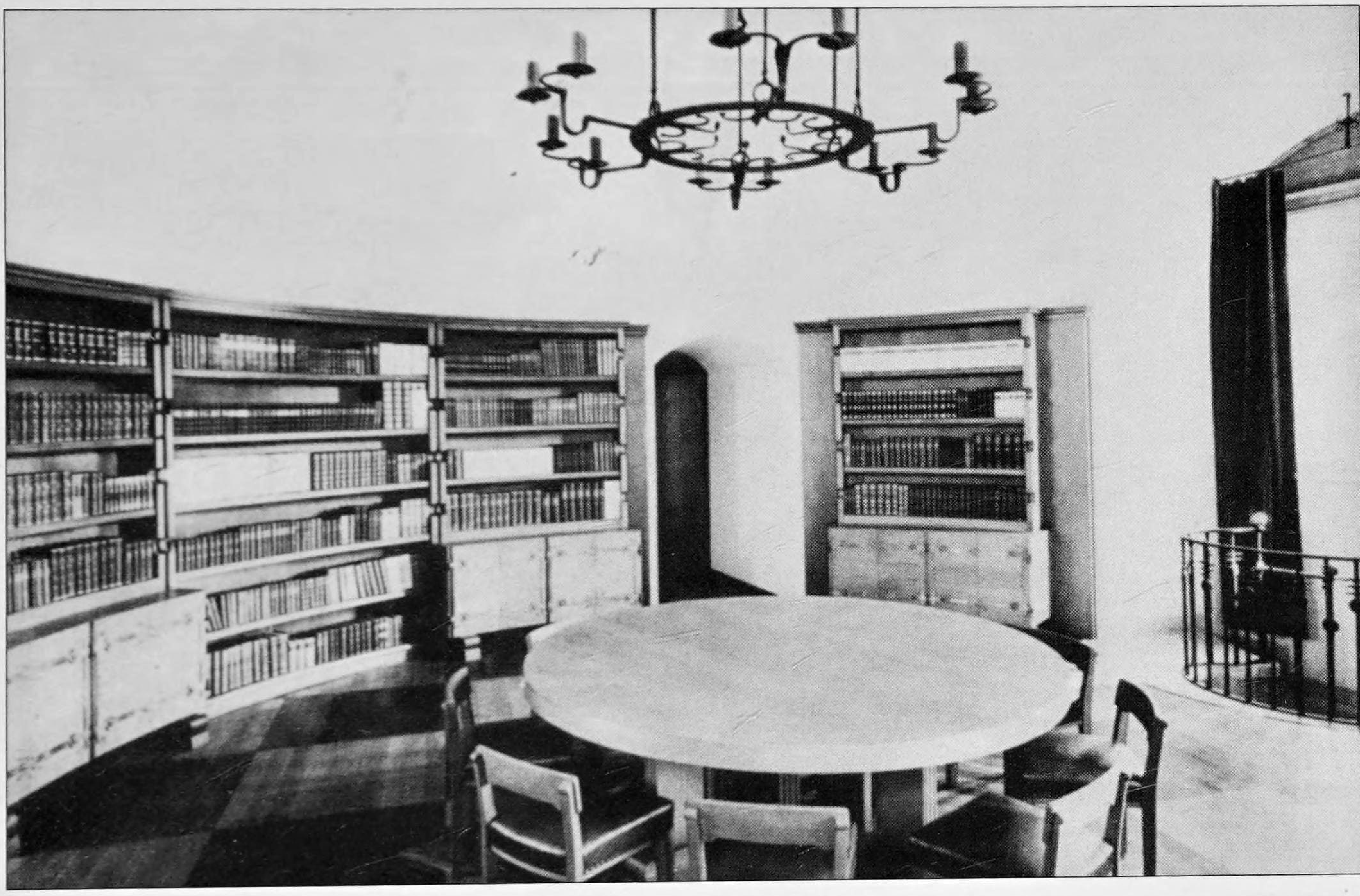


Heinrich Himmler besucht im Frühjahr 1939 die Wewelsburg und begrüßt (links) das weibliche Burgpersonal. Bei seiner Abfahrt verabschiedet er sich von Dr. Frank (rechts), dessen Flurnamensforschungen beim Reichsführer-SS auf großes Interesse stießen.



Der von Dr. Frank besonders geschätzte SS-Gruppenführer und General der Waffen-SS Siegfried Taubert – hier auf einem Foto aus dem Jahre 1939 –, Burghauptmann der SS-Schule Haus Wewelsburg von 1938 bis 1945.





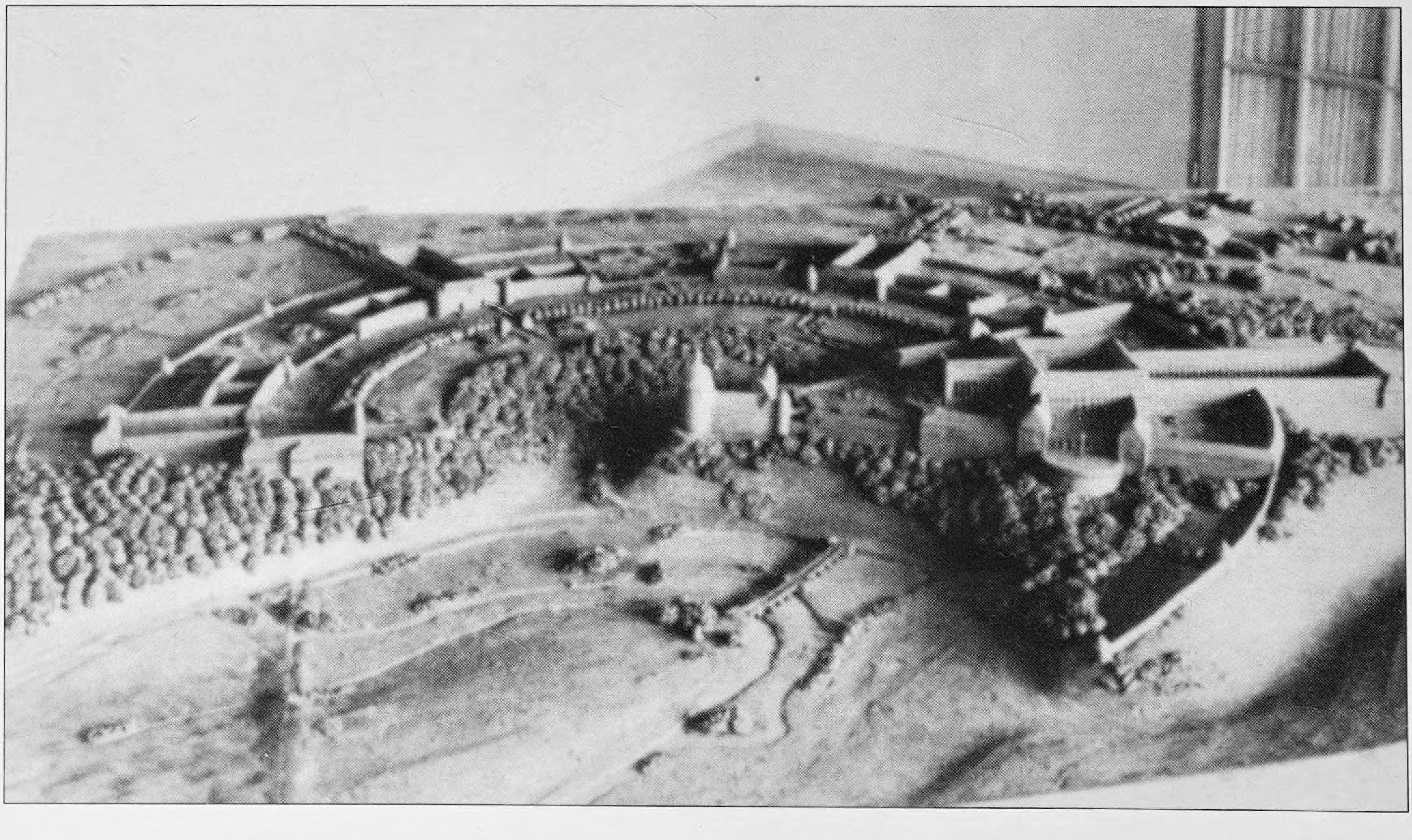
Das Innere der Wewelsburg: Auf dem Bild links ist die berühmte Wendeltreppe im Kaminraum der Burg zu sehen. Das Bild oben zeigt die Handbibliothek – nicht zu verwechseln mit der Forschungsbibliothek – im Westturm, das Foto unten den Speisesaal im Westflügel.







Links: Der Freund des Burghauptmanns Siegfried Taubert, der Wewelsburger Pfarrer Franz-Josef Tusch (1883–1971). Rechts: Heinrich Himmler mit seinem Chef des Persönlichen Stabes RFSS, SS-Obergruppenführer Karl Wolff, im Innenhof der Wewelsburg. Himmler hatte große Pläne zum Ausbau der Gesamtanlage Wewelsburg, deren Mittelpunkt die Burg selbst bilden sollte. Im Bild unten ein Modell von Himmlers Chef-Architekt Herrmann Bartels.

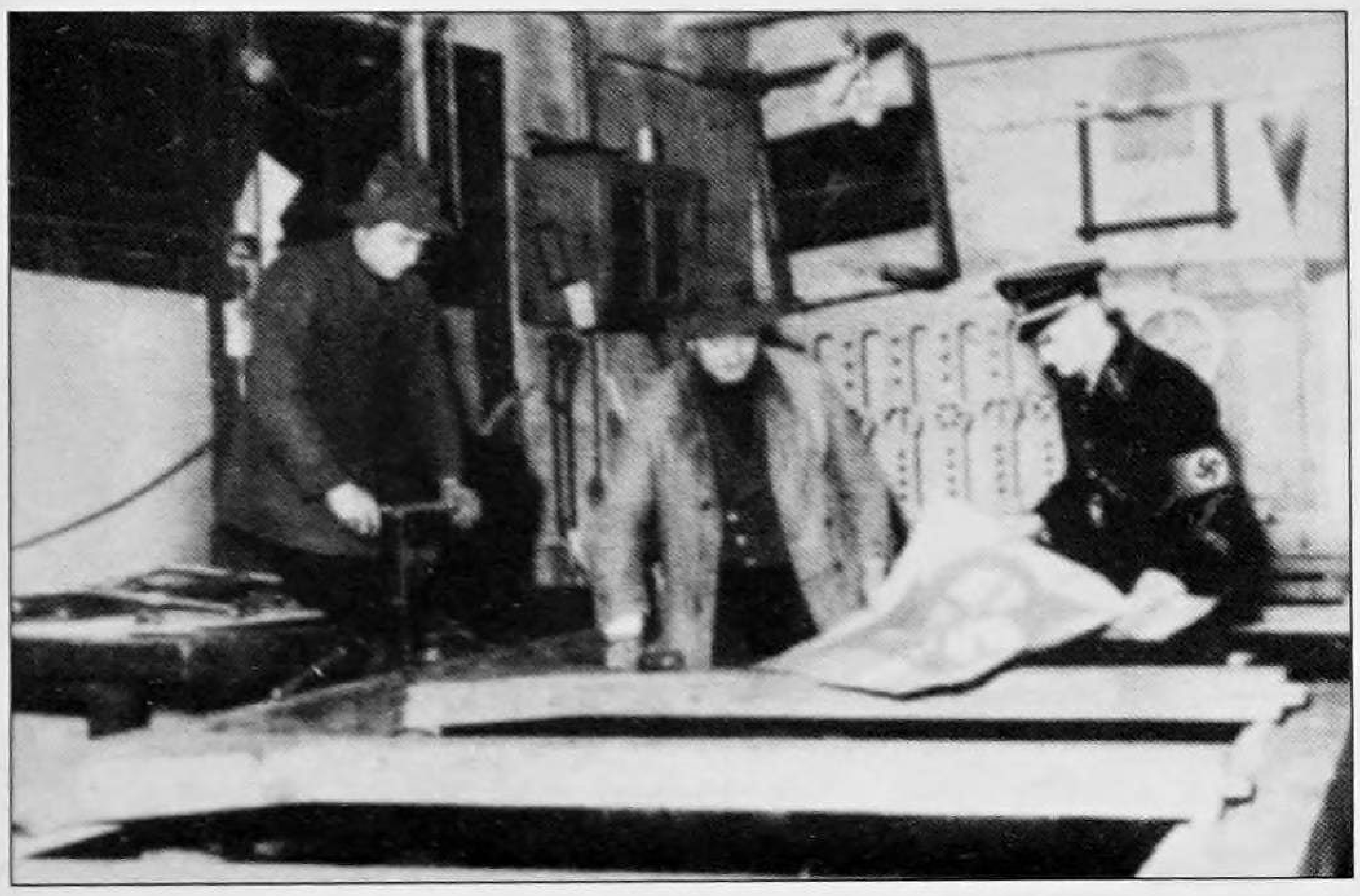


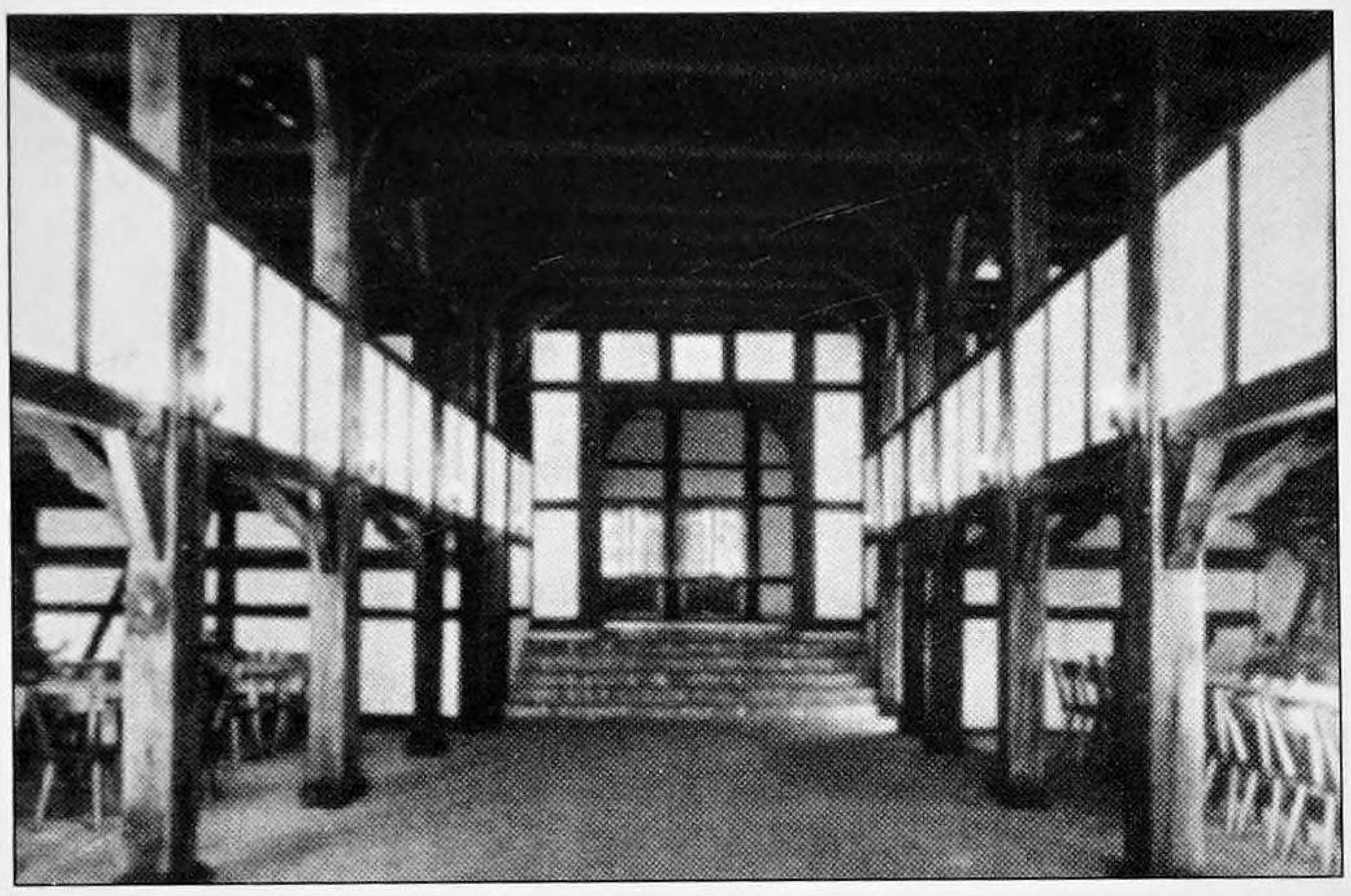


Der nicht zuletzt wegen seiner Bodenornamentik, der sogenannten Schwarzen Sonne, bekannte Gruppenführersaal im Erdgeschoß des Nordturmes.

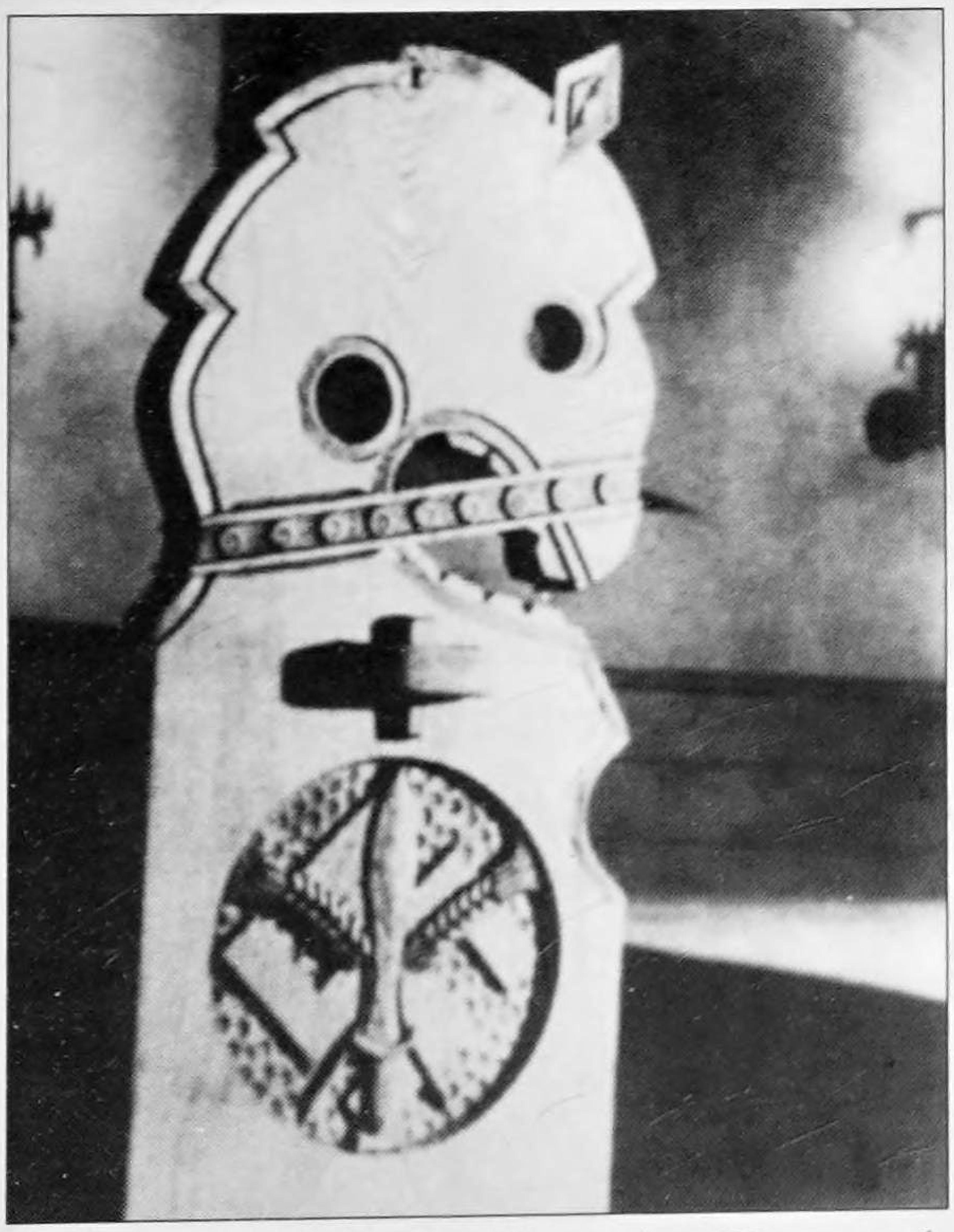


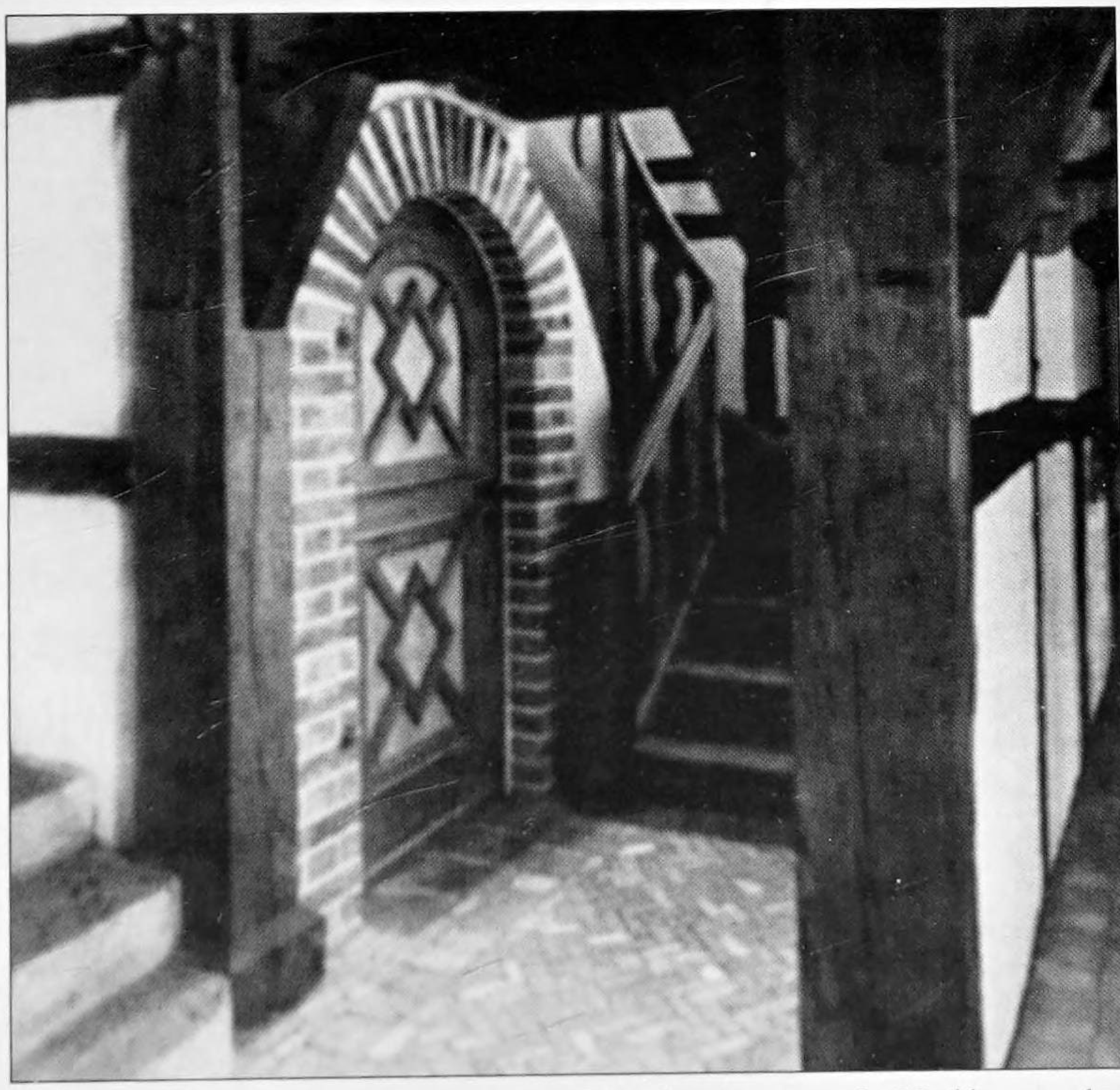
Der ehemalige Bauernhof Thiele wurde unter Mithilfe der SS-Burgmannschaft zum Dorfgemeinschaftshaus, in dem sich jung und alt treffen konnten, umgebaut.



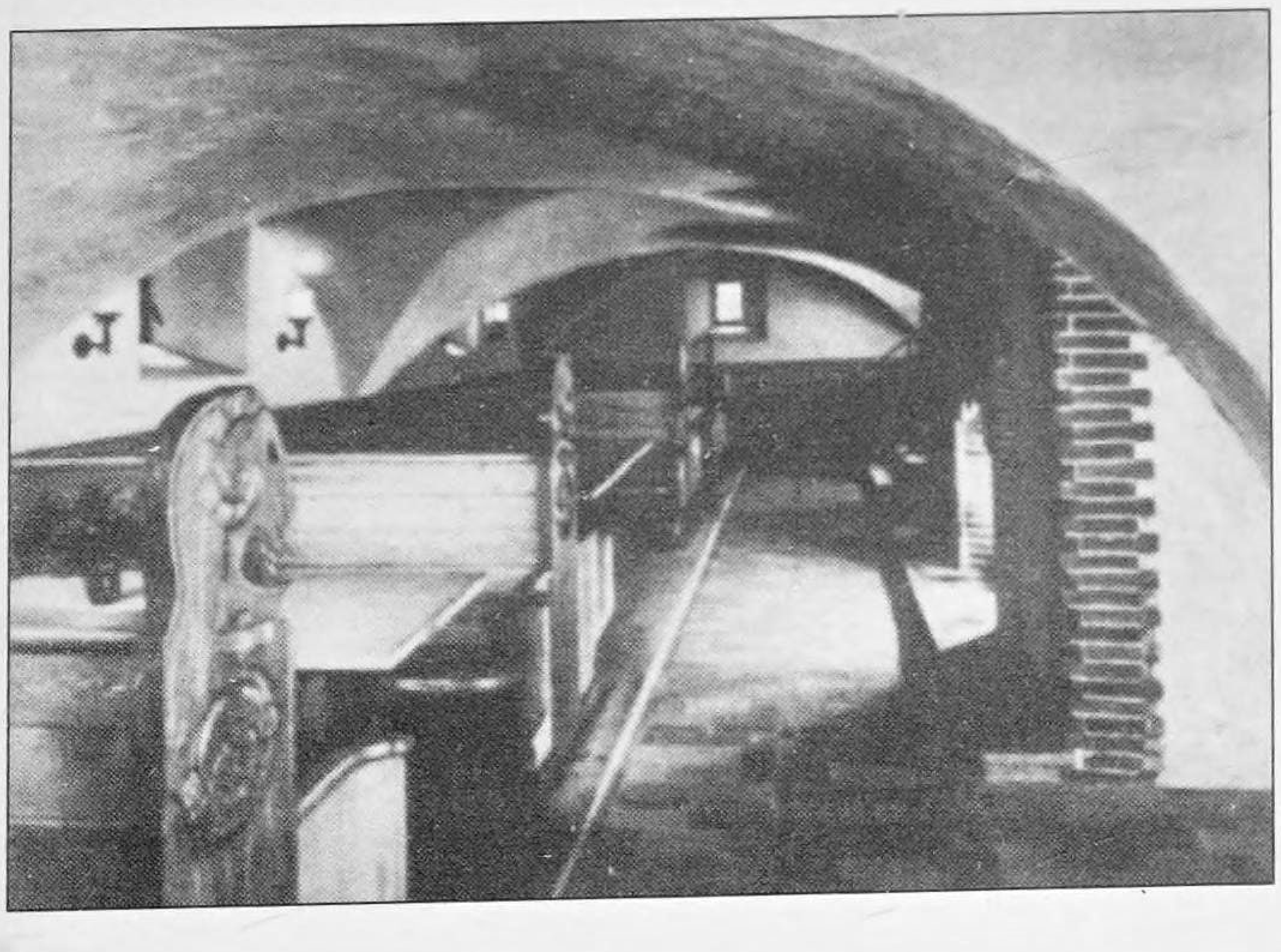


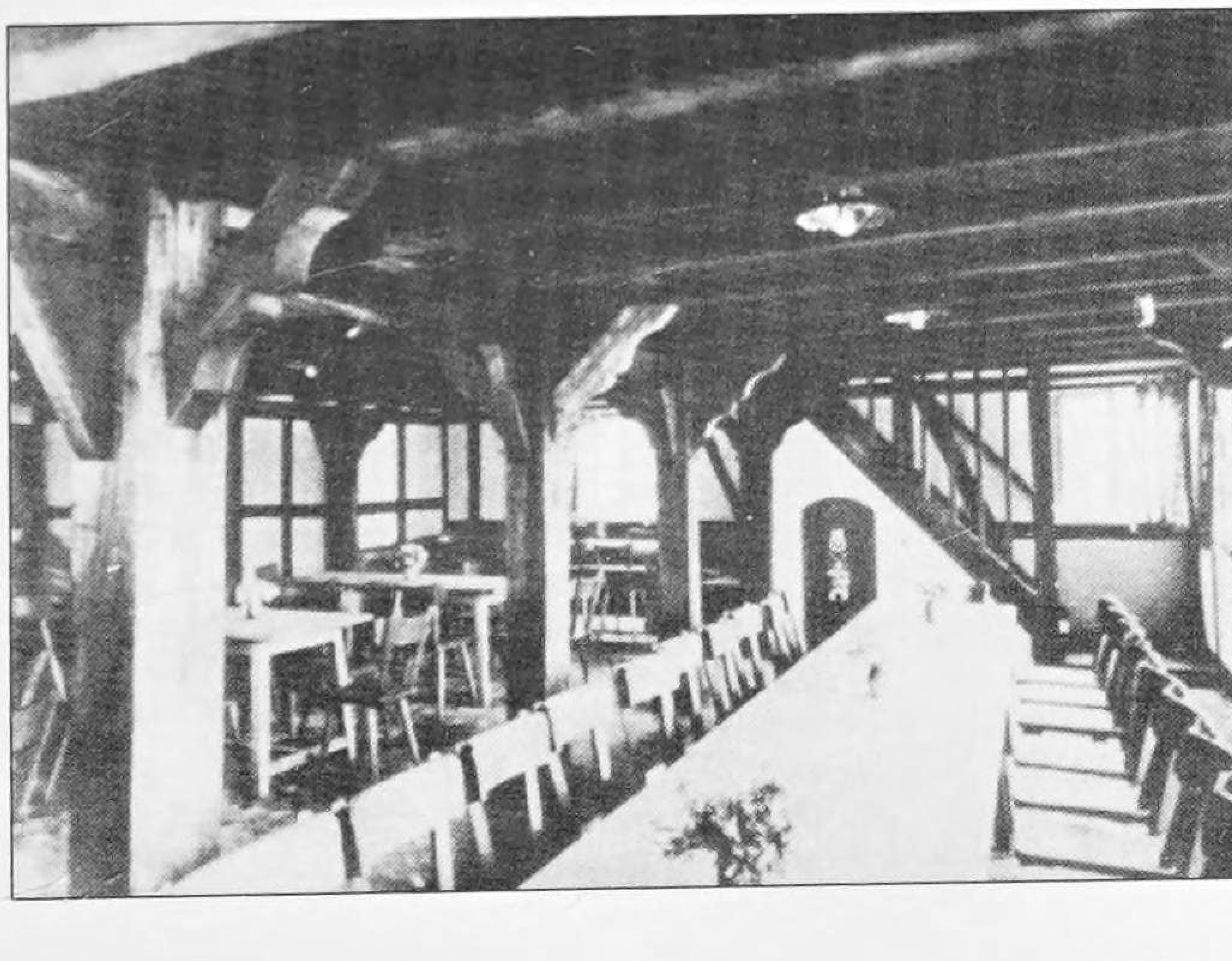
SS-Untersturmführer Walter Franzius mit Wewelsburger Handwerkern beim Ausbau des Dorfgemeinschaftshauses. Zur Einweihung des Hauses im November 1938 hält Dr. Frank den Festvortrag im großen Saal (oben) des Erdgeschosses.





In den Kellergewölben des Hauses befindet sich der sogenannte Hitlerjugend-Keller mit seinen im Stil der Zeit verzierten Holzbänken (oben links und unten links). Der Treppenaufgang zur Galerie (oben rechts) und der Blick in den großen Saal des Erdgeschosses (unten rechts) zeugen von der Qualität der denkmalpflegerischen Arbeit.







Dr. Franks Kollegen Bibliotheksleiter Dr. Hans Peter des Coudres, Verwaltungsführer Walter Müller und Schulungsleiter Karl Lasch (oben v.l.n.r.).
Am 1. September 1939, dem Tag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges: Ehepaar Frank (unten rechts im Bild) mit SS-Hauptsturmführer Wilhelm Jordan und dessen Gattin vor dem Haus des Burghauptmannes im Innenhof der Wewelsburg.







Dr. Frank mit seinem ersten Sohn Bernhard Hermann im März 1940 (oben links) und gut drei Jahre später während eines Fronturlaubes (oben rechts). Frau Frank mit ihren drei Söhnen (unten v.l.n.r.) Bernhard Hermann, Roland und Götz vor ihrem Haus in Wewelsburg.





In der schlesischen Hauptstadt Breslau ist Dr. Frank zu Beginn des Zweiten Weltkrieges bei einem SS-Ersatzbataillon stationiert; im Bild das Rathaus der Stadt mit Blick auf den im gotischen Stil erbauten Ostgiebel.

erklärte Hitler kurzerhand seinen Austritt aus der Partei; ein Wiedereintritt erfolge nur, wenn ihm in der Parteiführung diktatorische Vollmachten erteilt würden, so verkündete er. Sofort wurde offenkundig, daß eine Fortführung der bisherigen Erfolge nur mit Hitlers Hilfe möglich war. Dem Parteiausschuß blieb nichts anderes übrig als nachzugeben.

Am 29. Juli 1921 wurde die Krise mit Hilfe Dietrich Eckarts beigelegt. Hitler erhielt die verlangte unumschränkte Vollmacht, Anton Drexler bekam als Trostpflaster den Ehrenvorsitz, Hermann Esser, den die Widersacher Hitlers schon davongejagt hatten, blieb Hitlers schärfstes Schwert. Wenige Tage später, am 3. August 1921, gründete Hitler die SA. Die „Schlacht im Hofbräuhaus" vom 4. November 1921, bei der 50 SA-Männer sozialdemokratische Störkommandos gewaltsam aus der Versammlung warfen, war ein Musterbeispiel für viele ähnliche Ereignisse, die im Laufe der kommenden Jahre noch folgen sollten.

Hitler achtete darauf, daß sich alle volkszugehörigen Reichsbürger des Landes durch seine Thesen angesprochen fühlten; Arbeiter, Mittelstand und Intellektuelle. Er versuchte eine politische Bewegung jenseits des Standesdünkels und der Klassenschranken zu erschaffen. Er sagte: „Für einen klassenbewußten Arbeiter ist kein Platz in der NSDAP, ebensowenig wie für einen standesbewußten Bürger."

Wie eine unterirdische Mine mit Zeitzünder wirkte die zunächst langsam einsetzende Inflation. Sie fing plötzlich an zu rasen, explodierte förmlich und riß die Besitzstände sparsamer Bürger auseinander. Die Goldentwertung hatte folgende Ursachen und nahm folgenden Verlauf. Die während des Krieges in vier Jahren aufgelaufenen Staatsschulden betrugen schließlich etwa 150 Milliarden Goldmark. Hinzu kam die Reparationsforderung der Siegermächte von 223 Milliarden Goldmark. Das Versailler Diktat bestimmte, daß diese Reparationsforderung bis 1963 abzutragen sei. Bereits im Sommer 1923 war die Mark bis auf ein Billionstel ihres ursprünglichen Wertes vor dem Kriege abgewertet. Damit entledigte sich der Staat auf Kosten aller Sparguthaben seiner Schulden. Entsprechend wurden alle übrigen Geldforderungen entwertet, was den wenigen Kreditnehmern zugute kam, aber alle Sparer um ihre Einlagen brachte. Eine kleine Gruppe

von Nutznießern der Geldentwertung, die gegen die eigene Währung spekuliert hatte, gewann riesige Vermögen. Eine Verarmung des Mittelstandes war die Folge dieser Entwicklung. Hilflos mußte der kleine Mann mit ansehen, wie seine Ordnungsliebe, Sparsamkeit und Opferbereitschaft mit Füßen getreten wurde.

Hitler erkannte dieses Unrecht. Er fand die richtigen Worte, um der blanken Wut der betrogenen Menschen einen passenden Ausdruck zu geben. Er steigerte die Heftigkeit seiner rednerischen Einsätze bis zum Äußersten. Die Technik seiner Reden hatte inzwischen den Grad hoher Meisterschaft erreicht. Mit sicherem Instinkt spürte er die Stimmung in den Versammlungssälen und stimmte seine Darlegungen darauf ein. Er sprach von dem „Novemberverrat", der „Ausbeutung des arbeitenden Menschen", dem „Versailler Schanddiktat", dem „Aufkommen der Negermusik", der „Entartung der Kunst", von der „sexuellen Enthemmung der Menschen" und vom „Judenproblem".

Dennoch war Hitlers anfängliche Unsicherheit unverkennbar. Aber die Erfolge überstürzten sich. Im November 1923 zählte die Partei in München 55.000 Mitglieder. Die Zahl der Abonnenten des *Völkischen Beobachters* stieg ständig. Erste Erfolge gab es auch außerhalb Münchens. Damit erst stieg sein Selbstvertrauen, bis er eines Tages äußerte: „Von nun an gehe ich meinen Weg allein." Er wollte der alleinige Führer seiner Bewegung sein. Er war der „kommende Mann" und nicht dessen Johannes, wie er vorher auch schon einmal gesagt hatte.

Eine neue schwere Erschütterung der politischen und wirtschaftlichen Lage des Reiches förderte Hitlers Aufstieg. Anfang 1923 besetzte Frankreich das Ruhrgebiet. Die Inflation entwickelte nun erst ihre volle Sprengkraft. Die Empörung in der deutschen Bevölkerung über den Gewaltakt der Franzosen flammte auf. Hitler jedoch drohte: „Ich werde jeden aus der Partei ausschließen, der sich am aktiven Widerstand gegen Frankreich beteiligt." So setzte er seine These durch, daß zunächst der Feind im Inneren beseitigt werden müsse, bevor ein Erfolg nach außen möglich sei. Mit dem Feind im Inneren meinte er die Reichsregierung.

Trotz eines Rückschlages, den er bei einer mißglückten Demonstration am 1. Mai 1923 auf dem Oberwiesenfeld in München hin-

nehmen mußte, hielt Hitler an dieser Zielsetzung fest, daß die sozialdemokratische Reichsregierung in Berlin abzusetzen sei.

Dem stand der damalige Chef der Heeresleitung, Generaloberst Hans von Seeckt, entgegen. Vielleicht spielte er auch mit der Idee, bei passender Gelegenheit die Macht zu übernehmen. Keinesfalls wollte er sie einem Hitler überlassen. Auf die Frage des Reichspräsidenten Friedrich Ebert, wo die Reichswehr in dieser Stunde stehe, soll er geantwortet haben: „Die Reichswehr, Herr Reichspräsident, steht hinter mir." Dieser Ausspruch stimmte zumindest für Bayern nur bedingt. Dort lag die vollziehende Gewalt in den Händen des Generalstaatskommissars Gustav Ritter von Kahr. Der bayrische Teil der Reichswehr unter General Otto von Lossow unterstützte Kahr, als dieser partikularistische Ziele anstrebte. Jeder stand gegen jeden. Der Konflikt Kahrs und Lossows mit der Reichsregierung, brachte Hitler trotz aller bestehenden Meinungsunterschiede mit den bayerischen Machthabern zusammen. Auf der Gegenseite stand Ebert, Seeckt hatte seine eigene Position. In München wurden Mobilmachungspläne für einen Marsch auf Berlin ausgearbeitet. Allerdings spielten von Kahr und von Lossow Hitler gegenüber mit falschen Karten. Sie dachten nicht daran, Hitler bei ihren Umsturzplänen eine führende Rolle einzuräumen. Sie wollten auch noch nicht losschlagen. Generaloberst von Seeckt in Berlin sollte den Vortritt haben.

Hitler hingegen fieberte dem Beginn der Aktion entgegen. Der Marsch auf Berlin war oft genug angekündigt, vorbereitet und auch finanziert worden. Ein Rückzieher hätte sich bei seinen SA-Männern als ein Prestigeverlust und für die junge Partei als eine finanzielle Katastrophe ausgewirkt. Hitler befürchtete insbesondere, daß bei längerem Zögern viele Parteimitglieder wieder aus der NSDAP austreten würden.

So entschloß er sich zum Handeln, ohne die Einwilligung von Kahrs und von Lossows abzuwarten, die ihn zu überspielen suchten. Er kalkulierte, daß diese schon mitmachen würden, zumal der als Nationalheros geltende General der Infanterie Erich Ludendorff auf seiner Seite stand. Wie in seiner späteren Karriere öfters, suchte Hitler den Erfolg im blitzschnellen Handeln, das Moment der Überraschung nutzend.

Gustav von Kahr rief das Kabinett, von Lossow, die Spitzen der Behörden und der Wirtschaft wie auch vaterländische Vereinigungen – ohne Hitler und seine SA – am Abend des 8. November 1923 im Bürgerbräukeller in München zusammen, um eine Erklärung abzugeben. Hitler witterte, daß hier die Entscheidung ohne ihn fallen sollte.

Die Versammlung begann um viertel nach acht. Hitler ließ das Gebäude von seinen bewaffneten Männern umstellen. Um halb neun stürmte er den Saal. Um sich Respekt zu verschaffen, feuerte er den berühmt gewordenen Pistolenschuß in die Decke. Hitler ließ von Kahr, von Lossow und Oberst Hans Ritter von Seißer, den Chef der bayerischen Landespolizei, festsetzen und erklärte, daß sowohl die bayerische als auch die Reichsregierung abgesetzt seien. Nachdem er in einem Nebenzimmer mit von Kahr, von Lossow und von Seißer verhandelt hatte und sie, teils unter Gewaltandrohung, dazu bewegt hatte, an einer neuen Regierung teilzunehmen, ernannte er sich selbst zum Reichskanzler, Ernst Pöhner zum bayerischen Ministerpräsidenten, von Kahr zum Landesverweser, von Lossow zum Reichswehrminister und von Seißer zum Polizeiminister.

Max Erwin von Scheubner-Richter, einer der fähigsten Gefolgsleute Hitlers, ein Baltendeutscher, wurde beauftragt, den uneingeweihten Ludendorff mit dem Auto zu holen, um ihn von der neuen Lage in Kenntnis zu setzen. Ludendorff sollte die neue Reichsregierung absegnen. Das tat er nach seinem Eintreffen auch, obwohl er über Hitlers eigenmächtiges Handeln deutlich verärgert war. Die drei Verhafteten von Kahr, von Lossow und von Seißer spielten mit, indem sie sich Hitler zum Schein anschlossen, nachdem Ludendorff sie dazu aufgefordert hatte. Während Hitler kurzfristig den Schauplatz verließ, um in der Pionierkaserne einen Zwischenfall beizulegen, entließ Ludendorff die noch immer verhafteten wie inzwischen auch zu Regierungsmitgliedern ernannten von Kahr, von Lossow und von Seißer auf Ehrenwort. Damit war die Niederlage Hitlers am 9. November 1923 eingeleitet. Die Freigelassenen kehrten sofort zurück in ihre Ämter und sagten sich von ihrer Zustimmung zu Hitlers Regierungsbildung los. Gegenmaßnahmen wurden organisiert. Reichswehr und Polizei sperrten die Ausgänge Münchens für die Anhänger Hitlers. Die-

ser hatte spätestens um Mitternacht begriffen, daß sein Spiel verloren war. Er wollte aufgeben. Aber diesmal war es Ludendorff, der energisch darauf bestand, die Aktion fortzuführen. Es wurde eine Versammlungswelle in Gang gebracht. Dann formierte sich ein Demonstrationszug mit mehreren tausend Teilnehmern. Sie marschierten in Richtung Stadtmitte. Hitler hatte sich bei Scheubner-Richter untergehakt, daneben und dahinter Ludendorff (in Zivil), Ulrich Graf, Hermann Göring, Dr. Friedrich Weber, Hermann Kriebel. Am Odeonsplatz stand ein Kordon der Polizei und schoß. Von Scheubner-Richter wurde tödlich getroffen. Er riß Hitler mit zu Boden. 17 Tote und viele Verwundete, darunter Göring, waren zu beklagen. Hitlers Arm war im Sturz ausgekugelt worden. Hitler floh vom Schauplatz des Ereignisses und suchte in Uffing bei München, im Hause von Ernst Hanfstaengl, Zuflucht und Pflege wegen seiner Verletzung. Nach zwei Tagen erfolgte seine Verhaftung. Er wurde in die Festung Landsberg abtransportiert.

Zunächst schien es so, als sei damit seine politische Karriere beendet. Nur kurze Zeit später sah das schon wieder ganz anders aus.

Zunächst kam es zum Prozeß gegen die Haupttäter des Putsches von München: Ludendorff und Hitler. Letzterer verwandelte sehr schnell die Rolle des Angeklagten in die des Anklägers. Hitler erklärte vor Gericht: „Ich fühle mich nicht als Hochverräter, sondern als Deutscher, der das Beste wollte für sein Volk."

Man verurteilte ihn zu fünf Jahren Festungshaft, zum Teil auf Bewährung und zur Zahlung von 200 Goldmark als Strafe. General Ludendorff wurde freigesprochen. Man wagte es nicht, ihn anzutasten.

Dieser Prozeß hatte zur Folge, daß die Führungsrolle Hitlers in der nationalsozialistischen Bewegung eindrucksvoll bestätigt worden war. Von nun an trat Ludendorff in den Hintergrund. Nicht nur dies. Hitlers Aktion, so kläglich ihr Ende auch gewesen sein mag, war in ganz Deutschland, ja in der Welt, zur Kenntnis genommen worden. Tausend Versammlungen hätten nicht ausgereicht, um dieser propagandistischen Wirkung gleichzukommen.

In der Festung Landsberg genoß Hitler einen Sonderstatus. Zusammen mit ihm waren 40 weitere Teilnehmer des Putsches nach

Landsberg verbracht worden. Darunter befanden sich Rudolf Heß, Max Amann, Julius Schreck und der Student Walther Hewel. Inmitten seiner Anhänger führte er ein verhältnismäßig ungezwungenes Leben. Während des Essens im großen Tagesraum hatte er den Vorsitz. Mithäftlinge hielten sein Zimmer in Ordnung. Er erhielt bergeweise Post, darunter viele Pakete. Wenn er an Kameradschaftsabenden das Wort ergriff, lauschten auch die Gefängniswärter. Gegen die Vorschrift empfing er bis zu sechs Stunden täglich Besuche von Anhängern, Politikern und Bittstellern. In Landsberg schrieb Hitler den ersten Band seines Buches *Mein Kampf.* Trotz gewisser stilistischer Unzulänglichkeiten sollte es später über zehn Millionen Mal verkauft werden.

Am 7. Dezember 1924 fand eine Reichstagswahl statt. Die Völkischen erhielten nur drei Prozent der Stimmen. Die Gefahr des „Hitlerismus" schien gebannt. Hitlers Bewegung drohte während dessen Abwesenheit in unaufhörlichem Streit auseinanderzufallen. Vielleicht sah das Oberste Landesgericht aus diesem Grunde den Zeitpunkt für gekommen, Hitler am 20. Dezember 1924 vorzeitig aus der Haft zu entlassen. Hitler hatte wohl ganz bewußt die Zeit seiner Haft nicht dazu benutzt, in die Streitereien der Partei einzugreifen. Die Haftbedingungen hätten ihm hierzu die Möglichkeit gegeben. Ungerührt sah der gewiefte Taktiker von seiner „höheren Warte" aus mit an, wie sich die Gesinnungsfreunde in die Haare gerieten. Solange er außer Gefecht gesetzt war, durfte im antiparlamentarischen Lager kein starker Mann aufstehen, der ihm nach der Freilassung den Rang streitig machen konnte.

Ohne sein Dazutun war in der geschwächten Bewegung ein derart hoher Erwartungsdruck entstanden, daß bei seiner Rückkehr die besten Voraussetzungen für die Fortsetzung seines Aufstiegs entstanden waren. Um dessen Dynamik zu erhöhen, ließ er vom Tage der Entlassung an noch einmal zwei Monate bis zum ersten öffentlichen Auftritt verstreichen. Die Nervosität seiner möglichen Rivalen wie auch die Erwartungen seiner Anhänger wurde dadurch noch einmal erhöht.

Am 26. Februar 1925 erschien erstmals wieder der *Völkische Beobachter*. Am 27. Februar 1925 schritt er im Bürgerbräukeller, dem Ort des mißglückten Putsches von 1923, zur Neugründung der NSDAP. In einem überfüllten Saal feierten die Anhänger den

Heimgekehrten wie einen Triumphator. Von Rivalitäten war plötzlich nichts mehr zu spüren. Er war unbestritten der „Führer".

Seine Rede ließ jedoch mehr „Verfassungsfeindlichkeit" verspüren als der bayerische Ministerpräsident Heinrich Held glaubte durchgehen lassen zu können. Hitler bekam Redeverbot. Er konterte geschickt und verkündete, daß er von nun an nur noch mit legalen Methoden die Macht zu erreichen trachte. Das Redeverbot hielt er deshalb strikt ein. Auch diese erzwungene Ruhepause nutzte ihm mehr, als daß sie ihm schadete.

Die Zeit des Redeverbotes ließ Hitler nicht ungenutzt verstreichen. Er disziplinierte die Partei, auch auf die Gefahr hin, daß deren Aufwärtsentwicklung vorübergehend stagnierte. Wer sich nicht einordnen konnte, wurde ausgestoßen oder in der Parteihierarchie entmachtet. Den Vorschlag des thüringischen Gauleiters Dr. Artur Dinter, ihm zwecks Zügelung seiner Macht einen Senat zur Seite zu stellen, lehnte er ab und ließ den Antragsteller aus der Partei ausschließen. Das Gespann Gregor Strasser und Dr. Joseph Goebbels, das den sogenannten „linken" Flügel der Partei vertrat, wurde ihm zu stark, es ließ sich kaum noch zügeln. Er ernannte Dr. Goebbels deshalb zum Gauleiter von Berlin. Plötzlich entstand eine Rivalität zwischen den beiden erfolgreichen Unterführern. Die Gefahr für Hitler war gebannt.

In aller Ruhe konnte er die Partei organisieren.

Auch Ludendorff war für Hitler kein Konkurrent mehr. Die Reichspräsidentenwahl vom 29. März 1925 war für Ludendorff kein Erfolg. Er erhielt als Kandidat der NSDAP nur 1,06 Prozent der Stimmen. Damit war er endgültig aus dem Rennen.

Dem Aufstieg der Bewegung schien allerdings entgegenzustehen, daß die Weimarer Republik in der Mitte der zwanziger Jahre eine Konsolidierungsphase erreicht hatte. Die Inflation war gebändigt. Ein neues Reparationsabkommen, die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, das Vertrauensverhältnis zwischen Stresemann und Briand hatten zu einer außenpolitischen Stabilisierung trotz der katastrophalen Nachkriegssituation geführt. Die Wirtschaft war mit Hilfe von amerikanischen Krediten rationalisiert worden, so daß 1928 das Volkseinkommen zwölf Prozent über dem von 1913 lag. Diese Entwicklung schien den Aufstieg der NSDAP nicht zu fördern. Allerdings hatte diese Ent-

wicklung für Hitler auch etwas Gutes. Die sächsische und bayerische Regierung kamen aufgrund der allgemeinen Lage zu der Überzeugung, daß sie die Gefahr einer verfassungsfeindlichen Agitation Hitlers gering einschätzen könnten und hoben im Frühjahr 1927 das Redeverbot für Hitler auf.

Am 20. Mai 1928 wurde ein neuer Reichstag gewählt. Die NSDAP erhielt 2,6 Prozent der Stimmen und zog mit zwölf Abgeordneten in den Reichstag ein.

Der Tod Stresemanns Anfang Oktober 1929 – Hitler hatte ihn als „Erfüllungspolitiker" bezeichnet – konnte als Symbol für das Scheitern der „Weimarer" Außenpolitik betrachtet werden. Stresemann, der am Ende seines Lebens bitter enttäuscht war, daß ihm die Alliierten so wenig Zugeständnisse machten, hinterließ sein unvollendetes „Werk".

Mit der Unterschrift unter den Young-Plan war das Reich auf Zahlungsverpflichtungen eingegangen, deren erste Rate schon nicht bezahlt werden konnte. Das Ende dieser Zahlungen war für 1988 vorgesehen. Am 9. Juli 1929 hatten sich bürgerlich-nationale Gruppen unter dem Geheimrat Alfred Hugenberg zu einem Reichsausschuß für ein Volksbegehren gegen den Young-Plan konstituiert. Diesem Ausschuß trat die NSDAP bei. Dieser Schritt erschloß ihr Geldmittel und gab ihr eine bessere Reputation im gemäßigten bürgerlichen Lager. Die Partei wurde gesellschaftsfähig. Die Wahlerfolge des Jahres 1929 ließen aufhorchen. Auch das äußere Bild der Partei änderte sich. Das sogenannte „Braune Haus" in der Brienner Straße Münchens wurde gekauft, wo Hitler in einem repräsentativen Arbeitsraum residierte.

Das Zusammengehen Hitlers mit Hugenberg war nur von kurzer Dauer. Als sich die Wahlerfolge steigerten, die Spenden aus der Industrie reichlicher flossen, kündigte Hitler dieses Zweckbündnis mit dem bürgerlichen Lager auf. Die Wahlveranstaltungen der NSDAP gingen nun wie ein Trommelfeuer auf das Land nieder. Allein vor den sächsischen Landtagswahlen im Juni 1930 hielt die Partei 1.300 Wahlkundgebungen ab. Der nunmehr einsetzende steile Anstieg nationalsozialistischer Stimmanteile bei den Wahlen war jedoch damit nicht allein zu erklären.

Mit Oktober des Jahres 1929 hatte die Weltwirtschaftskrise eingesetzt; sie trieb die deutsche Arbeitslosigkeit über die Drei-Mil-

lionen-Grenze hinaus. Das entscheidende Ereignis dieses Jahres war der Börsenkrach am 24. Oktober, der berühmt-berüchtigte „Schwarze Freitag". Die New Yorker Börse war zusammengebrochen und die deutsche Wirtschaft in den Sog dieser Ereignisse geraten. Die Aktienkurse verfielen. Es folgten Betriebsstillegungen, Pfändungen, Zwangsversteigerungen. Im September 1930 überschritt die Zahl der Arbeitslosen erneut die Drei-Millionen-Grenze. Im Winter 1931/32 wurden sechs Millionen Arbeitslose gezählt. Jede zweite Familie war unmittelbar betroffen. Bis zu zwanzig Millionen Deutsche waren auf eine Arbeitslosenunterstützung angewiesen, die, wie sich der amerikanische Journalist Herbert Knickerbocker ausdrückte, in gewissem Sinne zum Leben ausreichte, weil der Empfänger zehn Jahre brauchte, um mit ihr zu verhungern. Damals bedeutete Arbeitslosigkeit soviel wie Hunger. Wer mit seiner Familie Hunger leidet, hält nach Rettung vor dem Hungertod Ausschau. Hitler versprach diese Rettung. „Für Arbeit und Brot", so hieß das meistgebrauchte Schlagwort der Hitlerpropaganda jener Zeit. Wer Hungernden Speisung verspricht, wird sie um sich scharen.

Solange Hitler mit seinen außenpolitischen Forderungen durch das Land zog, blieb das Interesse der Deutschen an der NSDAP – trotz der starken Anhängerschaft in München bzw. in Bayern – insgesamt eher gering. Erst als mit der Weltwirtschaftskrise der Hunger kam, änderte sich die Situation. Die nachfolgende Liste nationalsozialistischer Wahlerfolge von 1925 bis zu Hitlers Regierungsantritt am 30. Januar 1933 spricht eine deutliche Sprache.

27. Februar 1925:	Neugründung der NSDAP nach dem mißglückten Putsch vom 9. November 1923 mit der Erklärung, legal, also durch Wahlen, Einfluß zu gewinnen.
29. März 1925:	Reichspräsidentenwahl. Die NSDAP (Ludendorff) erhält 1,06 Prozent der Stimmen.
30. Januar 1927:	Landtagswahl in Thüringen. Die NSDAP erhält 3,41 Prozent der Stimmen.
27. November 1927:	Landtagswahl in Braunschweig. Die NSDAP erhält 3,7 Prozent der Stimmen.

20. Mai 1928:	Reichstagswahl. Die NSDAP erhält 2,63 Prozent der Stimmen.
12. Mai 1929:	Landtagswahl in Sachsen. Die NSDAP erhält 4,95 Prozent der Stimmen.
23. Juni 1929:	Landtagswahl in Mecklenburg-Schwerin. Die NSDAP erhält 4 Prozent der Stimmen.
27. Oktober 1929:	Landtagswahl in Baden. Die NSDAP erhält 6,98 Prozent der Stimmen.
10. November 1929:	Bürgerschaftswahl in Lübeck. Die NSDAP erhält 8,1 Prozent der Stimmen.
8. Dezember 1929:	Landtagswahl in Thüringen. Die NSDAP erhält 11,31 Prozent der Stimmen.
22. Juni 1930:	Landtagswahl in Sachsen. Die NSDAP erhält 14,4 Prozent der Stimmen.
14. September 1930:	Reichstagswahl. Die NSDAP erhält 18,3 Prozent der Stimmen.
	Landtagswahl in Braunschweig. Die NSDAP erhält 22,2 Prozent der Stimmen.
30. November 1930:	Bürgerschaftswahl in Bremen. Die NSDAP erhält 25,6 Prozent der Stimmen.
17. Mai 1931:	Landtagswahl in Oldenburg. Die NSDAP erhält 37,2 Prozent der Stimmen.
10. April 1932:	Reichspräsidentenwahl. Die NSDAP erhält 36,8 Prozent der Stimmen.
31. Juli 1932:	Reichstagswahl. Die NSDAP erhält 37,27 Prozent der Stimmen und wird stärkste Fraktion.
6. November 1932:	Reichstagswahl. Die NSDAP erhält 33,1 Prozent der Stimmen.
15. Januar 1933:	Landtagswahl in Lippe. Die NSDAP erhält 39,6 Prozent der Stimmen.[14]

Bis zum Oktober 1929 bleibt der Stimmanteil der NSDAP unter fünf Prozent, um sich dann, immer noch langsam, dem Prozentanteil anzunähern, das der Arbeitslosenquote entspricht. Erst im Juli 1932 erreicht die NSDAP einen Stimmanteil von 37 Prozent bei den Reichstagswahlen. Die NSDAP bekam offensichtlich von immer mehr Deutschen die Fähigkeit zugesprochen, durch ihre

Politik den Menschen „Arbeit und Brot" zu verschaffen. Man erkannte, daß diese Partei nicht nur nationalistisch ausgerichtet war, sondern auch einen deutschen Sozialismus anstrebte.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre hatte Hitler die Tochter seiner Halbschwester Angela Raubal, Geli Raubal, kennengelernt. Er mochte sie sehr gerne. Sie war ein hübsches 17jähriges Mädchen. Hitler unternahm öfter Landpartien mit Geli in das Berchtesgadener Land. Er fuhr mit seiner Nichte nach München in die Oper, oder er setzte sich mit Geli und einigen seiner Kampfgefährten ins Café „Heck" am Münchner Hofgarten, um dort stundenlang seine Ideen auszubreiten.

Die Beziehung zwischen Geli und ihrem Onkel Adolf Hitler endete tragisch. Am 18. September 1931 abends erschoß sich Geli Raubal in Hitlers Wohnung am Prinzregentenplatz in München. Am Nachmittag dieses Tages fuhr Hitler mit einer größeren Wagenkolonne nach Nürnberg, um dort Wahlkampf zu machen. Am nächsten Tage war er schon über Nürnberg hinaus gelangt, als ihn die schlimme Nachricht erreichte. Er machte sofort kehrt und raste nach München. Hitler zog sich für einige Tage an den Tegernsee zurück und soll sich mit Selbstmordgedanken getragen haben. Das Verhältnis zu seiner Halbschwester Angela Raubal erfuhr durch diese Affäre keine Trübung. Sie führte weiterhin das Haus Wachenfeld auf dem Obersalzberg zur Zufriedenheit Hitlers. Die Tote wurde in größter Heimlichkeit aus dem Hause geschafft, ohne amtliche Leichenschau oder gerichtsmedizinische Obduktion in einen Bleisarg gebettet und umgehend nach Wien überführt. Dort wurde sie in Abwesenheit Hitlers auf dem Wiener Zentralfriedhof bestattet. Wie und warum Geli zu Tode kam, bleibt ein Geheimnis. Gelis Bruder, Leo Raubal, erklärte 1967, nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft, sein Onkel Adolf Hitler sei am Tode seiner Nichte Geli absolut unschuldig gewesen.

Der Selbstmord Geli Raubals traf Hitler hart. Doch sein Gemütszustand stabilisierte sich, und bald nahm er seine Rednertätigkeit wieder auf, deren Erfolg sich in den Wahlergebnissen des Jahres 1932 niederschlug. Anfang 1932 verliebte er sich in Eva Braun. Damit war Geli aber nicht vergessen. Im Gegenteil: Geli Raubals Zimmer im Haus Wachenfeld wurde in dem Zustand belassen, wie es die Tote bewohnt hatte. Später wurde es zusammen mit dem na-

hezu unverändert gebliebenen Haus Wachenfeld in die Architektur des Berghofes eingefügt. In Gelis Zimmer des Berghofes (ehemals Haus Wachenfeld) zog sich Hitler gern zurück.

Jeden Tag, und das bis zum Kriegsende, wurde Gelis Zimmer mit frischen Blumen geschmückt. Dort stand die Büste der Toten. Der Maler Adolf Ziegler mußte ein Porträt von Geli schaffen, das im Berghof einen Ehrenplatz erhielt. Auch in seinem privaten Testament vom 2. Mai 1938 gedachte Hitler der toten Nichte. Auch in der Reichskanzlei in Berlin wurde das Andenken um Geli bewahrt. Dort stand eine von Prof. Josef Thorak geschaffene Büste Gelis.

Wie einschneidend die Tragödie um Geli Raubal Hitlers Wesen verändert hat, beweist die Tatsache, daß er vom Tage ihres Freitodes an kein Fleisch und keine mit tierischen Fetten zubereiteten Speisen mehr zu sich nahm. Ebenso mied er von diesem Tage an jede Art von alkoholischen Getränken. Vorher waren ihm derbe bayerische Kost und bayerisches Bier hochwillkommen. Wie wenig diese Umstellung etwas mit diätischen Überzeugungen zu tun hatte, beweist der Tag der Umstellung, es war Gelis Todestag. Der Vorwurf, Hitler habe seine Trauer um Geli nur zur Schau getragen, trifft nicht zu.

So wenig Hitlers große schauspielerische Begabung und Leidenschaft geleugnet werden kann, so wenig läßt sich im vorliegenden Falle etwas damit anfangen. Hitlers Liebesleben galt in der Öffentlichkeit, aber auch in engsten Parteikreisen, als tabu. Vor welchem Publikum also sollte er seine Trauer um Geli aufführen? Hitler lebte von nun an wie ein Asket. Man sagte, daß seine einzige Braut Deutschland hieße. Nur wenige Wissende sahen in Hitler auch den Privatmenschen. Die Geli-Tragödie hatte Hitlers Kern getroffen, ähnlich wie der Tod seiner Mutter. Erst vom Todestage Gelis an gibt es den asketischen Hitler. Die liebenswerte Eva Braun änderte daran nichts.

Die Affäre um Geli Raubal erhellt schlaglichtartig eine Seite des Menschen Hitler, die Zeit seines Lebens der Öffentlichkeit unbekannt geblieben war: die Ausstrahlung, die er auf Frauen hatte. Bis zum Todestag Gelis war Hitler kein Asket, wie damals allgemein angenommen wurde. Er war vielmehr ein Verehrer weiblicher Schönheit.

Nach dem Ersten Weltkrieg, als er seine eigene Rednergabe entdeckt hatte, faszinierte ihn nicht nur der Beifall seiner Zuhörer. Den „König von München" nannte man ihn, und damit war seine Position in den einflußreichsten Münchner Salons gemeint und sein Verhältnis zu deren Damenwelt. Mütterliche Freundinnen bewunderten und förderten ihn, auch finanziell. Die Damen Hermine Hofmann (Studiendirektorswitwe), Bechstein, Bruckmann, Viktoria von Dirksen, Gertrud von Seidlitz, aber auch Frau Winifred Wagner, die Herrin von Bayreuth, und viele andere von Rang und Namen gehörten dazu. Sie alle halfen oft genug der ewig bankrotten Partei aus der Patsche, opferten notfalls ihren Schmuck und waren zu allem Überfluß auch noch aufeinander eifersüchtig, wenn es darum ging, Hitlers Aufmerksamkeit zu erlangen. Es darf die Behauptung gewagt werden, daß Hitlers Aufstieg ohne die ihm angeborene Ausstrahlung auf Frauen nicht möglich gewesen wäre. Vor allem in der frühen Münchner Zeit nach dem Ersten Weltkrieg lagen Hitler, wie berichtet wird, die schönsten und reichsten Frauen „zu Füßen".

Außer den bereits erwähnten mütterlichen Freundinnen seien in diesem Zusammenhang nur einige wenige Namen schöner, junger Frauen, die ihn verehrten, genannt: eine Finnin namens von Seydl; Stephanie Prinzessin von Hohenlohe; Jenny Haug, die Schwester eines Hitler-Chauffeurs; Susi Liptauer, eine Österreicherin; Eleonore Bauer, eine ehemalige Nonne (Schwester Pia), Teilnehmerin des Hitler-Putsches von 1923; Maria Reiter (Kubisch), Tochter des Mitbegründers der SPD in Berchtesgaden; Martha Dodd, Tochter des US-Botschafters William Dodd in Berlin; The Honorable Valkyrie Unity Mitford, Tochter von Lord Peer Redesdale und Schwägerin des englischen Faschistenführers Sir Oswald Mosley; Sigrid von Laffert, eine Adlige aus Mecklenburg; Inga Ley, die letzte Ehefrau von Dr. Robert Ley, und schließlich Eva Braun.

Über die Art der Beziehungen Hitlers zu diesen wie auch zu vielen anderen schönen Frauen ist viel gemutmaßt worden, dazu trug auch die Abschottung des Hitlerschen Privatlebens bei. Einige dieser Beziehungen verliefen wohl recht tragisch. Da soll es Selbstmordversuche der Wienerin Susi Liptauer, Unity Mitfords, Martha Dodds, Maria Reiters und Eva Brauns gegeben haben.

Hitler lernte letztere erstmals bei seinem Leibfotographen Heinrich Hoffmann kennen und sah sie seit 1930 immer häufiger. Gemeinsam gingen sie ins Kino, zum Essen in die „Osteria Bavaria", das Lieblingsrestaurant Hitlers, in die Oper, zum Picknick in die Umgebung. Nach Gelis Tod wurde Eva Braun Anfang 1932 Hitlers Partnerin.

Der Obersalzberg 1920–1932

Der Obersalzberg veränderte in den zwanziger Jahren kaum sein Gesicht. Draußen, jenseits des Untersberges, mochten Schornsteine in den Himmel wachsen; hier nicht. Zwar wirkte sich die Industrialisierung auch auf den Obersalzberg aus, aber es wuchsen keine Schornsteine aus den Gebirgsfelsen, sondern Gasthöfe und Hotels für die wachsende Zahl von Urlaubern. Sie genossen die grandiose Kulisse des Hochgebirges und das harte Leben der Gebirgler, das auch zu dessen Gebirgswelt gehörte. Sie paßten sich dem Stil der Lebensweise der Bergbauern an, aber sie taten dies, ohne sich deren Lebensbedingungen zu unterwerfen. Eine Villa im Berchtesgadener Land zu besitzen, die als Sommersitz oder Wochenendrefugium genutzt wurde, das war etwas für wenige Auserwählte. Ein Sinn für Natur und Heimat, aber auch ein gewisser Snobismus war damit verbunden. Der Platterhof spiegelt diese Entwicklung wider. Um ihn als Kristallisationspunkt entstanden Villen auf den Almwiesen. Die industrielle Elite fand es „chic", sich hier ein Refugium zu schaffen. Die Reihe jener, die dort siedelten, ist lang. Der Flügelfabrikant Bechstein, die Verlegerfamilie Bruckmann, der Geheimrat Carl von Linde (Eismaschinen), der Kommerzienrat Stöhr, der Generaldirektor August Rostberg aus Kassel und der Kommerzienrat Winter aus Buxtehude, der Haus Wachenfeld erbaute, sie alle unterhielten hier ein Haus. So ist es nicht verwunderlich, daß die Bohème sich ebenfalls angezogen fühlte. Dazu gehörten der Dichter Dietrich Eckart, Ernst (Putzi) Hanfstaengl und – Adolf Hitler. Oft führte

letzterer Wahlkämpfe durch, manchmal trat Hitler auf vierzehn verschiedenen Veranstaltungen an einem Tag auf. Darauf folgte für ihn eine Phase der totalen Erschöpfung. Der Obersalzberg bot ihm dann beides: Erholung und die Möglichkeit zum Anknüpfen neuer Verbindungen.

Dietrich Eckart war es, der Hitler zuerst auf den Obersalzberg aufmerksam machte. Er wird als Freund und Mentor Hitlers angesehen. Über die Gespräche zwischen ihm und Hitler schrieb er das Buch *Der Bolschewismus von Moses bis Lenin.*[15]

Es muß bedacht werden, daß Eckart dem 1919 noch völlig unbekannten, ausgehungerten und unsicheren Adolf Hitler viel zu bieten hatte. Aus seinen Veröffentlichungen bezog er beträchtliche Tantiemen, so daß er Hitler finanziell unterstützen konnte. Vor allem aber war er in einflußreichen Kreisen zu Hause und verschaffte Hitler das Entree zu diesen. Durch Eckart lernte Hitler die Familien Bruckmann, Bechstein, Hanfstaengl, aber auch Winifred Wagner und Siegfried Wagner kennen.

Ernst (Putzi) Hanfstaengl berichtet, wie er am 31. Mai 1923 zusammen mit Anton Drexler und Dietrich Eckart den Obersalzberg besuchte. Hitler machte dort Ferien, wohl um sich von dem Debakel zu erholen, das er am 1. Mai 1923 auf dem Oberwiesenfeld in München hatte hinnehmen müssen. In dieser Zeit hielten die Franzosen das Ruhrgebiet besetzt. Albert Leo Schlageter, der berühmte Freiheitskämpfer, der gegen die Franzosen bei der Ruhrbesetzung focht, war erschossen worden.

Während des Putsches vom 9. November 1923 wird durch ein vergleichsweise unbedeutendes Ereignis deutlich, daß damals bereits der Obersalzberg in Hitlers Denken ständig präsent war. Er schickte einen Parlamentär zu Kronprinz Rupprecht, der in Berchtesgaden residierte, und bat um Vermittlung in seinem Streit mit dem Generalstaatskommissar Gustav von Kahr.

Der Revolutionsversuch vom 9. November mißlang. Trotzdem sollte es sich zeigen, daß diese Niederlage in Wirklichkeit ein Sieg war. Hitlers Popularität stieg.

Nach seiner vorzeitigen Entlassung aus Landsberg am 20. Dezember 1924 war Hitler – wie bereits berichtet – am 26. Februar 1925 zur Neugründung der NSDAP geschritten. Aber schon am 9. März 1925 hatte das bayerische Gesamtministerium gegen ihn ein

Redeverbot erlassen, das danach auch in Preußen, Baden, Sachsen, Hamburg und Oldenburg ausgesprochen wurde. Bis zur Aufhebung des Redeverbotes im Frühjahr 1927 lebte Hitler mit wenigen Unterbrechungen auf dem Obersalzberg. Er hatte das Haus „Wachenfeld" auf den Namen seiner verwitweten Halbschwester Angela Raubal gemietet. Ab 1928 führte sie ihm dort den Haushalt. Haus Wachenfeld war ein schön gelegenes, wenn auch bescheidenes Landhaus mit einem großen Wohnraum und einer Veranda im Erdgeschoß. Im Obergeschoß gab es drei Zimmer.

Hatte er in Landsberg den ersten Teil seines Buches *Mein Kampf* geschrieben, so nahm er sich den zweiten Teil auf dem Obersalzberg vor. Er schrieb ihn im sogenannten „Kampfhäusl", einer kleinen, mitten im Walde gelegenen Blockhütte, die später durch den Bombenangriff der Alliierten vom 25. April 1945 zerstört werden sollte. Sie hatte ehemals auch Dietrich Eckart als Wohnung gedient. Ihr Standort befand sich etwa hundert Meter oberhalb des von ihm bevorzugten Platterhofes.

Die Einnahmen aus dem Buch *Mein Kampf* hielten sich in der ersten Zeit in Grenzen. Am 10. Dezember 1926 erschien auch der auf dem Obersalzberg geschriebene zweite Band. Immerhin erlaubten Hitler die Einnahmen aus dem Verkauf des Buches den Kauf des Hauses Wachenfeld. Frau Bechstein unterstützte ihn dabei, Frau Winifred Wagner sorgte für die Ausstattung mit Wäsche und Porzellan. Darüber hinaus erwarb er für 26.000,– Mark einen sechssitzigen Mercedes-Kompressor, der auf späteren Wahlreisen Berühmtheit erlangen sollte.

In den zwanziger Jahren hatte der Obersalzberg für Hitler überwiegend als Zufluchts- und Erholungsort Bedeutung. Es gab aber auch Ausnahmen von dieser Regel. Im Sommer 1926 verbrachte Dr. Joseph Goebbels viele Wochen zusammen mit Hitler im Haus Wachenfeld. Goebbels, der sich eine Zeit lang wie ein Rivale Hitlers verhalten hatte, war inzwischen ganz auf dessen Linie eingeschwenkt. Nun sprachen die beiden in großem Einvernehmen über die Eroberung des roten Berlin. Von jenen Tagen an wuchs der Obersalzberg mehr und mehr in die Rolle des präsumtiven Regierungssitzes Hitlers hinein. Hier faßte er seine wichtigsten Entschlüsse, hier fanden die bedeutenden Begegnungen statt, vorerst die mit Parteimännern; später sollten es Staatsmänner sein.

Adolf Hitler und der Aufbau des Dritten Reiches 1933–1937

Der Regierungsantritt Hitlers am 30. Januar 1933 war das Ergebnis eines komplizierten politischen Taktierens zwischen Reichspräsident Paul von Hindenburg, Reichskanzler General von Schleicher, dem vormaligen Reichskanzler von Papen und Hitler. Letzterer siegte, obgleich er schlechtere Ausgangsbedingungen für Verhandlungen hatte, als einige Zeit zuvor. Hitler hatte bei der Reichstagswahl vom 6. November 1932 nur 33,1 Prozent der Stimmen anstatt 37 Prozent bei der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 errungen. Ein Rückschlag, dem weitere hätten folgen können. Die Kommunistische Partei Deutschlands unter Ernst Thälmann hatte sechs Millionen Wähler, das heißt 16,9 Prozent der Stimmen, für sich verbuchen können. Ein Zusammengehen mit demokratischen Parteien lehnte Ernst Thälmann ab. So mußte General Kurt v. Schleicher, der wie die Reichskanzler Heinrich Brüning (Zentrumspartei) und Franz v. Papen (eigentlich auch Zentrumspartei) mit Notverordnungen des Reichspräsidenten regierte, nach starken Verbündeten unter den machtvollen politischen Strömungen in der reichsdeutschen Bevölkerung suchen, während eine parlamentarische Mehrheit angesichts der Kräfteverhältnisse kaum gefunden werden konnte. Schleicher verhandelte mit den Gewerkschaften und mit Gregor Strasser vom linken Flügel der NSDAP über die Bildung einer „Querfront". Dies hatte zur Folge, daß Strasser aus der NSDAP ausgeschlossen wurde.

Franz von Papen, der Hindenburgs Vertrauen genoß, versuchte die NSDAP einzubinden und von Schleicher zu hintergehen,

denn letzterer hatte von Papen fallenlassen. Dadurch scheiterte Schleichers Notstandsplan, eine Regierung mit Hilfe der Reichswehr und unter Ausschaltung der Parteien zu bilden. Es folgte die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 auf parlamentarischem Wege, somit die „legale Machtergreifung". Von Papen wurde Vizekanzler.

Die Notverordnung „zum Schutze von Volk und Staat" wie auch die weitere Verordnung „gegen Verrat am deutschen Volk und hochverräterische Umtriebe", vor dem Hintergrund des Reichstagsbrandes vom 27. Februar 1933 beschlossen, gaben dem neu ernannten Reichskanzler die Macht, mit Hilfe von Sonderverordnungen zu regieren, was übrigens auch seine Vorgänger seit Jahren getan hatten.

Hitlers erste Tat nach seinem Regierungsantritt war die Anberaumung von Neuwahlen am 5. März 1933. Ausgestattet mit den Machtmitteln der Regierung und mittels einer beispiellosen Wahlkampagne hoffte er, die bisher stets verfehlte absolute Mehrheit bei Wahlen zu erreichen und damit der Kontrolle seiner „konservativen" Koalitionspartner zu entkommen.

Das Wahlergebnis versagte ihm jedoch diesen erstrebten Durchbruch. Mit 43,9 Prozent Stimmanteil war er immer noch auf die „schwarz-weiß-rote" Kampffront, welche von Franz von Papen und Alfred Hugenberg geführt wurde, angewiesen. Zentrum und SPD behaupteten sich. Der „Tag der nationalen Erneuerung", besser bekannt als „Tag von Potsdam", am 21. März 1933 mit dem feierlichen Staatsakt in der Garnisonkirche von Potsdam, gab Hitler vor allem im Volk den Segen durch Hindenburg. Das kurz darauf eingebrachte „Ermächtigungsgesetz" verlieh ihm nach dessen Annahme durch den Reichstag diktatorische Vollmacht. Zwei Drittel der Abgeordneten des Reichstages stimmten für das Gesetz. Nur die Sozialdemokraten stimmten dagegen. In den kommenden Monaten lösten sich die Parteien mit Ausnahme der NSDAP selbst auf oder wurden zur Auflösung gezwungen. Diese Abschaffung des parlamentarischen Ordnungsgefüges mit parlamentarischen Mitteln stieß bei den Deutschen auf keinen Widerstand und traf auf breite Zustimmung. Hitler verwirklichte anscheinend die Idee der Volksgemeinschaft unter der Devise „Ein Volk, ein Reich, ein Führer" so überwältigend, daß zum Beispiel

nach der Feier zum 1. Mai 1933 im Ostpark in Frankfurt am Main die Menschen singend und jubelnd die Straßen und Plätze bevölkerten und sich Wildfremde nach der gemeinsam angehörten Rede in die Arme fielen.

Damit verschaffte Hitler sich eine Art von „Ermächtigungsgesetz" suggestiver Art, dessen Auswirkung viel weiter ging als das vom Reichstag verabschiedete.

Die wirksamste Waffe zur Erlangung unumschränkter Macht war jedoch die Einlösung des einstigen Wahlversprechens, „für Arbeit und Brot" zu kämpfen. Denn die Voraussetzung der Absicherung einer nationalsozialistischen Regierung waren natürlich entsprechende Erfolge. Sechs Millionen arbeitslose Männer, und mit ihnen ihre Familien, für die sie verantwortlich waren, hatten gehungert. Nun ging ein Zauber durch das Land wie im Dornröschen-Märchen. Der Prinz hatte die Dornenhecke durchschritten, und plötzlich erwachte das Leben. Es wurde überall gearbeitet. Die toten Schornsteine fingen wieder an zu rauchen. Die Menschen, bisher ohne Hoffnung, ohne Zukunft, rieben sich die Augen vor Verwunderung. Deutschland schien zu erwachen.

Hitler hatte sein Versprechen eingelöst. In verblüffend kurzer Zeit überwand er die Massenarbeitslosigkeit. Er hat einmal selbstironisch gesagt: „Große Lügner sind auch große Zauberer."

Bereits 1934 wurde bei immer noch drei Millionen Arbeitslosen ein Mangel an Facharbeitern festgestellt. 1936 war die Vollbeschäftigung erreicht.

Kaum erkannte Hitler die ersten Erfolge seiner wirtschaftlichen Maßnahmen, und kaum wußte er sich seiner innenpolitischen Machtfülle sicher, begann er bereits, außenpolitisch aktiv zu werden. Ein geplanter Viermächtepakt zwischen England, Frankreich, Deutschland und Italien machte im Sommer 1933 den Anfang. Er wurde zwar am 15. Juli unterzeichnet, aber nie ratifiziert.

Dann folgte die Verlängerung des Berliner Vertrages mit Rußland, dies war ein am 24. April 1926 von Stresemann mit Rußland abgeschlossener Neutralitäts- und Nichtangriffspakt. Die Konkordatsverhandlungen mit dem Vatikan wurden im Juli 1933 abgeschlossen. Mit ihnen versuchte Hitler das Verhältnis zwischen dem Reich und der katholischen Kirche in einvernehmlicher Weise zu gestalten.

Die wichtigste Entscheidung seines Debüts auf der außenpolitischen Bühne hatte mit der seit Anfang 1932 in Genf tagenden Abrüstungskonferenz zu tun. Das Deutsche Reich verlangte als Partner dieser Konferenz die Gleichberechtigung in Rüstungsfragen. Die ehemaligen Alliierten stimmten zunächst zu, wobei aber Frankreich durch den Vorbehalt einer vierjährigen deutschen Bewährungsfrist die Verhandlungen zum Scheitern brachte. Mit anderen Worten: Die Gleichberechtigung sollte dem Reich entgegen aller seit Jahren bestehenden engen Bündnisse weiter vorenthalten werden. Hitler reagierte mit dem Austritt aus dem Völkerbund und verließ die Konferenz. Kaum hatte er mit diesen ersten Zügen seine Kontrahenten in Zugzwang versetzt, wartete er mit der nächsten Überraschung auf. Er beraumte eine weitere Reichstagswahl – ohne Parteienvielfalt – zum 12. November 1933 an und bekam diesmal die plebiszitäre Zustimmung zu seinen ersten Regierungsmaßnahmen. 92,2 Prozent der abgegebenen Stimmen unterstützten die NSDAP-Einheitsliste und damit seine Politik.

Der wichtigste diplomatische Schachzug gelang ihm jedoch, als er am 26. Januar 1934 einen zehnjährigen Nichtangriffspakt mit dem Polen des Marschalls Jożef Pilsudski abschloß. Die Alliierten des Ersten Weltkrieges hatten fest darauf vertraut, daß die Gebietsabtretungen Deutschlands an Polen einen Dauerkonflikt Deutschland–Polen garantierten. Diese Rechnung stimmte auf einmal nicht mehr.

Die außenpolitischen Erfolge Hitlers gingen mit solchen persönlicher Art einher, die ihm auf dem diplomatischen Parkett zufielen. Anthony Eden wie auch John Simon, beide zeitweilig britische Außenminister, Simon dann noch Innen- und Finanzminister, Benito Mussolini wie auch der französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet, ja selbst der britische Geschichtsphilosoph und Diplomat Arnold Toynbee, bescheinigten ihrem Gesprächspartner Hitler, daß er aufgeschlossen, höflich und geistesgegenwärtig seinen Standpunkt vertreten habe, bestens informiert nicht ein einziges Mal einen Experten zu Rate ziehen mußte und nicht selten mit Liebenswürdigkeit seinen Gesprächspartner zu gewinnen wußte.

Der „Führerstaat“ hatte die Weimarer Demokratie abgelöst, scheinbar ohne daß deren Spielregeln verletzt worden wären. Lediglich die Reichswehr, formal dem Reichspräsidenten, also Hindenburg unterstellt, war in Hitlers Führung noch nicht eingebunden. Sie wirkte in ihren eigenen Befehlsstrukturen und hätte unter einem vitaleren Reichspräsidenten für Hitlers Regierung eine Gefahr bilden können. Ernst Röhm, der Stabschef der SA, strebte an, die Reichswehr der SA einzuverleiben. Hitler fürchtete, daß hier auf Dauer eine zweite, außer Kontrolle geratende Macht im Staate entstehen könnte. Röhm wurde deutlicher. In einer Denkschrift erklärte er, daß die Landesverteidigung eine Domäne der SA sei. Er ließ SA-Wachen bewaffnen und machte in seiner Denkschrift klar, daß der Reichswehr in Zukunft nur noch die Aufgabe der militärischen Ausbildung verbleibe. Hitler aber setzte auf die Reichswehr. Damit machte er sich die Konservativen erneut zum Bundesgenossen. Röhm ließ indes die Parole „zweite Revolution“ umlaufen. Ein Wortwechsel zwischen Röhm und Hitler in Berlin brachte nicht das erstrebte Einlenken des Stabschefs der SA. Ob Röhm tatsächlich einen Putsch, ja eine „zweite, soziale Revolution“ gegen Hitler geplant hatte, ist nicht sicher. Mit Sicherheit stellte er mit seiner SA Hitlers Anspruch auf alleinige Befehlsgewalt in Frage. Zudem war Röhm durch seine offen gelebte Homosexualität und seinen protzigen Lebenswandel untragbar geworden.

Am 30. Juni 1934 war es soweit. Blitzartig griff Hitler zu. Röhm und einige SA-Führer wurden unter persönlichem Einsatz Hitlers in Bad Wiessee verhaftet. Am 1. Juli 1934 wurde Röhm erschossen.

Mit dieser Maßnahme hatte Hitler die Reichswehr als einzigen Waffenträger anerkannt. Die SA war als nicht mehr gebrauchte „Revolutionsarmee“ machtpolitisch zur Bedeutungslosigkeit verurteilt worden. Der Oberste Befehlshaber der Reichswehr, Reichspräsident von Hindenburg, telegraphierte dann auch an Hitler: „Sie haben das deutsche Volk aus einer schweren Gefahr errettet.“

Nun war die Reichswehr stärker in den Machtbereich Hitlers eingebunden worden. Diese Einbindung hielt bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Am 20. Juli 1934 wurde die SS aus dem Abhängigkeitsverhältnis zur SA herausgenommen und Hitler direkt unterstellt. Sie er-

hielt die Berechtigung, bewaffnete Streitkräfte zunächst in Stärke einer Division aufzustellen, womit erneut eine Tendenz zur Aufstellung einer parallelen Streitkraft entstand, wie sie bei der SA schon einmal bestanden hatte. Die spätere Waffen-SS – in den folgenden Jahren „SS-Verfügungstruppe" genannt – war somit im Ansatz gegründet. Die nicht waffentragende Allgemeine SS behielt ihre politische Aufgabe, die sich deutlich von der rein militärischen Aufgabe der Waffen-SS unterschied. Neben der SA schuf die selbständig gewordene Allgemeine SS zusätzlichen Befehlswirrwarr. In dieser Parallelentwicklung der Kräfte war der Waffen-SS vermutlich auch im Verlauf des Krieges eine Aufgabe als zukünftiger Kernstock einer „Nationalen Volksarmee" zugedacht.

Es bleibt jedoch eine Tatsache, daß die Waffen-SS bis zum Kriegsende operativ stets der Wehrmacht unterstellt blieb und kaum in Konkurrenz zu ihr trat, sondern insgesamt ihre Kräfte verstärkte. Sie genoß den Ruf, eine Elite darzustellen. Diesen Ruf hat sie teuer bezahlen müssen. Etwa eine Viertelmillion Mann ihrer Gesamtstärke von 910.000 Mann gegen Kriegsende fanden im Zweiten Weltkrieg den Soldatentod.

Nach Beendigung der Röhm-Affäre hatte Hitler dreierlei erreicht. Die konservativ-preußisch geprägte Reichswehr war auf ihn eingeschworen worden, die undisziplinierten Kräfte der SA waren gebrochen worden, und allen Beteiligten war deutlich gemacht worden, daß ein Aufbegehren gegen Hitler nicht geduldet wurde.

Am 2. August 1934 starb Hindenburg. Die Voraussetzungen für die Übernahme des Reichspräsidentenamtes durch Hitler waren damit gegeben. Hitler legte seinem Kabinett einen Gesetzentwurf über die Vereinigung des Reichspräsidentenamtes mit dem des Reichskanzlers vor. Diese im vorhinein vollzogene Maßnahme wurde später durch eine Volksabstimmung bestätigt, die allerdings nur 84,65 Prozent Ja-Stimmen erbrachte. Eine gewisse Ernüchterung war im Volke eingetreten, wie ein Vergleich mit dem Ergbnis der Volksabstimmung vom 12. November 1933 zeigt; damals bekam Hitler 92,2 Prozent Ja-Stimmen. Ob der Röhm-Putsch die Menschen nachdenklich gestimmt hatte? Aber nun gab es kein Zurück mehr.

Während dieser Zeit innenpolitischer Auseinandersetzungen bewegte Hitler sich außenpolitisch auf leisen Sohlen. Die Saarabstimmung brachte ihm einen großen Erfolg, ohne daß er sich allzusehr um diesen bemühen mußte. Eine überwältigende Mehrheit der Saarländer stimmte nach jahrelangen schweren Bedrükkungen durch die Franzosen konsequenterweise für die Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reich. Dies war eine logische Folge der politischen Umstände, besonders des ungeheuerlichen Verhaltens der Sieger von 1918, die entgegen allen Beteuerungen weder einen Kampf für das Selbstbestimmungsrecht der Völker noch einen für das Nationalitätsprinzip geführt und auch den Vertrag über den Waffenstillstand von 1918 gebrochen hatten.

Hitlers außenpolitisch vorsichtiges Vorgehen zeigt sich daran, daß ihm der Tod des österreichischen Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß im Juli 1934 – Dollfuß war versehentlich von einem österreichischen Nationalsozialisten angeschossen worden und verstorben – ganz und gar nicht ins Konzept paßte. Er schickte den Katholiken Franz von Papen, den Weimarer Reichskanzler, als Gesandten nach Wien, damit dieser die Wogen glätte. Diese Zurückhaltung beschwichtigte Hitlers Gegenspieler.

Die Verhandlungen über ein Flottenabkommen mit England waren in Gang gekommen. Zuvor veröffentlichte England ein Weißbuch über die nach dem Versailler Diktat vertragswidrige Wiederaufrüstung Deutschlands. Doch ließ Hitler sich nicht beirren und verkündete am 16. März 1935 die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die neue Wehrmacht, so hieß von nun an die Reichswehr, sollte eine Friedensstärke von 36 Divisionen oder 550.000 Mann haben. England ließ sich über die Stärke der inzwischen erreichten deutschen Wiederaufrüstung, insbesondere über die der deutschen Luftwaffe, bluffen. Obwohl es damit Frankreich brüskierte, brach England teilweise aus der gemeinsamen Front der früheren deutschen Kriegsgegner aus und unterzeichnete das von Hitler vorgeschlagene Flottenabkommen. Mit diesem diplomatischen Erfolg hatte der Versailler Vertrag an Wirksamkeit eingebüßt. Allerdings hatte Großbritannien längerfristige Ziele, die sich letztlich nur verwirklichen ließen, wenn das Deutsche Reich keine allzu große Macht erlangte. Insbesondere konnte keine Rede von einer allgemein akzeptierten Aufhebung der das Deutsche

Reich diskriminierenden Bestimmungen des Versailler Diktates sein. Die sogenannte „Appeasement-Politik“ (Politik der Beschwichtigung) hatte dabei vor allem auch den Zweck, die Zeit zu schaffen, um das Reich rüstungspolitisch verteidigungsbereit zu machen.

Im Zuge des Flottenabkommens akzeptierte Großbritannien ein Kräfteverhältnis von 35 (Deutsches Reich) zu 100 (Großbritannien) bei der Flottenstärke der beiden Länder. Das Flottenabkommen wurde am 18. Juni 1935 unterzeichnet, jenem Jahrestag, an welchem 120 Jahre zuvor Briten und Preußen bei Waterloo die Franzosen besiegt hatten. Dieser außenpolitische Erfolg ließ aufhorchen.

Die Verletzung der Bündnistreue nahm Frankreich den Engländern übel. Dies war eine günstige Gelegenheit für die Italiener, die Uneinigkeit der beiden auszunutzen. Italien hatte versucht, Abessinien, ein afrikanisches Land, in sein Kolonialreich einzuverleiben und war dabei auf den heftigen Widerstand der Einheimischen gestoßen. Es brauchte nun politischen Rückhalt in Europa. Hitler verhielt sich zunächst neutral. Dann aber, die Spannung zwischen England und Frankreich bedenkend, entschloß er sich nach längerem Zögern, Italien diplomatisch beizustehen. So gewann er nicht nur Sympathien beim italienischen Diktator Benito Mussolini, sondern er sorgte zusätzlich für anhaltenden Hader unter den europäischen Großmächten. Als Frankreich sich auch noch mit der immer mehr ihre Isolation durchbrechenden UdSSR verbünden wollte, wobei es um den Abschluß eines militärischen Beistandspaktes ging, war die Verwirrung im diplomatischen Ränkespiel der europäischen Mächte kaum mehr zu überbieten. Hitler erkannte die Gunst und die Notwendigkeiten der Stunde. Aufgrund des Paktes zwischen Frankreich und der UdSSR, der gegen die Bestimmungen des Locarno-Vertrages verstieß, besetzten am 7. März 1936 deutsche Truppen die gemäß des Locarno-Vertrages weiterhin entmilitarisierte Zone des Rheinlandes. Hitler verfügte damals erst über wenige, Frankreich hingegen im Kriegsfall über mindestens hundert Divisionen (Reserven eingerechnet). Wenn Frankreich mit militärischer Gewalt eingeschritten wäre, hätte Hitler mit Sicherheit eine Niederlage hinnehmen müssen. Aber im Westen rührte sich nichts, da Frank-

reich nicht zuletzt durch innenpolitische Verwerfungen immer mehr in einen Zustand politischer Schwäche abglitt, trotz seiner militärischen Stärke.

Hitlers Glaube, daß ihm fast alles gelingen müsse, war wieder einmal bestärkt worden. Von Erfolg zu Erfolg eilend, wagte er immer mehr. Indessen schickten sich auch Frankreich und Großbritannien an, in ihrer Außenpolitik beweglicher zu werden. Für eine sinnvolle politische Neuordnung des Verhältnisses zu Deutschland, mit der Möglichkeit einer, sei es auch nur begrenzten, Revision des Versailler Vertrages, hatten beide nach 1919 kaum oder gar nicht zur Verfügung gestanden. Alle wichtigen Revisionen kamen lediglich durch „Sachzwänge" zustande, die man keineswegs auf Dauer dulden wollte. Der Aufbau einer gemeinsam mit dem Deutschen Reich durchführbaren Friedensordnung in Europa war durch beide Mächte, insbesondere durch Frankreich, stets blockiert worden. Als sie mit dem deutschen Reichskanzler Heinrich Brüning (1930–32) einen ebenso sturen wie geschickten Verhandlungspartner vorgefunden hatten, konnten sich die Franzosen nur notdürftig zu einigen geringen Zugeständnissen durchringen. Erst durch die Aktionen Hitlers und bei Verhandlungen mit seinen versierten Beamten des Auswärtigen Amtes kam es dazu, daß die „Westmächte" von der Durchsetzung der Forderungen des Versailler Diktates, zum Beispiel bezüglich der Reparationen, Abstand nahmen. Doch auch dies war nur ein Zwischenspiel, allen Friedensbeteuerungen zum Trotz. Mittlerweile ging es bereits wieder verstärkt darum, sich auf zukünftige Auseinandersetzungen, vor allem auf solche mit Deutschland, in die womöglich auch die USA, die Sowjetunion und Japan eingreifen könnten, konkret vorzubereiten, nicht zuletzt durch verstärkte Rüstung. Das brauchte gewisse Zeit.

Benito Mussolini, der Führer des faschistischen Italien, der schließlich doch noch einen Erfolg in Abessinien hatte verbuchen können, wollte an Hitlers Erfolgen teilhaben. Am 1. November 1936 rief er die „Achse Rom–Berlin" aus, ein von ideologischer Verwandtschaft der beide Staaten geprägtes Bündnis, das machtpolitisch wenig überzeugend war. Die Verwirklichung des Traumes vom Bündnis mit England rückte für Hitler in weite Ferne; allerdings war dies durch die Zusammenarbeit mit Italien nur be-

dingt mitverursacht. Der im November 1936 abgeschlossene Antikominternvertrag zwischen Deutschland und Japan vermochte den Verlust natürlich nicht aufzuwiegen, der dadurch entstanden war, daß England sich den deutschen Bündnisangeboten widersetzte.

Hitlers Bemühungen, eine Zusammenkunft mit dem damaligen Premier Stanley Baldwin zustandezubringen, scheiterten ebenfalls trotz heftigen Werbens. Es ist denkbar, daß dabei Winston Churchill bereits im Spiele war. Churchill war längst zum machtpolitischen Mittelpunkt eines gegen das Deutsche Reich gerichteten Netzwerkes innerhalb der angelsächsischen Welt geworden, das aus den verschiedensten machtpolitischen und ideologischen Gründen zusammenhielt und immer mehr an Einfluß gewann.

Während im Ausland die Feinde des Reiches und die Gegner Hitlers ihre Kräfte mobilisierten, feierte in Deutschland das Volk Hitler und seine Erfolge. Alljährlich stattfindende Reichsparteitage in Nürnberg, Erntedankfeste in Bückeburg, Totenehrungen zum Jahrestag des 9. November 1923 waren die Gelegenheiten, bei denen dies geschah.

Wenn der Reichskanzler sprach, gab es nur wenige, die sich dem Zauber seiner Rede zu entziehen vermochten. Fast in jeder Rede erwähnte er die Vorsehung, die ihn berufen hätte, das Richtige für sein Volk zu tun.

Und es schien so, als tue er wirklich für sein Volk das Richtige. Dem Volke ging es nach langen Jahren des Hungers wieder gut.

Es kam noch eine andere Gelegenheit hinzu, Hitler als den in aller Welt anerkannten Staatsmann zu feiern: die XXI. Olympischen Sommerspiele in Berlin. Joachim Fest schreibt in seinem Buch *Hitler* hierzu: „Unter dem feierlichen Geläut der Olympiaglocke, inmitten von königlichen Hoheiten, Prinzen, Ministern und zahlreichen Ehrengästen, eröffnete Hitler am 1. August [1936] die Spiele. … Es paßte ins Bild einer versöhnten Welt, wie Hitler es darbot, daß einige der einrückenden Mannschaften, darunter insbesondere die soeben erst provozierten Franzosen, beim Vorbeimarsch an der Tribüne den Hitlergruß entboten, den sie später freilich, im Zeichen des nachgeholten Widerstands, gern als ‚Olympischen Gruß' deklarierten."[16]

Die Erfolge der Jahre 1936 und 1937 mußten in Hitler den Glauben bestärken, daß er alles wagen und nur gewinnen könne. Seine Generale und sein Außenminister Konstantin Freiherr von Neurath sahen dies anders. Als Hitler ihnen am 5. November 1937 seine Pläne hinsichtlich Österreichs und der Tschechoslowakei eröffnete, bekam er ihre Skepsis zu spüren. Hitler zog sich auf den Berghof zurück.

Der Obersalzberg 1933–1937

Hitler liebte die Berchtesgadener Landschaft. Ihre einzigartige Schönheit hat er mit Sicherheit genossen. Aber von einer romantischen Liebe Hitlers zum Obersalzberg kann keine Rede sein.

Es gab vielmehr sachliche Erwägungen, die Hitler bewogen haben, hier seinen festen Wohnsitz zu nehmen. In der Zeit vor seiner Kanzlerschaft war es die Nachbarschaft vermögender und einflußreicher Familien, die hier ihren Sommersitz hatten. Auch die nahe Residenz des abgedankten bayerischen Königshauses in Berchtesgaden bot gewisse Vorteile für seine politischen Pläne. Nicht minder wichtig erschien ihm während der sogenannten Kampfzeit die Nähe der deutsch-österreichischen Grenze. Hierbei dachte er auch an die Möglichkeit, im Falle eines Falles über die Grenze fliehen zu können.

Haus Wachenfeld, Hitlers Domizil auf dem Obersalzberg, blieb auch nach dessen Ernennung zum Reichskanzler das bescheidene, im Stile Berchtesgadener Landhäuser erbaute Haus, als welches es gebaut worden war. Wie bisher diente es als Zufluchtsort des politischen Kämpfers Hitler. Es hatte das Antlitz eines idyllischen Wochenendsitzes.

Zwar behielt Hitler seine Wohnung in München bei. Diese war aber nie etwas anderes als die Durchgangsstation auf dem Wege nach Berchtesgaden. Seit 1920 hatte sich der Revolutionär, Putschist und Volksredner hierher zurückgezogen, wenn draußen die Wogen der Erregung hochgingen. Hier hatte er seine Halbnichte

Geli Raubal kennengelernt, hier erwartete ihn eine Art familiärer Bindung.

Damit ist jedoch die Bedeutung des Obersalzberges für Hitlers Laufbahn nur angedeutet. Die Idylle des Erholungsortes Obersalzberg war für Hitler ein Rückzugsraum aus dem politischen Schlachtfeld. Hierher entschwand er, wenn er Urlaub machen, aber auch wenn er Staatsgäste jenseits der steifen Etikette treffen wollte, die die Berliner Neue Reichskanzlei abverlangte. Auf dem Obersalzberg wartete er die Entwicklung der Dinge ab, um dann zum richtigen Zeitpunkt wieder vorzustoßen, blitzschnell und unter Ausnutzung des Überraschungsmomentes. So war es nach dem Hitlerputsch 1923, so war es in der Zeit des Redeverbotes, so war es nach der verlorenen Reichstagswahl am 6. November 1932, so beim Röhm-Putsches, so bei der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht. Es ließen sich noch andere Beispiele anführen.

Nach seiner Ernennung zum Reichskanzler sah es für eine kurze Zeit so aus, als wolle die Reichskanzlei in Berlin dem Obersalzberg den Rang ablaufen. Hitler genoß den Reiz seiner neuen Aufgabe und regierte das Land wie vor ihm der Hohenzollernkaiser, von Berlin aus. Aber das änderte sich nach wenigen Wochen; vielleicht weil ihn die Routinearbeit und das damit verbundene tägliche Einerlei langweilte. Zu berücksichtigen ist auch, daß der Reichskanzler von seiner ganzen Prägung her Süddeutscher war. Aus Süddeutschland stammte er, dort hatte er auch sein ganzes bisheriges Leben verbracht. Hitler hing an seiner süddeutschen Heimat. Berlin muß ihm auch teilweise als zu hektisch und zu groß erschienen sein. Er brauchte die Ruhe in den Bergen seiner Heimat, um seine großen Entschlüsse reifen zu lassen.

Hier oben in tausend Metern Höhe blieb er allen allzu dienstbeflissenen Quälgeistern unerreichbar, konnte aber dennoch uneingeschränkt seinen Regierungsaufgaben nachgehen.

Einen weiteren Vorteil gestattete dieser Regierungssitz: Er bot bei aller Abgeschiedenheit dem Volk die Gelegenheit, mit seinem Kanzler in Kontakt zu kommen. Wer Hitler hautnah erleben wollte, machte sich auf den Weg zum Obersalzberg. Dort trat der „Volkskanzler" von Zeit zu Zeit vor die Tür, um begeisterten An-

hängern die Hand zu drücken und Kindern über das Haar zu streichen.

Das tägliche Defilé vor dem Haus Wachenfeld warf allerdings Sicherheitsprobleme auf. Eine Wachmannschaft mußte her. Auch gesundheitliche Probleme traten beim Reichskanzler auf, wenn er über lange Zeit den Vorbeimarsch seiner Anhänger abnahm. Hitler klagte, daß er an hellen Tagen dem prallen Sonnenschein ausgesetzt sei. Dies war für ihn besonders beschwerlich, da seine Augen, die durch seine Gasverletzung im Ersten Weltkrieg bleibend in Mitleidenschaft gezogen worden waren, das helle Sonnenlicht schlecht ertragen konnten. Martin Bormann, damals noch Sekretär des Stellvertreters des Führers in der NSDAP, Rudolf Heß, löste das Problem auf seine Weise. Wenige Tage später stand am gewünschten Ort eine mächtige, schattenspendende Linde, die er aus München hatte heranholen und in Windeseile einpflanzen lassen.

Damals wurden von geschäftstüchtigen Fotographen Postkarten mit der Ansicht des Hauses Wachenfeld verkauft. Darunter stand: „Das Häuschen des Volkskanzlers."

Im Laufe der Zeit wurde das Häuschen durch den Architekten Alois Degano Zug um Zug vergrößert. Es bekam eine Terrasse und Anbauten, damit es der ständig wachsenden Zahl von Gästen mit Gefolge gewachsen war. Rudolf Heß erhielt den Auftrag, mit den Nachbarn in Kaufverhandlungen einzutreten, um das Grundstück des Hauses Wachenfeld zu vergrößern. Das erweiterte Areal wurde umzäunt, Wachen zogen auf. Hitler richtete den Regierungssitz Obersalzberg ein.

Am 29. Juli 1933 sprach er vor den Reichs- und Gauleitern der NSDAP auf dem Obersalzberg. Die drangvolle Enge, in der diese Begegnung stattgefunden haben muß, bewies, daß trotz aller inzwischen vorgenommenen Erweiterungsbauten Haus Wachenfeld nicht ausreichte. Rudolf Heß wurde von der Aufgabe entbunden, den Regierungssitz zu vergrößern. Er war daran gescheitert, den Aufkauf umliegender Grundstücke zügig voranzutreiben. Dafür wurden ihm andere politische Aufgaben zugewiesen. An seiner Stelle beauftragte Hitler den ehrgeizigen Martin Bormann mit der Erschließung des Berghofes. Es ist kein Zufall, daß Bormann den Regierungssitz Obersalzberg baute und gleichzeitig zu einem der mächtigsten Männer nach Hitler aufstieg. Bor-

mann bekam eine Vollmacht für die Gesamtgestaltung des Berghofareals.

Inzwischen hatte es sich erwiesen, welche Bedeutung der Obersalzberg als Ort wichtiger politischer Beschlüsse für die nächsten Jahre haben sollte. Hier war eine Entscheidung von großer Tragweite gefallen. Ende Februar 1934 suchte der bis dahin unbekannte SA-Gruppenführer Viktor Lutze Hitler auf seinem Bergsitz auf und informierte ihn über aufrührerische Reden Röhms. Vom 23. bis zum 26. Juni 1934 verweilte Hitler auf dem Obersalzberg, um sein Losschlagen gegen Röhm zu überdenken. Am 30. Juni 1934 wurde Röhm verhaftet, um kurz darauf erschossen zu werden. Anschließend zog Hitler sich wieder ins Haus Wachenfeld zurück und wartete dort ab, bis sich die erste Erregung gelegt hatte.

Im Sommer 1935 entschloß Hitler sich, das bisherige Haus Wachenfeld in einen repräsentativen Regierungssitz zu verwandeln. Den Grundriß, die Schnitte und Ansichten des Neubaus entwarf er selbst.

Zur Vorbereitung dieses Bauvorhabens gehörte es, daß Bormann in kurzer Zeit zehn Quadratkilometer Land auf dem Obersalzberg aufkaufte. Es handelte sich überwiegend um Wald. Er erklärte es zum „Führergebiet", ließ es umzäunen und bewachen. Nun konnte die eigentliche Bautätigkeit beginnen.

Das Kernstück des neuen Regierungssitzes, Haus Wachenfeld, blieb erhalten. Es wurde renoviert und in den neuen, repräsentativen Bauteil einbezogen. Der neue Name „Berghof" besagte, daß das Haus Wachenfeld der Vergangenheit angehören sollte. Die Erinnerung an die einstige Zufluchtstätte Hitlers wurde zwar bewahrt, aber die neue repräsentative Aufgabe brauchte ein anderes Haus, das als Regierungssitz dienen konnte. Unter betonter Beibehaltung der privaten Atmosphäre sollte es großzügig und großartig gestaltet sein. Eine große Freitreppe wurde gebaut. Über diese gelangte man unter die Arkaden und dann zum Eingang und zum angebauten Flügel. Auf der davor gelegenen Terrasse empfing Hitler seine Gäste. Besonders geehrten Besuchern kam er auf der Freitreppe entgegen. Hinter der Eingangstüre öffnete sich der weiträumige Korridor mit seinem Kreuzgewölbe und seiner Säulenabstützung.

Hitler legte großen Wert darauf, daß der Bau mit gediegenen, aber nicht mit luxuriösen Baustoffen ausgestattet wurde. Höchste Anforderungen wurden allerdings an die handwerkliche Fertigkeit der Verarbeitenden gestellt. Vom Korridor aus gelangte man in die Große Halle, einen hallenartigen Raum mit einer massiven Kassettendecke. Die sparsame Ausstattung dieses Raumes mit nur wenigen Möbeln, einem Konzertflügel, einem großen Globus, erhöhte den Eindruck von Weiträumigkeit. Ein kostbarer Gobelin auf der Haus Wachenfeld-Seite schloß den Raum auch nach Westen harmonisch ab. Trotz dessen ungewöhnlicher Weite entstand eine gemütliche Atmosphäre. Daran konnten selbst die Ausmaße des berühmten großen Fensters nichts ändern (9 Meter breit und 3,60 Meter hoch). Es schloß die Große Halle nach Norden ab und gab den Blick auf den Untersberg und das Salzburger Land frei. Das große Fenster war versenkbar und stellte eine handwerkliche Meisterleistung dar. Die Größe des Fensters hatte nichts mit der Hitler fälschlich nachgesagten Gigantomanie zu tun, sondern sollte lediglich einen ungestörten Ausblick auf das Bergpanorama ermöglichen.

Des weiteren fehlte die meiste Zeit des Tages wegen der Lage des Raumes die direkte Sonneneinstrahlung, ohne ein großes Fenster wäre die Halle nur ungenügend beleuchtet gewesen.

Von der Großen Halle gab es einen gestuften Übergang zum ehemaligen Haus Wachenfeld. Dessen Veranda bildete den Ausgang zur Terrasse. Von ihr aus lag dem Besucher die einzigartige Schönheit des Berchtesgadener Landes zu Füßen.

Im Obergeschoß des Berghofes befand sich Hitlers Arbeitszimmer, dahinter sein Schlafzimmer, nochmals dahinter das von Eva Braun.

Ein eher spartanisch wirkender Speisesaal befand sich in einem Seitentrakt im Ostteil des Hauses. Es schlossen sich die Küche und die Wohnung für den Hausmeister an. Im Oberstock gab es noch Gästezimmer. Insgesamt hatte der Berghof 30 Räume. Bestes Baumaterial wurde verwendet: Marmor, Naturstein und edle Hölzer. Die Grundmauern jedoch bestanden aus Beton. Es gab bleigefaßte Fenster und kostbare Kachelöfen. Wertvolle Teppiche wurden nur sparsam verwendet.

An den Wänden hingen Bilder nach Hitlers Geschmack. Dazu gehörten Gemälde des Wieners Hans Makart, Anselm von Feuer-

bachs, Wilhelm Leibls, Franz Defreggers, Arnold Böcklins, ein Halbakt des Tizian-Schülers Paris Bordone, Bilder der italienischen Renaissance, eine große Farbskizze Giouanni Battista Tiepolos, aber auch Bilder Eduard Grützners mit ihren weinseligen Mönchen sowie Idyllen von Carl Spitzweg. Ein Bismarck-Porträt Franz von Lenbachs hing über der großen Kommode im Korridor. Hitler sah sich als Nachfolger und Vollender seines Werkes. In Hitlers Schlafzimmer hingen Bilder seiner Mutter und Geli Raubals. Der große flämische Gobelin in der Großen Halle konnte aufgerollt werden, um einer Kinovorführwand Platz zu machen. Hitler sah sich leidenschaftlich gern Filme an, manchmal zwei am Tag. Darunter ließ er sich auch solche vorführen, die nach einer Prüfung durch das Propagandaministerium als für das breite Publikum nicht geeignet beurteilt worden waren.

Der neue Berghof wurde am 8. Juli 1936 eingeweiht. Am selben Tag machte seine Halbschwester Angelika Raubal Eva Braun als Hausdame Platz. Das bedeutete aber nicht unbedingt, daß es eine ernstliche Trübung im Verhältnis der Halbgeschwister zueinander gegeben hätte.

Um den Regierungssitz arbeitsfähig zu gestalten, mußten die wichtigsten Funktionsträger des Reiches in Hitlers Nähe eine Bleibe finden. Außerdem mußten Unterbringungsmöglichkeiten für Staatsgäste geschaffen sowie eine Kaserne für die Bewachungstruppe (Wachkompanie) gebaut werden.

Einer der ersten Gefolgsleute, die sich in Berghofnähe ansiedelten, war Hermann Göring. Er baute sein Landhaus auf dem Ekkernbichl, der später „Göringhügel" genannt wurde. Es folgte Bormann, der sich das frühere Kursanatorium Seitz in ein stattliches Landhaus umbauen ließ. Es bot genügend Platz für seine große Familie mit elf Kindern und lag so günstig auf der Anhöhe über dem Berghof, daß der Hausherr die Vorgänge dort gut übersehen konnte. Als dritter im Bunde kam später noch Speer hinzu. Sein Landhaus errichtete er nahe der großen Straße, die über extreme Steilstrecken Berchtesgaden mit dem Obersalzberg verband. Der Ausbau dieser Straße hatte auch zum vordringlichen Bauprogramm Bormanns gehört.

Für die persönliche Sicherheit Hitlers haftete der Reichssicherheitsdienst. Er war im Haus „Zum Türken", wenige Meter vom

Berghof entfernt, untergebracht. Militärischer Schutz und soldatische Repräsentanz auf dem Obersalzberg oblagen der Wachkompanie. Sie wurde in Friedenszeiten von der Leibstandarte-SS „Adolf Hitler“ gestellt. Ihre Kaserne, die der Architekt Roderich Fick gebaut hatte, lag auf dem Gelände des ehemaligen Bodnerlehens. Vier Hauptgebäude umschlossen den nahezu quadratischen Innenhof, der zum Exerzieren genügend Raum bot. Außerdem gab es noch eine Exerzier- und Turnhalle, eine unterirdische Schießanlage, Werkstätten, einen holzgetäfelten Unterrichts- und Kinosaal. Das Wirtschaftsgebäude mit Mannschaftsspeiseraum und Offizierskasino schloß das Geviert des Innenhofes nach Osten ab.

Für die Qualität des verwendeten Materials spricht die Tatsache, daß der Kernholzfußboden der Exerzierhalle trotz ungehinderter Witterungseinflüsse – das Gebäude selbst wurde beim Bombenangriff vom 25. April 1945 zerstört – jahrzehntelang erhalten blieb.

Der Platterhof, ehemals – vor seiner Erweiterung – Pension „Moritz“ genannt, das Gästehaus „Hoher Göll“ und das Haus Bechstein, alle drei mit gediegener Innenausstattung, im Stil der Einrichtung des Berghofes angepaßt, dienten, wie auch das traditionsreiche Schloß Kleßheim bei Salzburg, der Unterbringung von Staatsbesuch und Gästen.

Schließlich baute der „Herrgott vom Obersalzberg“, wie Bormann oft ironisch genannt wurde, noch einen Gutshof, zu dem 200 Tagwerk Wiesen und Ackerland gehörten. Dort wurden Milchwirtschaft und Schweinezucht betrieben. Eine Apfelmosterei belieferte nicht nur den Berghof, sondern auch die nähere und weitere Umgebung. Später kam auch ein großes Gewächshaus hinzu, das den Berghof mit dem von Hitler bevorzugten Frischgemüse belieferte.

Mit der Einweihung des neuen Berghofes begann Hitler die Bühne der Macht, nämlich den Obersalzberg, erst richtig zu nutzen. Danach gibt es nur noch wenige politische Entscheidungen, vor allem solche außenpolitischer Natur, die nicht auf dem Obersalzberg gefallen wären.

Ein wichtiges Ereignis fand am 4. September 1936 statt. David Lloyd George, britischer Premierminister während des Ersten Weltkrieges, besuchte Hitler auf dem Berghof. Inzwischen war Lloyd George dafür eingetreten, daß die früheren Alliierten

Deutschland wieder auf die Beine helfen sollten, hatte allerdings in England längst an Einfluß verloren. Das Gespräch mit ihm war dennoch für die weitere Entwicklung der Ereignisse von großer Bedeutung. Er sagte Hitler, daß die Alliierten kurz vor dem Zusammenbruch gestanden hätten, als 1918 in Deutschland die Revolution ausbrach; eine Ansicht, die nur bedingt zutrifft, nämlich für die Zeit der großen deutschen Offensive des Jahres 1918, als England und mit ihm auch Frankreich sich mehrmals überlegten, in den Waffenstillstand einzutreten. Für die Zeit der Revolution, die Anfang November 1918 endgültig ausbrach, konnte von einem Zusammenbruch der Alliierten freilich keine Rede sein. Hitler vergaß jedoch diesen Ausspruch Lloyd Georges nie. Er trug bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges dazu bei, daß er an eine Wende des Kriegsgeschehens durch den Auseinanderfall des Bündnisses zwischen den Westalliierten und der UdSSR glaubte. Es galt, diesmal nicht wieder vorschnell zu kapitulieren.

Ein weiteres wichtiges Ereignis ist für den 4. November 1936 zu verzeichnen, als Kardinal Michael von Faulhaber, der enge Vertraute des späteren Papstes Pius XII., Hitler auf dem Berghof besuchte. Hier konnte der Katholik Hitler sein Verhältnis zu Rom nochmals verbessern.

Am 19. November 1937 kam der englische Außenminister Lord Halifax auf den Berghof. An diesem Tag begann endgültig die Auseinandersetzung Hitlers mit England.

Hitler regierte vom Obersalzberg aus. Bei wichtigen Entscheidungen zog er in der Regel den zuständigen Minister hinzu. Der mußte sich auf die Reise machen, von Berlin nach Berchtesgaden, mußte „unten" in Berchtesgaden auf seinen Termin warten, bis er auf dem Berg vorgelassen wurde. In Berlin bei der Kabinettssitzung hätte er Hitler, einem Führer als Primus inter pares, zusammen mit den Ministerkollegen gegenüber gesessen. Auf dem Obersalzberg nahm er Hitlers Entscheidungen entgegen. Einwände, die er vielleicht vorbrachte, wurden durch Hitlers schnelles Erfassen der Sachlage, durch seine legendäre Überzeugungskraft vom Tisch gewischt. Sachliche Argumente, die dem Minister dann vielleicht noch einfielen, wurden durch eine Überzahl von Gegenargumenten entkräftet, die Hitler kraft seines phänomenalen Gedächtnisses stets zur Hand hatte.

Wie weit die Eigenart seiner Regierungsweise vom Obersalzberg aus gehen konnte, zeigt zum Beispiel sein Aufenthalt im März 1935. Damals weilte Hitler im Haus Wachenfels, um unbeeinflußt von seinen Generalen Pläne zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht zu erstellen. Oder seine Anwesenheit im November 1937, als Hitler sich auf den Berghof zurückzog, um der Kritik seines Außenministers Konstantin von Neurath und der seiner Generale Werner Freiherr von Fritsch (Oberbefehlshaber des Heeres) und Ludwig Beck (Generalstabschef des Heeres) zu entgehen, die sich an Hitlers Planspielen zum Einmarsch in Österreich und in der Tschechoslowakei entzündet hatte.

Der „Regierungssitz" Obersalzberg wäre unvollständig beschrieben, wenn ein Name in diesem Zusammenhang keine Erwähnung fände: Eva Braun.

Sie, die Tochter eines Gewerbelehrers, war eine schöne Frau, sie war mittelgroß, hatte blaugraue Augen und blondes Haar. Mit ihrem frischen und natürlichen Wesen gewann sie sich viele Freunde, nur Bormann, der ihr die menschliche Nähe zu Hitler neidete, mochte sie nicht. Ab 1936 verwaltete sie als Beschließerin gewissenhaft das ihr anvertraute Hauswesen, den Berghof. An Versuchen, ihre offensichtlich unangreifbare Position zu schwächen, ließ es Bormann nicht fehlen. So kontrollierte er öfters die von ihr geführten Haushaltsbücher, mit dem Ergebnis, daß er jedesmal die Übereinstimmung von Einnahmen und Ausgaben bis auf den Pfennig genau bestätigen mußte. Dem Personal gegenüber war sie höflich und korrekt, auch kameradschaftlich, wenn es darum ging, ahnungslosen Angestellten Schutz vor den Intrigen Bormanns zu gewähren. Für Politik zeigte sie kein, für Kunst und Wissenschaft wenig Interesse. Dafür filmte sie gern, liebte Modisches, sportliche Betätigung und, da ihr Hitler die Erfüllung des Wunsches nach Kindern versagte, Tiere. Hitler hatte ihr zwei Scotch Terrier geschenkt, die sie Stasi und Negus nannte. Oft konnte man ihr auf den Waldwegen des Obersalzberges begegnen, wo sie die beiden putzigen Tiere spazieren führte. Bei solchen Gelegenheiten trug sie meistens Trachtenkostüme oder Mäntel. Hitlers Schäferhund Blondi vertrug sich nicht mit den Scotch Terriern. Deshalb wurde eine Vereinbarung getroffen. Beim Frühstück waren immer nur Negus und Stasi oder aber Blondi zuge-

gen. Hitler konnte die beiden „Scheuerbürsten", wie er sie nannte, nicht ausstehen; dafür war Blondi für Eva Braun eine „Kuh".

Überhaupt, Eva Braun benahm sich ihrem Liebsten gegenüber nicht immer sehr respektvoll. Sie rauchte, obgleich er Zigaretten verabscheute, sie tanzte, obgleich Hitler diese Hopserei ablehnte, sie ging regelmäßig mit seinem Wissen zur Kirche, obgleich – wer weiß, ob es da ein „obgleich" gab?

Da Eva Braun oft nur während Hitlers Anwesenheit auf dem Berghof wohnte, hatte er ihr in München ein zweigeschossiges Haus in der Wasserburgstraße 12 (heute Delpstraße) geschenkt. Dort konnte er sie aus Sicherheitsgründen nur selten und dann nur nachts besuchen.

Als die Frauen der Reichsminister Göring und Dr. Goebbels Eva Braun gesellschaftlich „schnitten", ließ Hitler Göring zu sich kommen und erklärte ihm ungefähr folgendes: Fräulein Braun sei mit ihren 25 Jahren zwar noch zu jung, um die „First Lady" des Deutschen Reiches zu sein. Sie sei jedoch die einzige Frau in seinem Leben. Er werde sie heiraten, wenn er sich eines Tages nach Linz in den Ruhestand zurückziehe. Er wünsche, daß Fräulein Braun respektiert werde.

Die Tischordnung und Speisenfolge an der offiziellen Führertafel – es gab daneben auch eine Tafel im privaten Kreis – bestimmte Hitler selbst: Die Küchenchefin auf dem Berghof, Margarete Mittelstrasser – sie war die Frau des Hausmeisters –, mußte mit ihren Vorschlägen persönlich erscheinen. Das Tischdekor bestimmte Eva Braun.

Hitler wünschte sich Suppen stets in vorgewärmten Tellern, biologisch gezüchtete Salate und Gemüse, diese kamen meist aus dem Gewächshaus Obersalzberg. Er selbst aß sehr mäßig, liebte aber bayerische Leberknödel. Als er aus Gründen selbstverordneter Diät auch auf die verzichten wollte, knallte ihm seine Münchner Wirtschafterin Frau Anny Winter den Suppentopf mit Leberknödeln mit den Worten auf den Tisch: „Die wird gegessen, basta!"

Hitler mied alkoholische Getränke. Am liebsten trank er Apfelsaft, der aus den biologisch angebauten Äpfeln des Gutshofes Obersalzberg gekeltert worden war.

Eva Braun erfüllte Hitlers Wünsche, soweit sie das konnte. Unmerklich bewachte sie seinen Tag und seine Nacht, seine Speisen

und Getränke. Sie kam, wenn er das wünschte, und sie ging, wenn es erforderlich war. Inoffiziell war sie die präsumtive Ehefrau, offiziell hielt sie sich im Hintergrund. Tatsächlich wurde ihr Name in der damaligen Öffentlichkeit noch nicht einmal gerüchteweise gehandelt.

„Tschapperl" nannte Hitler seine Lebensgefährtin Eva Braun zärtlich. Es gibt Fotos, die zeigen, wie er ihr charmant die Hand küßt. Rührend besorgt kümmerte er sich um ihr Wohlergehen; natürlich alles inoffiziell. Während des Zweiten Weltkrieges schrieb er ihr unendlich viele getippte Briefe. Mit der Hand schrieb er meistens ein paar Worte darunter. Während des Krieges durfte sie ihn nie im Führerhauptquartier besuchen, außer auf dem Berghof; und auch dies nur inoffiziell.

Adolf Hitler in den Jahren schwerer Entscheidungen 1938/39

Am 5. November 1937 hielt Hitler in einer Geheimkonferenz vor engstem Kreis einen vierstündigen Vortrag. Daran nahmen Außenminister Konstantin von Neurath, Kriegsminister Generalfeldmarschall Werner von Blomberg (Oberbefehlshaber der Wehrmacht), führende Militärs wie Werner Freiherr von Fritsch (Oberfehlshaber des Heeres), Erich Raeder (Oberbefehlshaber der Kriegsmarine) und Hermann Göring (Oberbefehlshaber der Luftwaffe) teil. Der Wehrmachtadjutant Oberst Friedrich Hoßbach fertigte fünf Tage danach hierüber eine Art Gedächtnisprotokoll, die sogenannte Hoßbachniederschrift, auch fälschlich als „Hoßbachprotokoll" bezeichnet.

Über den dokumentarischen Wert dieses Gedächtnisprotokolls sind die größten Zweifel geboten, zumal Hoßbach, der später noch Armeeoberbefehlshaber wurde, eher oppositionell eingestellt war und die Überlieferung der Niederschrift, in ihren unterschiedlichen, zum Teil gefälschten Fassungen, viele Fragen hinsichtlich der Authentizität aufwirft. Richtig ist, daß der Reichskanzler bei seinem Vortrag die Zuhörer über verstärkte Kriegsgefahr durch die Politik der ausländischen Mächte aufmerksam machte. Er forderte sie auch zu größeren Anstrengungen auf, das Reich verteidigungsbereit zu machen.

Anfang 1938 erschütterte die sogenannte Blomberg-Fritsch-Krise die Führung der Wehrmacht. Deren Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall von Blomberg, hatte eine ehemalige Prostituierte geheiratet, Hitler und Göring, die von der Vergangenheit der

Braut nichts wußten, traten sogar als Trauzeugen auf. Als die Vergangenheit der neuen Frau von Blomberg bekannt wurde und sich der Generalfeldmarschall weigerte, die Ehe auflösen zu lassen, mußte er zurücktreten. Zur selben Zeit wurde gegen den Oberbefehlshaber des Heeres, Werner Freiherr von Fritsch, der – wie sich später herausstellen sollte, fälschliche – Vorwurf erhoben, homosexuell zu sein.

Noch bevor sich die Haltlosigkeit des Vorwurfs gegen von Fritsch erwiesen hatte, wurde dieser am 4. Februar 1938 verabschiedet. Hitler übernahm neben dem juristisch dem Reichspräsidenten zustehenden Obersten Befehl auch den direkten Oberbefehl über die Wehrmacht. Um die große Enttäuschung Görings zu mildern, wurde dieser zum Feldmarschall befördert. Ein Trostpflaster. Weiterhin wurde folgendes geändert: Es gab keinen Kriegsminister mehr, dafür ein Oberkommando der Wehrmacht mit dem letztlich nur untergeordneten Chef, der als Stabschef, nicht aber als Oberbefehlshaber fungierte. Dies war General Keitel, der kurz danach zum Generaloberst befördert wurde. 16 Generale wurden pensioniert, 44 versetzt. Als Nachfolger von Fritschs wurde General von Brauchitsch eingesetzt.

Auch im politischen Bereich wurde ein Personalwechsel vorgenommen. Der Außenminister von Neurath bekam einen Nachfolger: Joachim von Ribbentrop. Der konservative Hjalmar Schacht, der Erneuerer des deutschen Finanzwesens von 1923 und Reichswirtschaftsminister, bekam Walter Funk als Nachfolger. Mit diesem Personalwechsel war der „Nachlaß" Hindenburgs, nämlich die konservative Komponente im Kabinett Hitler, entmachtet.

1938 nahm der Reichskanzler dann auch die Österreichfrage endgültig in Angriff. Die Zeit drängte, denn die Österreicher hungerten damals, 1938, wie einst 1933 die Reichsdeutschen. Hinzu kam, daß die Österreicher Deutsche waren und sich von alters her auch als solche fühlten. Die weiter bestehende, nun nicht mehr durch ein eigenes Reich kompensierte und nach der Katastrophe von 1866 im deutsch-österreichischen Zweibund von 1879 erträglich gemachte Abspaltung vom neuen deutschen Kernstaat war ihnen von den Siegern des Ersten Weltkrieges im Vertrag von St. Germain (10. September 1919) aufgezwungen worden. Was die Sieger von 1918 trotz ihrer heuchlerischen

Selbstbestimmungs- und Menschenrechtsparolen sonst noch verbrochen hatten, steht auf einem anderen Blatt und soll hier nicht weiter vertieft werden.

Nun aber, im Jahre 1938, gab es kein Halten mehr. Der Ruf „Heim ins Reich" war in Österreich unüberhörbar geworden. Diese Forderung wurde noch dadurch verstärkt, daß es im Reich „Arbeit und Brot" gab.

Der Nachfolger des ermordeten österreichischen Kanzlers Dollfuß, Kurt von Schuschnigg, der außer auf Italien auf die Hilfe der Großmächte Großbritannien und Frankreich gehofft hatte, sah sich vergebens nach Bundesgenossen um, sich der Forderung seiner Landsleute auf Vereinigung mit dem Reich zu erwehren.

Die Achse Berlin–Rom hatte Hitler nicht zuletzt deshalb nach langer Vorlaufzeit geschmiedet und am 25. Oktober 1936 vollendet, um die österreichische Regierung der italienischen Unterstützung zu berauben. Den Verzicht auf Südtirol mußte er dafür in Kauf nehmen.

Schließlich schlug der reichsdeutsche Botschafter in Wien, Franz von Papen, von Schuschnigg ein Zusammentreffen mit Hitler vor. Widerstrebend sagte er zu. Am 12. Februar 1938 schritt er die große Freitreppe des Berghofes empor.

Die Unterredung wurde von Hitler hart geführt; im Ton wie auch in der Sache. Schuschnigg blieb nichts übrig, als zu akzeptieren, was Hitler von ihm verlangte. Die österreichischen Nationalsozialisten erhielten Bewegungsspielraum. Der Gefolgsmann Hitlers, Dr. Arthur Seyß-Inquart, wurde in Wien Sicherheits- und Innenminister und schließlich auch kurzzeitig Bundeskanzler. Schuschnigg versuchte sich noch durch die Ankündigung einer offensichtlich leicht manipulierbaren Volksabstimmung an der Macht zu bleiben, was das Deutsche Reich keinesfalls mehr dulden wollte. Nun war der Dammbruch nicht mehr aufzuhalten. Hitler wurde nervös, als die Entscheidung vor der Tür stand. Er sondierte noch einmal durch Philipp Prinz von Hessen in Rom. Mussolini gab sein „placet". England tat desinteressiert, Frankreich hielt still, nachdem aus London keine Signale kamen und in Paris ohnehin wieder eine Regierungskrise herrschte. Hitler schätzte die Risiken aber immer noch hoch ein und konnte sich nicht entschließen.

Da drängte Göring Hitler energisch vorwärts. „Der Reichsmarschall ist in Krisenzeiten brutal und eiskalt“, sagte Hitler später einmal bewundernd.

Göring trieb die österreichischen Anhänger an. Sie gingen auf die Straße, drangen ins Bundeskanzleramt ein. Schuschnigg gab über den Rundfunk seinen Rücktritt bekannt. Am 12. März 1938 überschritt Hitler in Braunau am Inn, seiner Geburtsstadt, die Grenze. Vier Stunden später zog er in Linz ein, von jubelnden Menschenmassen begrüßt. Am nächsten Morgen legte er einen Kranz am Grabe seiner Eltern in Leonding nieder. Auf dem Heldenplatz in Wien erstattete er vor hunderttausenden begeisterten Menschen die „größte Vollzugsmeldung“ seines Lebens. Er meldete vor der Geschichte den Eintritt seiner Heimat in das Deutsche Reich. Hitlers Befürchtungen hatten sich als unbegründet erwiesen. Diplomatische Verwicklungen blieben aus. England schwieg, außer einem kleinen Protest. Vielleicht war dort die Angst vor dem bolschewistischen Rußland größer als die vor einem nationalsozialistischen Deutschland, vielleicht war auch das Bewußtsein der eigenen Versäumnisse der letzten zwanzig Jahre und der noch ungenügenden Kriegsrüstung zu groß. Frankreich schwieg. Mussolini war in Hitlers Lager übergewechselt. Der Völkerbund nahm das Ereignis in Mitteleuropa kaum zur Kenntnis.

Am größten muß das Erstaunen bei Hitler selbst gewesen sein. Alle Bedenken waren unbegründet, die ihn beinahe daran gehindert hätten, die Einheit der Deutschen zu verwirklichen.

Aber da gab es noch die Tschechoslowakei. Die neuen Grenzen des Deutschen Reiches umgriffen nun wie eine Zange dieses politische Gebilde, das mit dem Versailler Diktat entstanden war. Das alte Böhmen hatte jahrhundertelang innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation seine Kultur halbwegs bewahrt. Aber dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche siedelten geschlossen in den Randgebieten Böhmens und Mährens, meist in friedlicher Nachbarschaft zu den Tschechen, wenn auch seit den Hussitenkriegen und besonders im Dreißigjährigen Krieg immer wieder Konfliktpotential aufgehäuft worden war. Der tschechische Nationalismus, ebenso wie der deutsche ein geistiges Kind des 19. Jahrhunderts, stiftete Unruhe, da er sich schnell mit dem von Rußland dominierten Panslawismus verband. Die Tschechen

sahen mit Neid auf die tüchtigen und erfolgreichen Sudetendeutschen. Die Habsburgermonarchie konnte keine befriedigende und befriedende Lösung herbeiführen. Im Ersten Weltkrieg fiel die große Entscheidung. Mehr und mehr schlugen sich die Tschechen, nicht nur geflohene politische Führer, sondern auch gefangene und geflohene tschechische Truppen, auf die Seite der Alliierten. Es kam zu „Propagandafeldzügen" in den Ländern der Entente und in den USA. Auf seiten der Alliierten aufgestellte und im Kampf eingesetzte tschechische Verbände brachten den Haß in Österreich – zu dem ganz Böhmen damals gehörte – endgültig zum Kochen. Tschechische Soldaten, die 1918 trotz österreichischer Staatsbürgerschaft auf seiten der Alliierten kämpften, wurden bei ihrer Gefangennahme an der Südwestfront (Italienische Front) von österreichischen Soldaten wegen erwiesener Desertion oft sofort aufgehängt.

Ein Klima der Unduldsamkeit, trotz der behutsamen Nationalitätenpolitik der Verwaltung der österreichischen Reichshälfte seit Jahrzehnten in Österreich-Ungarn bekannt, setzte sich auch nach der Niederlage der Mittelmächte in den böhmischen, den mährischen und den österreichisch-schlesischen Ländern ungebrochen fort. Kaum war die deutsch-ungarisch dominierte k.u.k. Monarchie, die seit Jahrhunderten ungeachtet ihrer deutschen Vormacht viele Völker meist zu gemeinsamem Nutzen integriert hatte, von der Bildfläche der Geschichte verschwunden, entzündeten sich in allen Teilen mit gemischt-volklicher Bevölkerung schwerste Konflikte, die sich zum Teil noch mit Klassenkonflikten und ähnlichem überlappten.

Die neugegründete Tschechoslowakei propagierte sich offiziell als Staat, der allen Staatsbürgern gleiche Chancen und gleiche Rechte geben wollte, als eine „östliche Schweiz", doch wurden in der Praxis die Tschechen bevorzugt, während die den Tschechen verwandten Slowaken, vor allem aber die Deutschen, Ungarn, Ukrainer und Polen kaum Chancen zur korporativen Weiterentwicklung ihres Volkstums erhielten. Besonders durch die Maßnahmen des tschechischen Politikers Eduard Benesch stellten sich immer mehr Spannungen ein. Überall in der Tschechoslowakei wurde die Lage unerträglich, weshalb von verschiedenen Seiten Gedanken an Sezession auftauchten.

Scharfe tschechische Unterdrückungsmaßnahmen hatten die Stimmung mittlerweile aufgeheizt. Die Sudetendeutschen unter ihrem Führer Konrad Henlein ließen sich das nicht gefallen. So kam es, daß der Funke aus Österreich übersprang. Hitler erkannte erneut die Gunst der Stunde. Um sie zu nutzen, suchte er im Vorfeld wiederum Rückendeckung bei Mussolini. Vom 3. bis zum 9. Mai 1938 kam er mit Italiens Staatschef in Rom zusammen. Hitler zerstreute notgedrungen erneut alle italienischen Bedenken betreffs der Südtirolfrage und brachte die Zusicherung mit nach Hause, daß Mussolini ihm in der Sudetenfrage freie Hand gewähre.

Zunächst sah es so aus, als ob England und Frankreich den Fortgang der Geschehnisse untätig mitansehen wollten. Es kam anders. Die Tschechoslowakei verfügte eine Teilmobilmachung. Die Westmächte billigten diese Maßnahme, ebenso die Sowjetunion. Am 22. Mai 1938 berief Hitler seine politischen und militärischen Führungsstäbe auf den Berghof. Die neue Lage sollte mit ihnen abgestimmt werden.

Diese „Maikrise", wie sie in der internationalen Presse hieß, hatte Hitler zunächst in die Defensive gedrängt. Er zog sich auf den Berghof zurück. Dann aber ging er erneut zu einer diplomatischen Offensive über. Es gab außer der deutschen ja auch noch die ungarische und die polnische Volksgruppe – neben der slowakischen und der ukrainischen – auf tschechoslowakischem Staatsgebiet. Hitler stimmte sich mit Warschau und Budapest wegen dieser unterdrückten Volksgruppen ab, und zwar mit Erfolg. Dann setzte er Prag unter Druck, das seinerseits durch England zur Nachgiebigkeit angehalten wurde. Die Sudetendeutsche Partei unter Konrad Henlein stellte, als die Repressionen nicht enden wollten, ihre Loyalität zum Staat Tschechoslowakei in Frage. Selbst die im Vielvölkerstaat benachteiligten Slowaken meldeten ihre Ansprüche an. So trieb diese neue Krise einem Höhepunkt entgegen.

Der siebzigjährige englische Premier Neville Chamberlain, der bereits am 15. September 1938 zu einer Beratung auf dem Berghof eingetroffen war, kam zur Überraschung Hitlers am 22. September 1938 erneut nach Deutschland; diesmal nach Bad Godesberg. Er unterbreitete Hitler mit Billigung Frankreichs und der Tschechoslowakei den Vorschlag der Abtretung des Sudetenlandes an

das Deutsche Reich. Die Abtretungszustimmung Prags hatten England und Frankreich, die ja gerade erst zwanzig Jahre zuvor in Versailles die Gründung dieses Kunststaates erzwungen hatten, in einem Notenwechsel erzwungen.

Unter der Vermittlung Mussolinis wurde anschließend die Münchner Konferenz einberufen. Bei dieser wurde die Vereinigung des Sudetenlandes mit dem Reich gemäß dem Völkerrecht vertraglich festgelegt.

Die anschließend, wie im Vertrag festgelegt, in das Sudetenland einmarschierenden deutschen Truppen wurden von der deutschen Bevölkerung, die in dem Vielvölkerstaat unter zunehmender tschechischer Unterdrückung leiden mußte, als Befreier begrüßt.

Natürlich war die friedliche Vereinigung mit dem Sudetenland ein großer Erfolg für Hitler und das Deutsche Reich. Aber es mutet schon skurril an, daß das Münchner Abkommen heute als „Niederlage der Westmächte" bezeichnet wird und als Höhepunkt einer falschen Beschwichtigungspolitik gegenüber einem Diktator, der sich dadurch zu immer neuen „Agressionen" eingeladen fühlen mußte. Solche „Aggressoren" seien eben doch nur durch Waffengewalt aufzuhalten. Doch vieles spricht dafür, daß es genau umgekehrt war: Im Falle der Tschechoslowakei kamen Hitler die Verhandlungsangebote Englands durchaus ungelegen, denn die Vereinigung mit dem Sudetenland löste das grundsätzliche Problem des Feindstaates Tschechoslowakei nicht. Lieber wäre es Hitler gewesen, schon 1938 die Existenz dieses militärisch gut gerüsteten und mit Frankreich und der Sowjetunion gegen Deutschland verbündeten Kunststaates zu beenden und Böhmen wieder zum Bestandteil des Reiches zu machen. Deshalb blieb das Thema Prag auch nach dem Anschluß des Sudetenlandes auf der Tagesordnung.

Im Frühjahr 1939 war die chauvinistische Nationalitätenpolitik der Tschechen weiter eskaliert. Am 10. März setzte die tschechoslowakische Zentralregierung die slowakische Landesregierung ab und verhängte in mehreren Städten der Slowakei das Standrecht. Das slowakische Parlament stellte darauf eine Verletzung der Autonomie der Slowakei fest und erklärte am 14. März deren Unabhängigkeit. Damit war der in Versailles erfundene Staat Tschechoslowakei zerfallen.

Noch am selben Tag reiste der tschechoslowakische Staatspräsident Emil Hácha nach Berlin. Hitler legte ihm einen Vertrag zur Unterschrift vor, den dieser nach ausführlicher Erörterung der Lage durch Hitler am 15. März um vier Uhr früh unterschrieb. Dieser Vertrag beinhaltete die Zustimmung zum Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechei. Die Tschechei wurde zum Reichsprotektorat Böhmen und Mähren. Zwei Stunden nachdem der Vertrag unterzeichnet war, überschritten deutsche Truppen die tschechische Grenze.

Die Folge davon war eine nachhaltige Verstimmung der Westmächte. Der englische Botschafter Sir Nevile Henderson wurde aus Berlin zurückbeordert. Lord Halifax erklärte: „Prag war Hitlers letzter unblutiger Triumph. Das nächste Mal wird er Blut vergießen müssen."

Das Ereignis von Prag wird in der Geschichtsschreibung als der Kulminationspunkt in Hitlers Karriere angesehen. Das Problem war jedoch nicht hauptsächlich Prag, sondern die in England herrschende deutschfeindliche Stimmung.

Längst hatten auch der amerikanische Präsident Franklin Delano Roosevelt und der sowjetische Diktator Josef Stalin ihre Rolle in diesem politischen Spiel eingenommen. Stalin erhoffte sich einen Krieg zwischen den Staaten des Westens, in dem er der lachende Dritte sein würde, um dann einzugreifen und Europa mit seinen Soldatenmassen überrennen zu können. Roosevelt, der die USA endgültig in Weltmachtposition bringen wollte, aber von andersgearteten ideologischen Leidenschaften getrieben war, hatte im Deutschen Reich den alten Feind, eine „autoritäre und militaristische" Macht, wiederentdeckt, den „hostis generis humani", den Feind der Menschheit aus dem Ersten Weltkrieg. Obwohl durch den isolationistischen Kurs einiger seiner Landsleute und die Neutralität der USA vorerst noch in seinem Handeln behindert, tat er vieles, um eine internationale Front angeblich „demokratischer" Staaten gegen Hitler zustandezubringen und das große publizistische Netzwerk der Verständigungsgegner in England zu unterstützen.

Ähnlich wie in Großbritannien und im Deutschen Reich, die unter den Nachwirkungen der schweren Kriegsverluste des Ersten Weltkrieges litten, stand auch in den USA die Masse der Bevölke-

rung – die „einfachen Leute" – jeder kriegerischen Verwicklung ablehnend gegenüber. Doch überall verwandelte sich die „Öffentliche Meinung" zur „Veröffentlichten Meinung" einer politisierten und politisch abhängigen Journalistenkaste, die sich bemühte, die kriegsmüde Stimmung der Bevölkerung zu ändern.

„History will judge the Press generally to have been the principal cause of the war." Kein deutscher Politiker, sondern vielmehr einer der klügsten Beobachter und Mitgestalter des politischen Geschehens war es, der diese treffsicheren Worte fand: Der britische Botschafter in Berlin, Sir Nevile Henderson teilte seine Ansicht zu einem Zeitpunkt mit, als er selbst noch um Erhaltung des Friedens rang, zwei Wochen vor Kriegsbeginn.[17]

Trotz steigender Kriegsgefahr war Hitler nicht bereit, auf die Durchsetzung seiner außenpolitischen Forderungen zu verzichten, wenn diese ihm gerecht erschienen. Als nächstes stand die Frage nach dem Status des Memellandes an. Dieser mehrheitlich deutsche Gebietsstreifen im Norden Ostpreußens war 1920 völkerrechtswidrig vom Deutschen Reich abgetrennt und 1923 von Litauen annektiert worden. Dieser Akt wurde 1939 rückgängig gemacht: Die litauische Regierung gab das Memelland mit Vertrag vom 22. März an Deutschland zurück. Einen Tag später, am 23. März 1939, traf Hitler an Bord des Panzerkreuzers „Deutschland" in Memel ein und wurde von der Bevölkerung mit Beifallsstürmen begrüßt und gefeiert.

Spätestens jetzt kamen in England jene Kräfte zum Zuge, die es auf einen Krieg gegen Deutschland ankommen ließen. So besehen, waren die nun zwischen Polen und Deutschland einsetzenden Verhandlungen der willkommene Anlaß, Hitler zu zwingen: entweder in allen Fragen einzulenken oder aber Krieg führen zu müssen.

Es ging um Danzig, eine unbestritten deutsche Stadt. Und wieder ging es um die Revision eines Unrechtsaktes des Versailler Diktats, denn durch dieses Vertragswerk war die Stadt aus dem deutschen Staatsgebiet herausgerissen worden. Als unabdingbare Notwendigkeit erwies sich des weiteren, einen Korridor Deutschlands, das heißt eine exterritoriale Auto- und Eisenbahnverbindung, durch den sogenannten „polnischen Korridor", genauer gesagt durch die annektierten Teile der ehemaligen, mehrheitlich

deutsch besiedelten Provinz Westpreußen, als Zugang zu Ostpreußen zu fordern. Es ging aber auf der Gegenseite auch um Hegemoniebestrebungen Polens, die darauf hinausliefen, den Traum vom Großpolnischen Reich, wie es sich einstmals bis in die Ukraine erstreckt hatte, zu verwirklichen. Unter polnische Herrschaft wurden nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur viele Weißrussen und Ukrainer gebracht, sondern auch viele Deutsche, die allerdings ab 1920 durch harte Unterdrückungsmaßnahmen in ziemlich großem Maße aus ihre Heimat Westpreußen, Ostpreußen, Posen verließen („Kalte Vertreibung"). War nach 1934 scheinbar eine gewisse Entspannung eingetreten, so hatte sich inzwischen wieder eine Pogromstimmung in Polen ausgebreitet, die zunehmend zu offenem Terror gegen die deutsche Volksgruppe führte.

Am 26. März 1939 lehnte Polen den deutschen Vorschlag ab, Danzig an das Reich zurückzugeben, eine exterritoriale Eisenbahn durch Westpreußen zu gewähren und eine langfristige Garantie der deutsch-polnischen Grenze zu akzeptieren. Vor allem aber ging es nun um den Willen der britischen Führung, weitere außenpolitische Erfolge Hitlers zu verhindern.

Während das Kräftemessen zwischen Polen und Deutschland noch im vollen Gange war, baute England daher plötzlich ein Schnappschloß ein, das einem weiteren Drehen der ostmitteleuropäischen Tür um die Danziger Angel ein Ende setzte.

Am 31. März 1939 gab Chamberlain – auf Druck der verschiedensten Netzwerke, angefangen von den schärfsten britischen Imperialisten über die Kommunisten bis hin zu den der „Collective Security" verpflichteten Anhängern der Labour Party, die letztlich alle in Churchill ihre vorläufige Schnittstelle fanden –, eine Beistandserklärung für Polen ab, die Großbritannien verpflichtete, mit allen Mitteln sofort einzugreifen, falls die „polnische Unabhängigkeit" bedroht würde.

Nun ging es nicht mehr um Danzig und nicht mehr um den „Korridor" durch den „polnischen Korridor". Jetzt ging es sich um Krieg oder Frieden in Europa.

Für Hitler war diese Beistandserklärung das Aus in seinem außenpolitischen Bewegungsspielraum. Sein Konzept – England ist Herr der Meere, Deutschland vereinigt als führende Kontinentalmacht alle Deutschen in einem „Großdeutschen Reich" in

Mitteleuropa, wie er es durch den deutsch-englischen Flottenvertrag einleiten wollte – war gescheitert. In dieser verzweifelten Situation wandte Hitler sich dem ideologischen Hauptfeind, der Sowjetunion zu. Die Fäden waren schnell geknüpft. Angesichts dieser entscheidenden Wendung war der am 22. Mai 1939 mit Italien abgeschlossene Stahlpakt nur noch von untergeordneter Bedeutung.

Der Nervenkrieg mit Polen steigerte sich. Warschau gab nicht nach, wußte es doch England und Frankreich hinter sich. Hitler drohte immer deutlicher, während sich gleichzeitig der polnische Terror gegenüber der deutschen Volksgruppe intensivierte. Carl Jakob Burckhardt, der Danziger Völkerbundskommissar, kam am 11. August 1939 auf den Berghof, um sich Hitlers Argumente anzuhören. Einen Tag später traf der italienische Außenminister Graf Ciano dort ein. Am selben Tag versuchte eine englisch-französische Delegation nochmals, in Moskau das Blatt zu wenden und die UdSSR zu einem Bündnis mit den Westmächten zu bewegen. Doch Stalin wollte keine Einkreisung Hitlers, sondern wünschte sich ganz im Gegenteil einen außenpolitisch und womöglich militärisch aktiven Hitler, damit endlich der ersehnte Krieg zwischen den Westmächten ausbrechen würde.

Am 21. August 1939 gab Moskau das von Hitler sehnlich erwartete Zeichen. Der deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop wurde am 23. August in Moskau erwartet. So kam es zwischen der Sowjetunion und Deutschland zur Unterzeichnung eines Nichtangriffspaktes, dem ein geheimes Zusatzprotokoll angehängt war. Darin wurden die Interessensphären beider Staaten in Osteuropa zwischen den beiden Vertragspartnern definiert. Die Linie dazwischen verlief entlang den Flüssen Narew, Weichsel und San.

Noch bevor der Pakt mit Rußland unterzeichnet worden war, hielt Hitler am 22. August 1939 auf dem Obersalzberg eine Ansprache vor seinen militärischen Befehlshabern, deren genauer Wortlaut nicht bekannt ist. Sicher ist jedoch, daß es sich um eine Einstimmung auf alle Eventualitäten, einschließlich eines möglichen Krieges mit Polen handelte.

Am 1. September 1939 brachen die Feindseligkeiten zwischen Polen und Deutschland aus. Hitler formulierte im Reichstag den

unvergessenen Satz: „Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen.“ Postwendend erklärten Großbritannien und Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg.

Auch wenn es von verschiedenen Seiten Versuche gab, in letzter Minute den Frieden zu retten, so waren die kriegstreiberischen Kräfte doch stärker gewesen, als jene, die den Frieden zu erhalten suchten. Verkalkuliert hatten sich viele, nicht aber die UdSSR, nicht die Roosevelt-Administration in den USA und nicht jene britischen Netzwerke, die von Churchill virtuos geleitet wurden. Sie hatten ihr Ziel erreicht. Sowjetrußland stand zunächst wie unbeteiligt beiseite und wartete auf seine Beute, dann marschierte auch die Rote Armee am 17. September 1939 in Polen ein und nahm sich einen Gutteil des polnischen Staatsgebietes. Aber die jetzt aufgrund der Beistandserklärung für Polen zwangsläufige Kriegserklärung Großbritanniens und Frankreichs gegen die Sowjetunion blieb aus. Polen war nur ein Bauernopfer, der zur Vernichtung ausersehene Feind hieß Deutschland.

Hitler, der sicher auch eine Mitschuld am Kriegsausbruch hatte – wie groß man diese auch immer veranschlagen mag –, strebte im Grunde keinen Krieg an; vor allem keinen Krieg gegen England.

Ribbentrops Chefdolmetscher Dr. Paul Schmidt schildert die Szene, als Hitler in den Morgenstunden des 3. September 1939 das englische Ultimatum überbracht wird, so: Es geschah in Hitlers Berliner Amtszimmer. Anwesend war der Reichsaußenminister von Ribbentrop. Da heißt es in Schmidts nicht viel später verfaßtem Bericht unter anderem: „Wie versteinert saß Hitler da und blickte vor sich hin. Er war nicht fassungslos, wie es später behauptet wurde; er tobte auch nicht, wie es andere wissen wollten. Er saß völlig still und regungslos an seinem Platz. Nach einer Weile, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, wandte er sich Ribbentrop zu, der wie erstarrt am Fenster stehengeblieben war.

Was nun? fragte Hitler seinen Außenminister mit einem wütenden Blick in den Augen, als wolle er zum Ausdruck bringen, daß ihn Ribbentrop über die Reaktion der Engländer falsch informiert habe.“

Hitlers Bluff war aufgeflogen. Bei Kriegsbeginn standen ihm nur 102 Divisionen und Materialreserven zur Kriegsführung für vier Monate zur Verfügung. Es war nicht nur Wut über Ribbentrop;

dessen Fähigkeiten hatte er nie allzu hoch eingeschätzt. Hitler wollte keinen Krieg. Falls er einen gewollt hat, so mit Sicherheit nicht den gegen England.

Nun stand unversehens die halbe Welt gegen ihn. Australien, Indien, Neuseeland und Frankreich erklärten ihm zusammen mit England den Krieg. Südafrika und Kanada folgten. Und was war mit der UdSSR? Das ließ sich noch nicht übersehen. Doch konnte der Fall eintreten, daß sie sich im geeigneten Augenblick der gegnerischen Allianz anschließen würde. Ebenso konnte dies bei den USA der Fall sein, sowie vielen anderen Staaten. Nur Japan war eine Ausnahme. Das Wort Einkreisung ist zu schwach, um den Grad einer solchen Unterlegenheit zu kennzeichnen.

Aber ein Zurück gab es nicht. Zu schnell hatte Hitler seinen Gegnern zu viele diplomatische Siege abgetrotzt. Hitler wußte, daß dieser Krieg leicht verlorengehen konnte, es sei denn, es geschähe ein „Wunder". Viele Blitzsiege zu erlangen, und diese möglichst sofort, damit die vielen Gegner erst gar nicht dazu kämen, ihre unerschöpflichen Ressourcen zu mobilisieren, das wäre ein solches „Wunder" gewesen. Es ist nicht bekannt, ob Hitler selbst an dieses „Wunder" geglaubt hat. Viele seiner engsten Berater bezweifeln das. Auf jeden Fall bleibt festzuhalten: Dieses „Wunder" trat ein. Am Anfang des Krieges eilte die Wehrmacht von Sieg zu Sieg.

Polen war in achtzehn Tagen niedergerungen. Am 18. September 1939 begegneten sich deutsche und sowjetische Truppen in Brest-Litowsk. Das deutsch-sowjetische Bündnis wurde bekräftigt.

Warschau war in deutscher Hand. Zur Feier des Triumphes ordnete Hitler Glockenläuten an. Trotz des Erfolges war die Situation kritisch. Der Krieg gegen England war gleichbedeutend mit einem Krieg gegen die westliche Welt, vorläufig fand dieser Krieg noch ohne die USA statt. Trotz des Erfolges in Polen brach in Deutschland keine Kriegsbegeisterung aus. Die Menschen wußten, daß mit dem gewonnenen Polenfeldzug der Krieg noch nicht zu Ende und daß ein Schicksalskampf auf Leben und Tod ausgebrochen war. Dennoch sehnte man sich nach Frieden. Die Deutschen und ihr Führer waren keine kriegslüsternen Bestien, auch wenn sie in der Feindpropaganda als solche dargestellt wurden. Generaloberst Wilhelm Ritter von Leeb notierte am 3. Oktober 1939 in sein

Tagebuch: „Schlechte Stimmung der Bevölkerung; keinerlei Begeisterung, keine Beflaggung der Häuser, alles erwartet den Frieden."

Wer, wie der Autor, die letzten Vorkriegstage und die ersten Kriegstage erlebt hat, der weiß, wie der Mann aus dem Volk sich vorkam. Wie einer, der in einen Löwenkäfig gesperrt wird mit der Alternative: Nun kämpfe um dein Leben oder laß dich zerfleischen.

Aber da gab es keinen Ausweg. Von Erfolg zu Erfolg eilend hatte Hitler seine Kritiker mundtot gemacht. Sein Ansehen im Ausland war ins Ungeheure gestiegen, ebenso die Furcht vor ihm, ja der Haß auf ihn.

Der Obersalzberg 1938/39

Das Nervenzentrum des Deutschen Reiches lag inzwischen für alle Welt deutlich sichtbar auf dem Obersalzberg. Hier wurden die Ereignisse jener Krisenjahre durchdacht und, soweit das Deutsche Reich an dem interaktiven Prozeß der außenpolitischen Entwicklungen teilhatte, auch gelenkt. Das zeigte sich, als der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg am 12. Februar 1938 die Treppe des Berghofes erstieg, um das großräumige Arbeitszimmer Hitlers im ersten Stock wie auch die Aussichtslosigkeit seiner Lage kennenzulernen. Vier Wochen später marschierten deutsche Truppen, von der deutsch-österreichischen Bevölkerung stürmisch begrüßt, in Österreich ein.

Im selben Raum, in dem Schuschnigg sein Debakel erlebt hatte, fand die denkwürdige Unterredung des britischen Premiers Chamberlain mit Hitler am 15. September 1938 statt. Sie war die Vorstufe und Voraussetzung zum Münchner Abkommen vom 29. September 1938 zwischen England, Frankreich, Italien und Deutschland.

Über dem Berghof brauten sich im Jahre 1939 die Gewitterwolken eines heraufziehenden Krieges zusammen. An den Besuchern läßt sich ablesen, wo die Krisenzentren lagen. Der polnische Außenminister Oberst Józef Beck besuchte am 5. Januar 1939 den Berghof. Am 11. August 1939 kam Carl Jakob Burckhardt, der Danziger Völkerbundskommissar, dorthin, und am 12. August 1939 war es der italienische Außenminister Graf Ciano.

Am Tag darauf fuhr Hitler mit dem italienischen Außenminister Graf Ciano zu dem 1.834 Meter über dem Meeresspiegel gelege-

nen „Kehlsteinhaus". Er hatte vorher alle Register seiner Überredungskunst gezogen, um den italienischen Gast als Bundesgenossen für den heraufziehenden Krieg zu gewinnen. Ciano winkte kühl ab und meinte, Italien sei für ein solches Unternehmen keineswegs gerüstet.

Hitler hat das Kehlsteinhaus nur selten aufgesucht. Es thront knapp 800 Meter hoch über dem Berghof auf einem schroffen Kletterfelsen. Von dort aus führt eine Gratwanderung über die Mannlköpfe zum Hohen Göll, der höchsten Erhebung dieses Gebirgsmassivs mit einer Höhe von 2.522 Metern über dem Meeresspiegel. Im Winter verwehrten die Schneemassen des Hochgebirges den Zutritt, und im Sommer fürchtete Hitler die Höhenluft. Er war nicht schwindelfrei, und außerdem gab es da oben im Sommer eine erhöhte Blitzschlaggefahr. Was also hatte ihn veranlaßt, hier seinen Adlerhorst, „Eagle's nest", wie die Amerikaner es tauften, zu bauen? Man weiß es nicht genau.

Im Tagebuch Bormanns wird der Kehlstein am 3. November 1936 erstmals erwähnt. Dort heißt es: „Besprechung mit Dr. Todt wegen Baus der Kehlsteinstraße." Zum 18. November 1936 heißt es: „Grenzbegehung zum Kehlstein."

Zum 22. August 1937 lautet der entsprechende Eintrag: „Besichtigung der gesamten Trasse der Kehlsteinstraße mit Dr. Todt; Besichtigung des Bergrutsches oberhalb der Rabenwand."

Zum 23. August 1937 findet sich der Eintrag: „Mit Dr. Todt und Prof. Fick zum Kehlstein. Grundrißfestlegung."

Aus den Tagebuchnotizen läßt sich ablesen, welche Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um allein die Kehlsteinstraße bis dicht unter den Bauplatz Kehlsteinhaus voranzutreiben. So heißt es auch an anderer Stelle des Bormannschen Notizbuches: „Antreiben, antreiben, antreiben." Es gab Bergrutsche, Schneetreiben, Abstürze von Männern und schwerem Gerät. Immer wieder trieb es Bormann hoch zum Schauplatz seines abenteuerlichen Bauvorhabens.

Das Kehlsteinhaus wurde zum 50. Geburtstag Hitlers am 20. April 1939 eingeweiht. Ein Wunderwerk höchster Baukunst, eine gigantische Leistung von tüchtigen Ingenieuren und Arbeitern war mit atemberaubender Schnelligkeit fertiggestellt worden.

Meter um Meter war die Fahrstraße dem Felsen abgetrotzt worden. Wo es gar nicht mehr weitergehen wollte, halfen Untertun-

nelungen. Mit einer Gesamtlänge von sieben Kilometern windet sich die Kehlsteinstraße bergwärts. Eine sehr scharfe Kurve und nur eine Kehre, auch an jäh abstürzenden Felswänden vorüber. Unterhalb des Berggipfels endet diese einzigartige Alpenstraße auf einem großen Parkplatz.

Von hier aus trieb man einen drei Meter hohen Stollen 130 Meter tief in den Berg, dessen Ende durch einen Lift mit dem Bauplatz des Kehlsteinhauses verbunden wurde.

Die Ausmaße des Kehlsteinhauses sind der Enge des Bauplatzes angepaßt. Das Gebäude steht auf einem kleinen Felsplateau in luftiger Höhe über dem Berchtesgadener Land. Darinnen befinden sich ein Speisesaal, ein Arbeitsraum, ein Teeraum, eine Küche, ein Wirtschaftskeller und weitere Nebenräume. Verarbeitet wurde Zirbelkiefer- oder Ulmenholz für die Innenauskleidung. Die weitere Ausstattung bestand aus Böden aus rotem Saalburger Marmor, Kupfer- oder Bronzetüren, einer Warmluftheizung. Dreißig Millionen Reichsmark betrugen die Baukosten.

Es wird immer wieder behauptet, Bormann habe den Bau des Kehlsteinhauses gegen den Wunsch Hitlers durchgesetzt. Diese von Anbeginn an kursierende Legende wurde von Hitler stillschweigend geduldet.

Es ist schwer vorstellbar, daß Bormann seinen Führer zum Bau des Kehlsteinhauses überreden mußte. Einen solchen Kraftakt gegen den Willen Hitlers hätte er niemals gewagt.

Auch wenn letztlich offen bleiben muß, wieso Hitler des Kehlsteinhaus baute, so bleibt doch festzuhalten, daß es zu den größten Bauleistungen des Dritten Reiches gehört. Als Gebäude an sich mag es bescheiden sein, aber aufgrund seiner Lage ist die Aussicht von dort überwältigend.

Adolf Hitler und der Krieg 1940–1945

Alle Versuche Hitlers, England und Frankreich nach dem 3. September 1939 wieder an den Verhandlungstisch zu holen, scheiterten. Er sah sich genötigt, an der „falschen Front“ weiterzukämpfen und den Westmächten, statt dem Bolschewismus, entgegenzutreten. Seine Unterlegenheit an Menschen und Material hoffte er mit der Tapferkeit seiner Soldaten, einer überlegenen Strategie und der Macht seines Willens ausgleichen zu können. Zunächst galt es für ihn, die Bedenken der Generale auszuräumen, die sich seinen Plänen, Frankreich niederzuwerfen, widersetzten. Es gab nur eine Chance, den Sieg zu erringen, dies war ein Blitzkrieg mit Hilfe schneller Panzerverbände. Noch bevor die Querelen mit den Generalen ausgestanden waren, griff Hitler mit Hilfe eines Sonderstabes und ausgesuchten Marine-, Luftstreit- und Heereskampfverbänden in einem tollkühnen Unternehmen im April 1940 nach Narvik, dem mächtigen norwegischen Eisenerzhafen. Er kam den Engländern nur um Stunden zuvor – und siegte. Dänemark und Norwegen wurden unter deutsche Kontrolle gebracht. Das Kattegat, Narvik und das Nordkap waren in deutscher Hand.

Kaum hatte sich die Weltöffentlichkeit von dieser Sensation erholt, erfolgte im Mai 1940 der Angriff auf Frankreich, Belgien und Holland. Wurde der nach dem preußischen General Schlieffen benannte Plan, der dem deutschen Angriff im Jahre 1914 zugrunde lag, wieder verwendet? Nein, Hitler arbeitete zusammen mit General Erich von Manstein einen neuen Feldzugsplan aus. Nur ein

Nebenangriff sollte auf Holland und Belgien erfolgen. Die wichtigste belgische Grenzfeste, das Fort Eben-Emael, fiel durch ein kühnes Luftlandemanöver, das Hitler persönlich bis auf die Einzelheiten ausgearbeitet hatte. Der Hauptstoß erfolgte jedoch überraschend weiter südlich über die Ardennen und die Maas; das deutsche Heer stieß bis zum Ärmelkanal vor, und die alliierten Truppen wurden zu großen Teilen von Frankreich abgeschnitten und in Belgien eingekesselt. Die Luftwaffe hatte an den Erfolgen großen Anteil. So wurde die Maginotlinie, das große Befestigungswerk an der französischen Grenze, am Ende des Westfeldzuges von hinten aufgerollt. Am 25. Juni 1940 kam es bereits zum Waffenstillstand mit Frankreich. 340.000 Engländer konnten allerdings über die Kanalküste entkommen. Generaloberst Wilhelm Keitel nannte Hitler, der die Unternehmen oft bis ins Detail geleitet hatte, „den größten Feldherrn aller Zeiten". Militärhistoriker bestätigten später seine in mancher Hinsicht herausragenden militärischen Führungsqualitäten, doch wurde von seiten hoher militärischer Führer der Wehrmacht auch vielfach Kritik geübt, hauptsächlich bei der Beurteilung der Kriegsführung Hitlers ab 1941. Dies betraf sowohl die Kriegsführung zu Lande, zu Wasser als auch in der Luft.

Drei Feldzüge waren erfolgreich beendet worden, aber der Krieg fing danach erst richtig an. Das britische Empire war noch weitgehend intakt, das französische Kolonialreich einschließlich der Flotte vorläufig nicht minder, und es war zu befürchten, daß die USA und die Sowjetunion in den Krieg gegen Deutschland eintreten würden.

Der Hitler des Jahres 1940/41 wird meistens strahlend, von Triumphgefühlen und Siegeszuversicht erfüllt bezeichnet. Die Wirklichkeit sah anders aus. Jeder Tag Krieg brachte ihm ohne eigenes Dazutun viele Sorgen. Die Kriegsvorbereitungen einer ganzen Welt voller Feinde hatten mehr erreicht als die bisher errungenen Siege. Die Ermöglichung der Evakuierung der englischen Soldaten bei Dünkirchen, die dadurch im Juni 1940 über den Ärmelkanal der deutschen Gefangennahme entkommen konnten, und vor allem das nicht verwirklichte Unternehmen „Seelöwe" (Eroberung der britischen Insel) werden ihm von Kritikern vorgehalten.

Ob Hitler die englischen Soldaten über den Kanal entkommen ließ, weil er den Frieden mit London suchte? Was hätte er indes ge-

wonnen – so überlegte er vielleicht damals –, wenn deutsche Soldaten nach verlustreichen Kämpfen wirklich England und Schottland erobert hätten? Wäre dies ein Zeit- und Kräfteverlust gewesen, ohne daß ein Ende des Krieges in Aussicht gestanden hätte? Wäre eine Eroberung Großbritanniens nicht eventuell einer Einladung an die Sowjetunion gleichgekommen, nun gegen das Deutsche Reich aktiv zu werden? Denn tatsächlich zeigten sich im Sommer 1940 erste Risse im Bündnis mit der Sowjetunion. Was würde passieren, wenn sich die deutschen Luft- und Seestreitkräfte für den Kampf gegen Großbritannien als zu schwach erwiesen und die Sowjetunion ihre bisher eher freundliche Politik gegenüber dem Deutschen Reich aufgab; was war dann zu tun? Konnten die Deutschen dem Zweifrontenkrieg, dem Trauma von 1914, auf Dauer entgehen?

In diesem Zusammenhang muß das Ereignis vom 11. Mai 1941 beurteilt werden: der Flug des Stellvertreters des Führers in der NSDAP, Rudolf Heß, nach England, mit dem dieser versuchte, der fatalen Situation auf eigene Faust eine Wendung zu geben.

Er war auch auf dem Obersalzberg, wo kurz nach dem geheimen Abflug von Heß sein Brief an Hitler übergeben wurde, in dem Heß seinen Alleingang mitteilte und begründete. Der Überbringer des Briefes, Karl-Heinz Pintsch, der Adjutant von Heß, wurde verhaftet und später zur Frontbewährung freigelassen. Äußerste Verschwiegenheit der Vorgänge um Heß war ihm vorher abverlangt worden.

Im Westen wurde das Deutsche Reich von einem Tag für Tag anwachsenden Kriegspotential Englands und Amerikas bedroht, im Osten aber lag es Grenze an Grenze mit der Sowjetunion, die sich in aller Heimlichkeit auf ihren Angriff auf Europa vorbereitete. Der Sicherheitspuffer Polen war weg. Solange es keinen Frieden im Westen gab, konnte Hitler dem Frieden im Osten nicht trauen. Umgekehrt war, solange die Sowjetunion mit ihren gewaltigen Streitkräften eine expansive Politik in Osteuropa betrieb, die bei der deutschen Führung schweres Mißtrauen hervorrufen mußte, an eine militärische Entscheidung im Westen immer weniger zu denken. Die Spannungen mit der Sowjetunion nahmen zu. Ermutigte nicht die Sowjetunion die Briten zu weiterem Widerstand?

Bei einem Besuch des sowjetischen Außenministers Wjatscheslaw Molotow in Berlin im November 1940 klärten sich die Fron-

ten schon recht deutlich. Die Sowjetunion stellte erstmals Forderungen auf, die Schlimmstes befürchten ließen. Mehr und mehr entstand bei der deutschen Führung der Eindruck, daß die sowjetische Führung auf Erpressung, vielleicht sogar Unterwerfung des Deutschen Reiches setzte; zumal die für das Deutsche Reich kriegswichtigen rumänischen Ölquellen seit dem sowjetischen Einmarsch in Bessarabien (heute: Moldawien) und vor allem seit der Besetzung der Nord-Bukowina am 28. Juni 1940 für einen schnellen sowjetischen Vorstoß offenstanden. Was Hitler nicht wissen sollte, aber aufgrund zahlreicher Hinweise erkennen konnte: In der Sowjetunion waren bereits auf Befehl Stalins Offensivplanungen gegen das Deutsche Reich in Arbeit. Ob die Sowjetunion eine direkte oder indirekte Strategie bevorzugte, sie konnte in jedem Fall das Deutsche Reich schwer unter Druck setzen und England ermuntern, den Krieg fortzuführen.[18]

In dieser Lage, die einen Präventivschlag notwendig machte, setzte Hitler auf den Blitzkrieg im Osten.

Am 22. Juni 1941 überschritten die deutschen Armeen mit zirka 153 Divisionen, zweitausend Flugzeugen, dreieinhalbtausend Panzern und achttausend Geschützen und mit 37 Divisionen und neunhundert Flugzeugen der Verbündeten die russische Grenze.

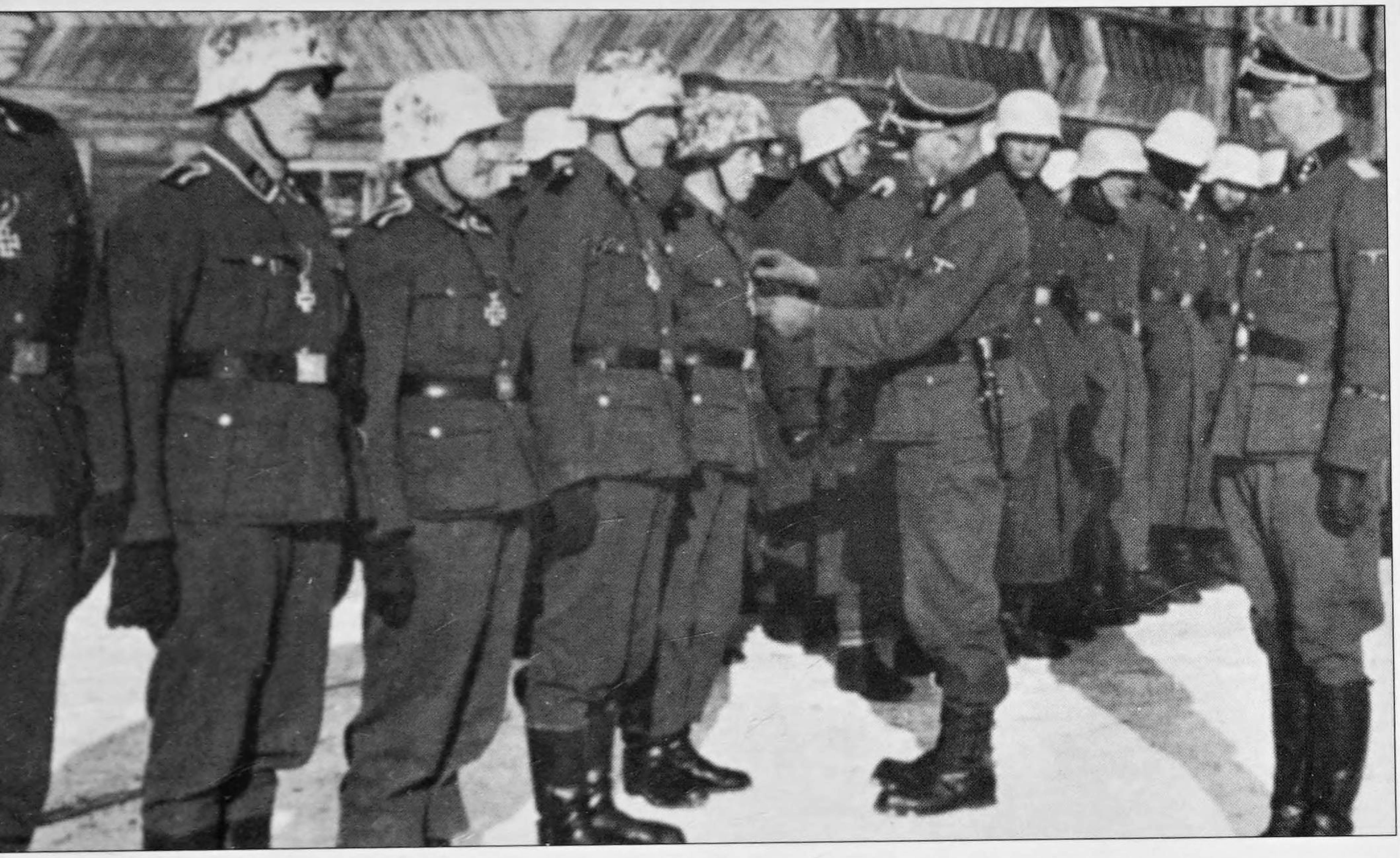
Demgegenüber verfügte die Sowjetunion über 237 aufmarschierte oder im Aufmarsch begriffene Divisionen (von insgesamt zirka 303 Divisionen). Weiterhin besaß die Rote Armee über 23.200 Panzer (davon 14.700 gefechtsbereit), mehr als 79.100 Geschütze und Granatwerfer sowie etwa zwanzigtausend Frontflugzeuge (davon 13.300 einsatzbereit), wobei etwa 3.700 davon als modern und den deutschen Typen ebenbürtig angesehen werden konnten.[19]

Die Russen erlitten schwere Verluste, und die Deutschen wurden von der Bevölkerung meist als Befreier begrüßt, aber der Blitzsieg mißlang. Erst kam der Schlamm im Herbst, dann die Kälte im Winter. Bereits im Oktober blieben die deutschen Panzer in Eis und Schnee stecken. Väterchen Frost war Rußland zu Hilfe geeilt. Der Winter 1941/42 war ein Jahrhundertwinter. Es herrschten bis zu 52 Grad minus. Napoleon hatte es mit durchschnittlich minus 20 Grad zu tun gehabt und war gescheitert. Keines der anvisierten Ziele war erreicht. Leningrad wurde zwar umschlossen, aber nie erobert, Moskau war bald wieder in weite Ferne gerückt.



SS-Sturmbannführer Dr. Bernhard Frank mit seinem Fahrer im Jahre 1944. Auf der linken Brusttasche trägt Dr. Frank das Eiserne Kreuz 1. Klasse und das Infanteriesturmabzeichen.





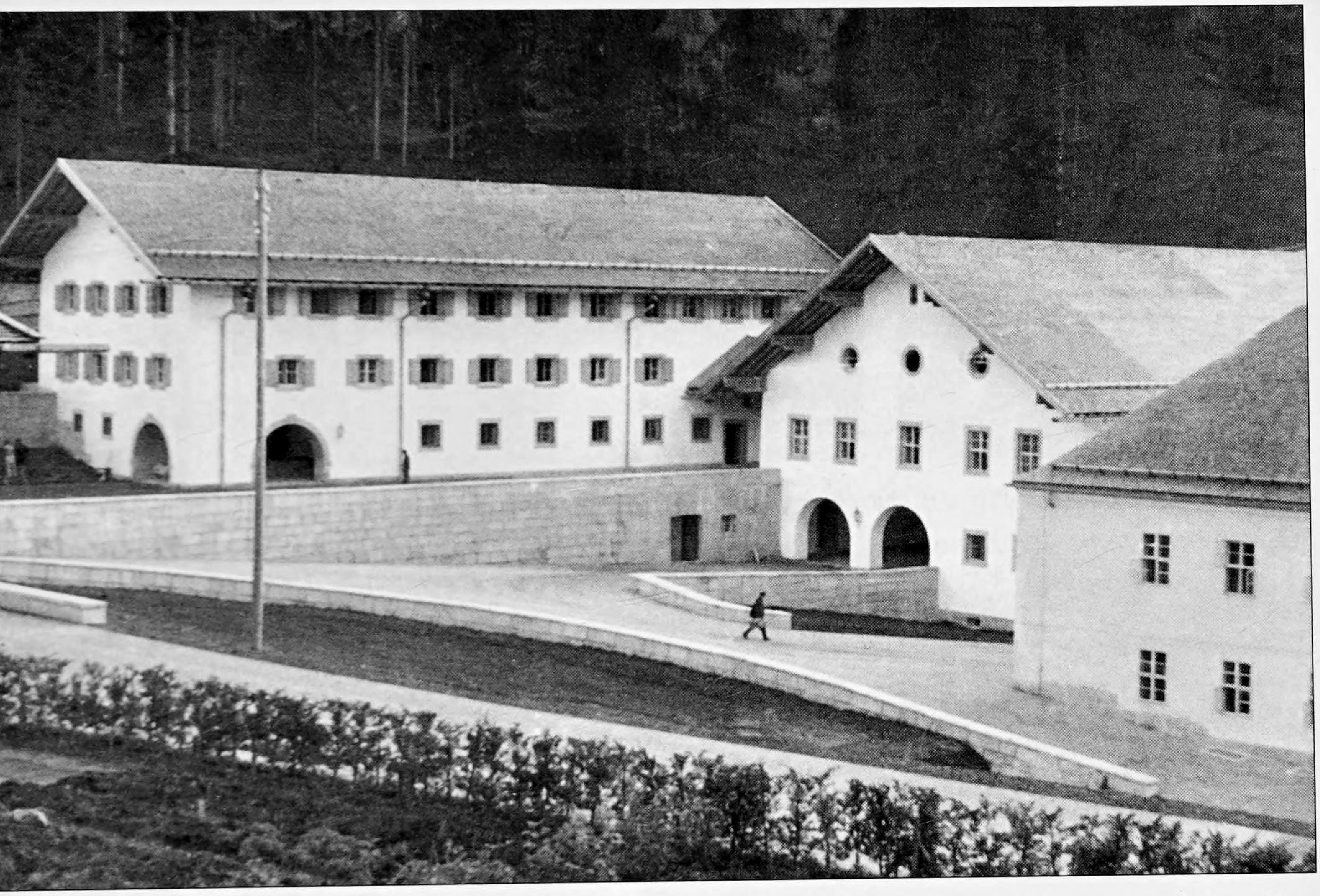
Als Kompaniechef und Bataillonskommandeur des I. Bataillons der SS-Freiwilligen-Legion „Niederlande" erlebt Dr. Frank zusammen mit den zumeist niederländischen Freiwilligen der Waffen-SS am Wolchow an der Ostfront entbehrungsreiche und härteste Kämpfe. SS-Pioniere setzen über einen Fluß (linke Seite). Niederländer erhalten im Februar 1942 ihre wohlverdienten Auszeichnungen (oben). Auch Dr. Frank wird während der Winterschlacht am Wolchow ausgezeichnet. Er erhält das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Erbittert leisten die Soldaten gegen stärkste Feindangriffe Widerstand (unten).





Der Berghof (oben) auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden. Das Landhaus des deutschen Reichskanzlers Adolf Hitler einschließlich des gesamten Areals des Obersalzberges soll Dr. Frank als Kommandant ab 1943 schützen. Oberhalb des Berghofes steht das durch Martin Bormann erbaute Kehlsteinhaus (unten) mit seiner überwältigenden Aussicht auf das Lattengebirge.





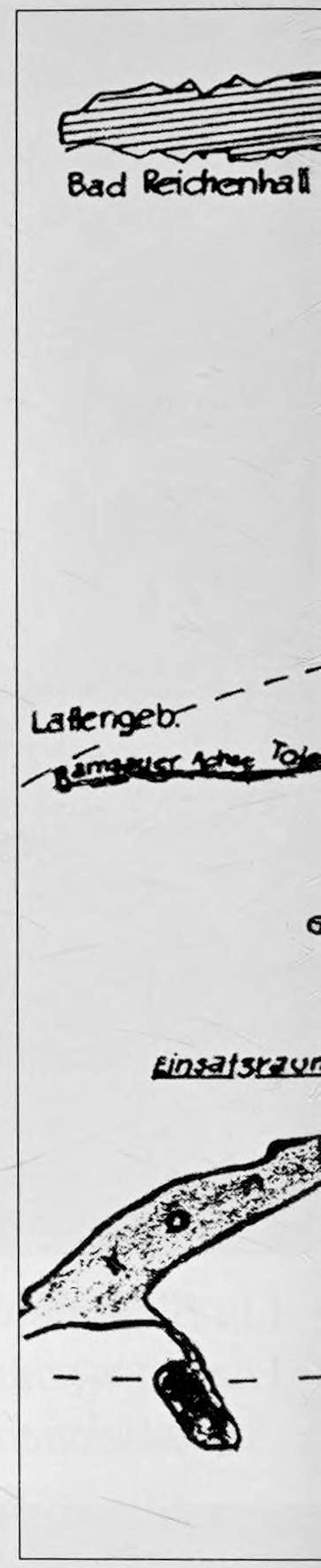
Ein Blick auf Gebäude der SS-Kaserne Obersalzberg (oben v.l.n.r.): das Fahrerwohnhaus, die Dienstwagenhalle und das Wirtschaftsgebäude. Dort liegt die SS-Wachkompanie, Dr. Frank hat hier ein Dienstzimmer. Allabendliche Flaggenparade in der SS-Kaserne (unten).

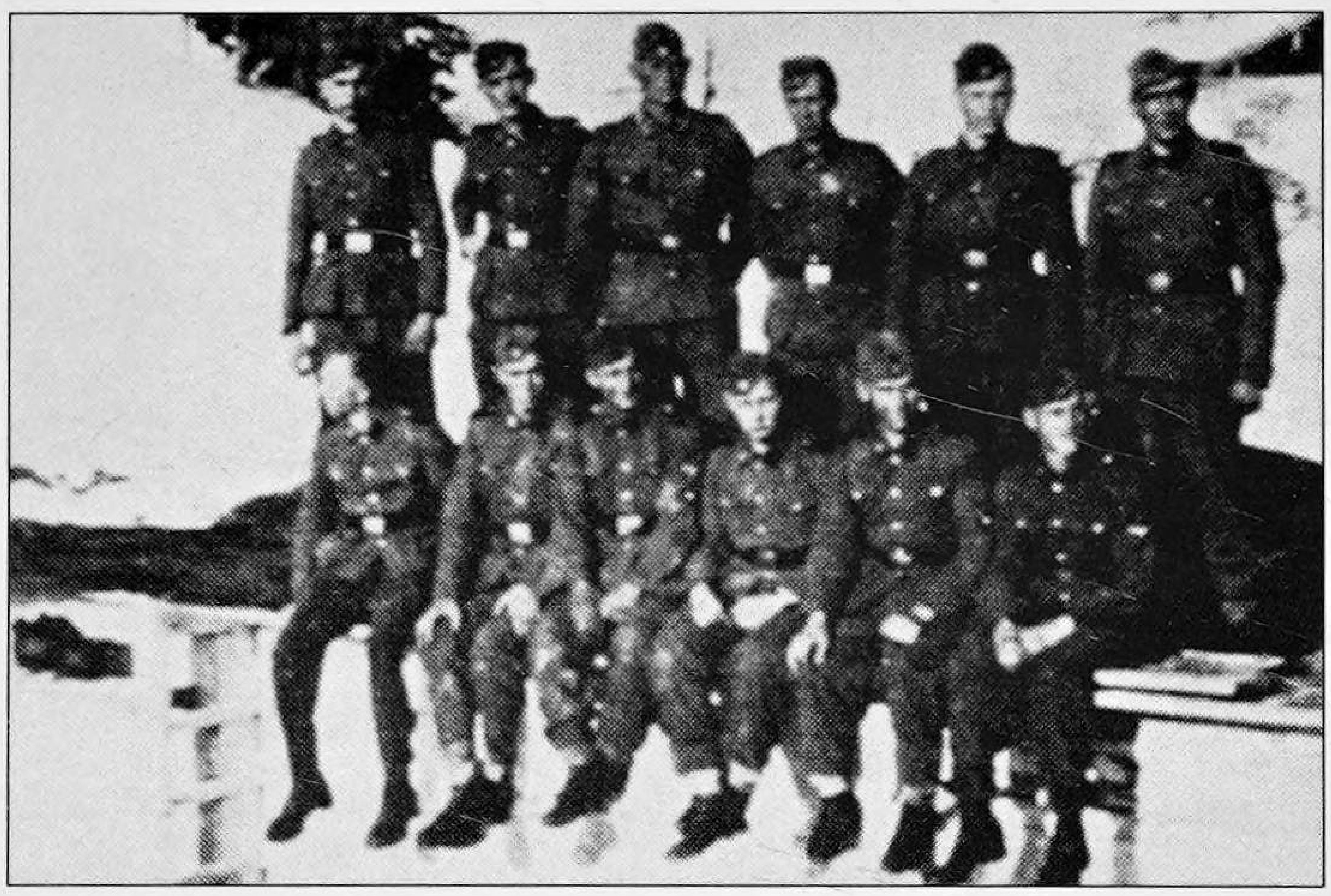


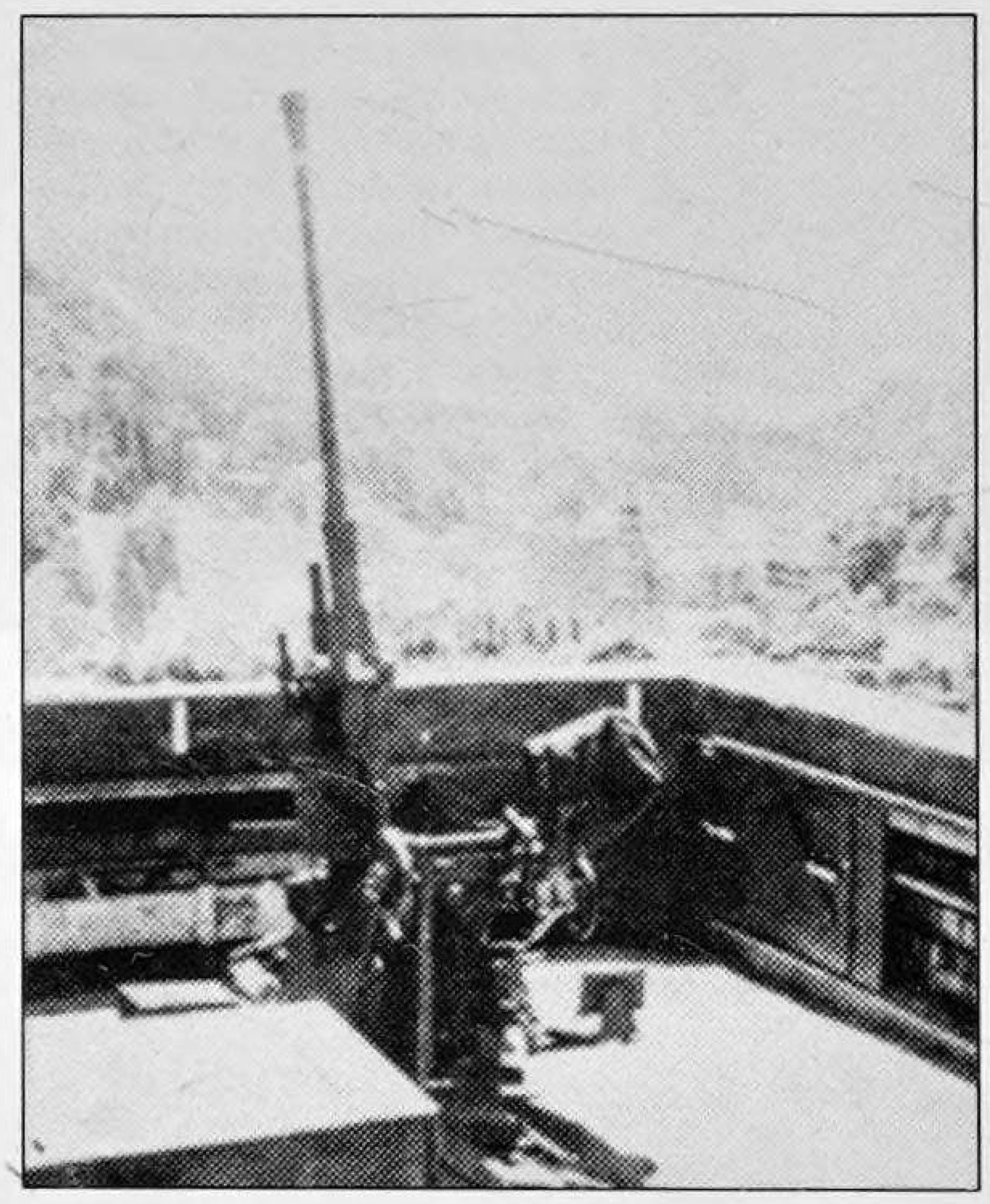




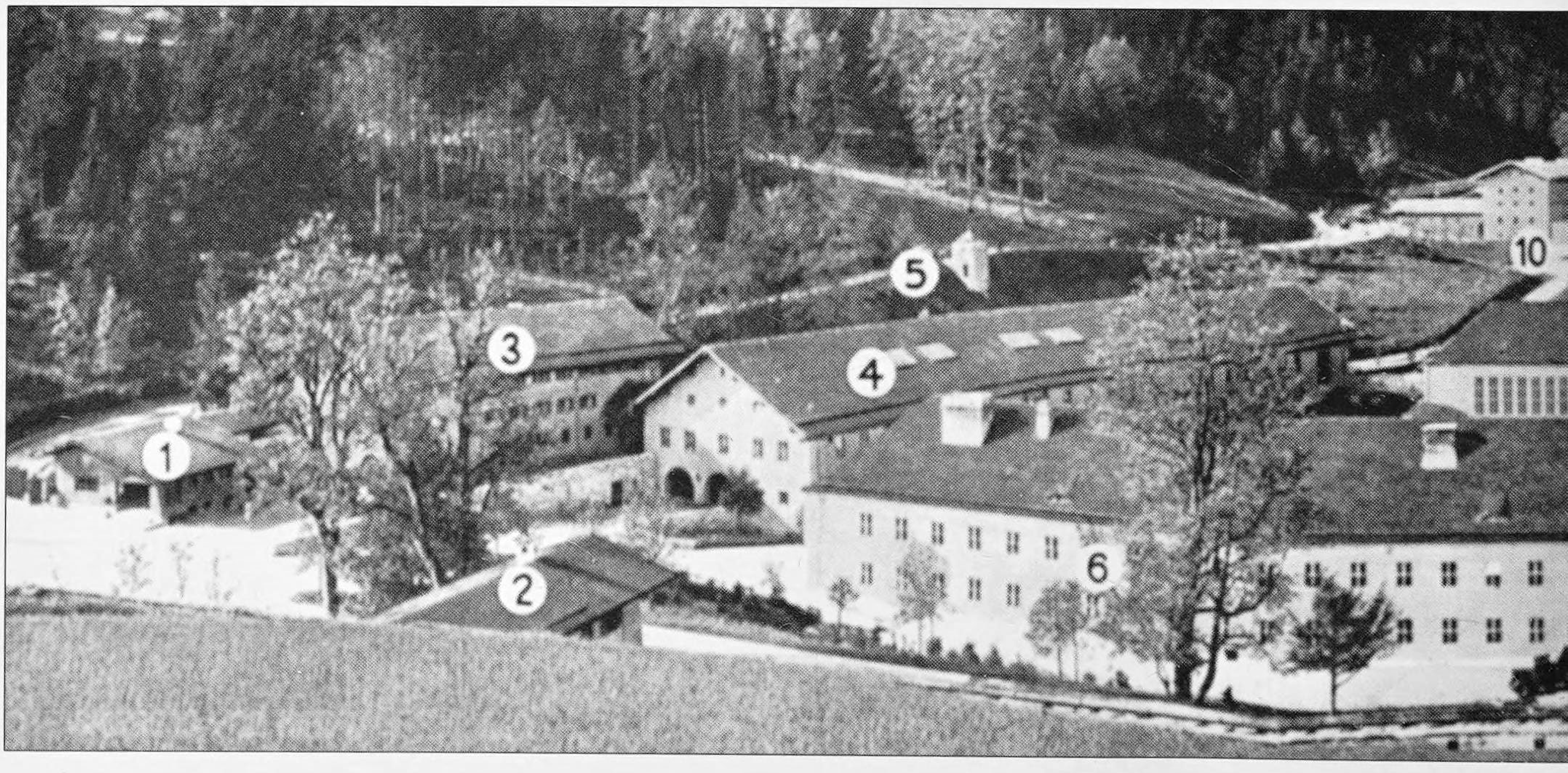
Oben links: Skulptur am Eingang der SS-Kaserne. Oben rechts: Die Schießanlage in der Kaserne. Unten links: Die Bedienung einer 8,8 cm-Flak. Unten rechts: 3,7 cm Flak-Stellung im Gebiet des Obersalzberges.

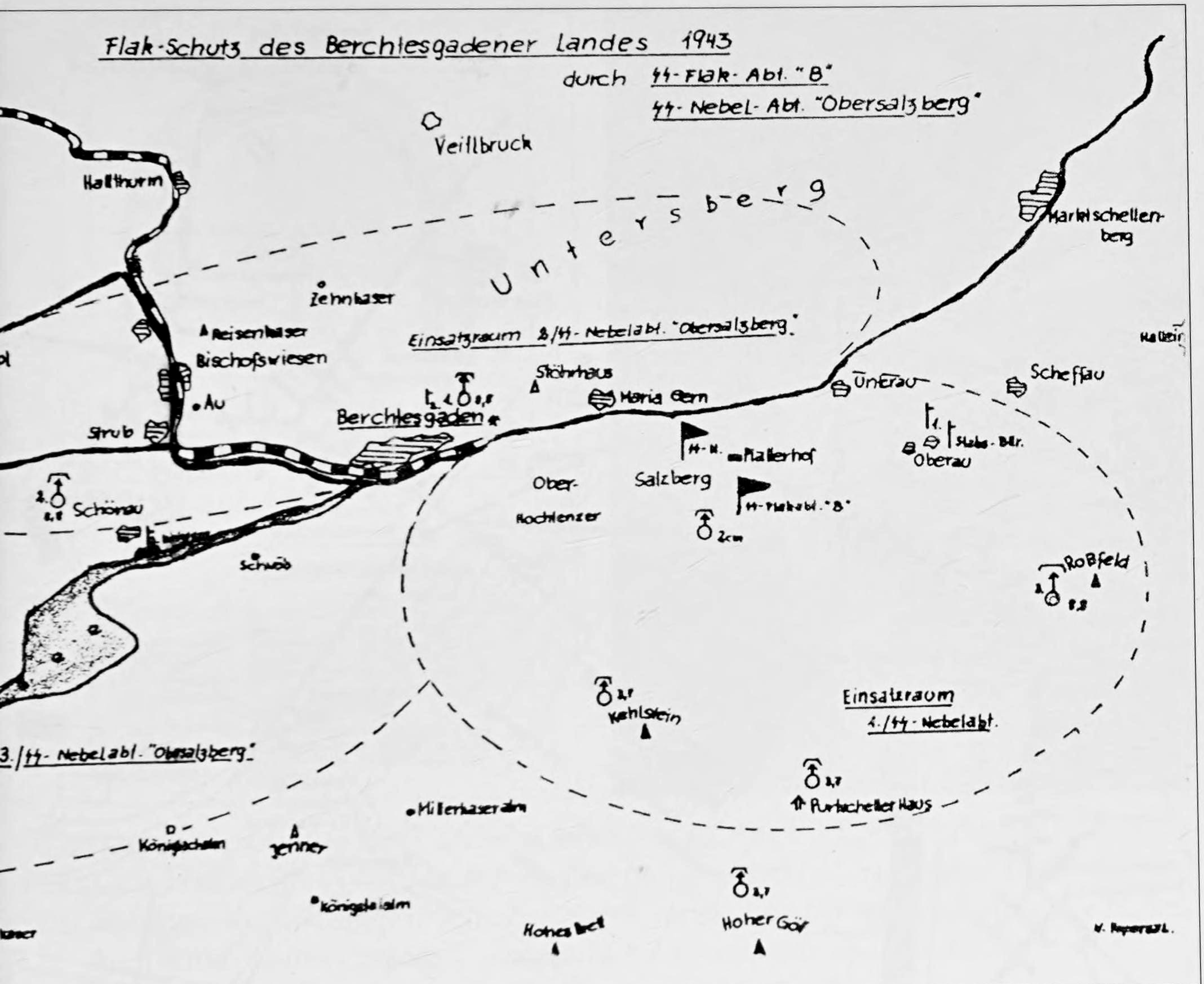






Panoramablick über den Obersalzberg 1943: ① Postamt, ② Gewächshaus, ③ Fahrerwohnhaus, ④ Dienstwagenhalle, ⑤ Postenhaus für den Sperrkreis II, ⑥ Wirtschaftsgebäude, ⑦ Exerzier- und Sporthalle, ⑧ Kasernenhof (darunter Schießanlage), ⑨ SS-Kasernengebäude, ⑩ Hotel „Platterhof", ⑪ Wohnhaus für Hotelangestellte des „Platterhofs",

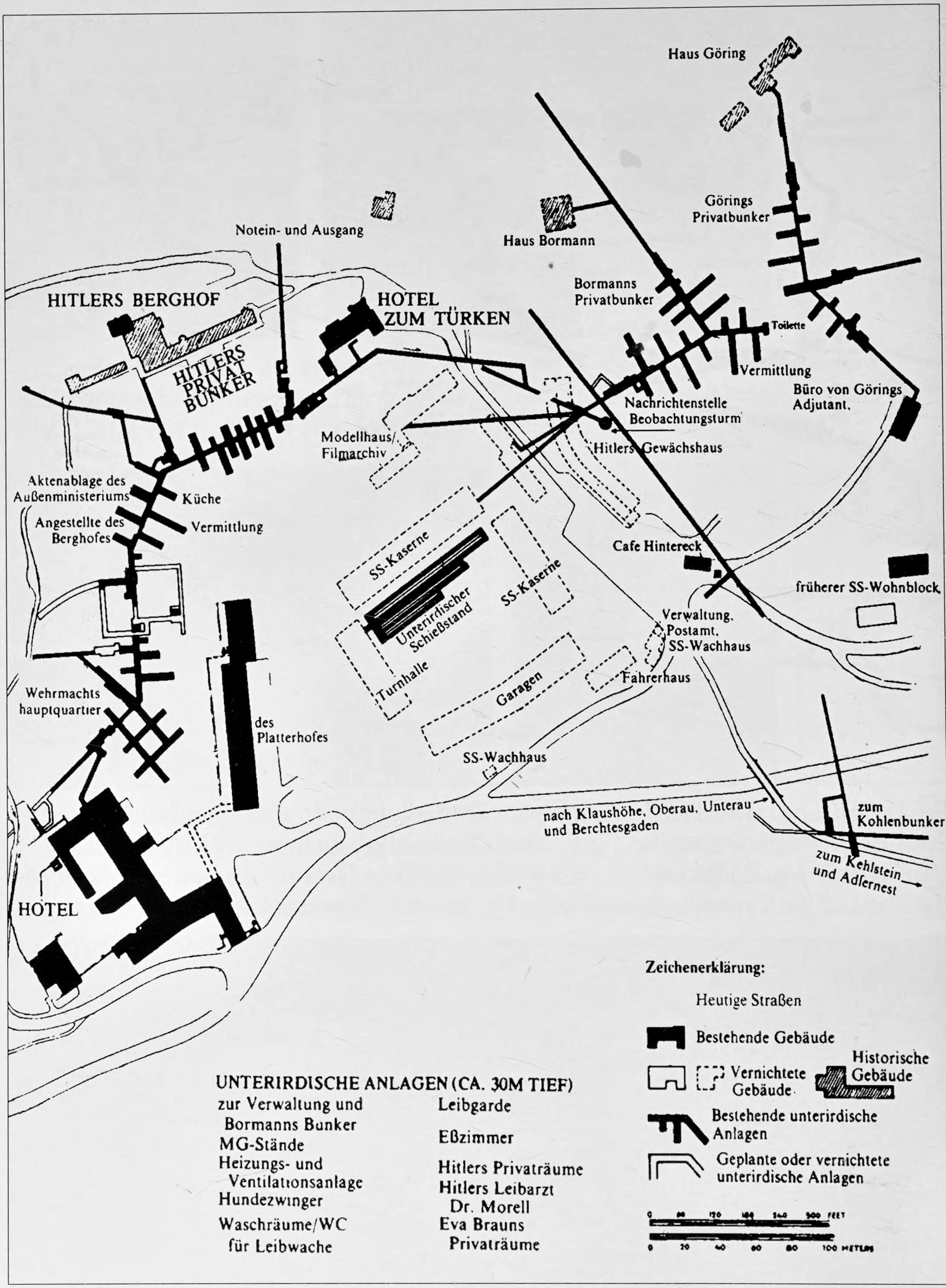




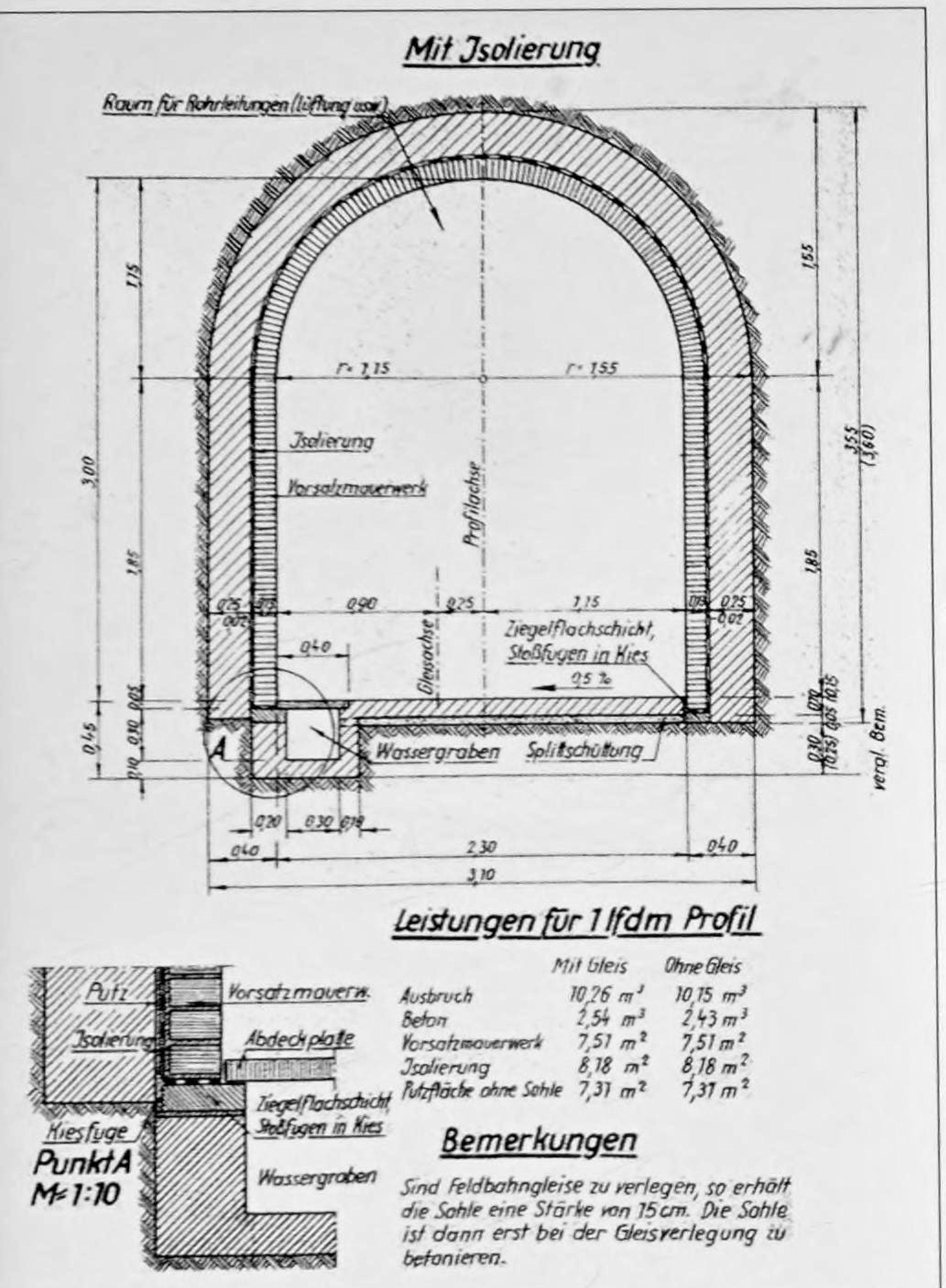
Lageplan der Stellungen der Flak- und Nebelabteilung im Raum Obersalzberg im Jahre 1943. Ab Herbst 1943 unterstehen sämtliche Flakeinheiten sowie die Nebelabteilung Dr. Frank als Kommandant des Obersalzberges.

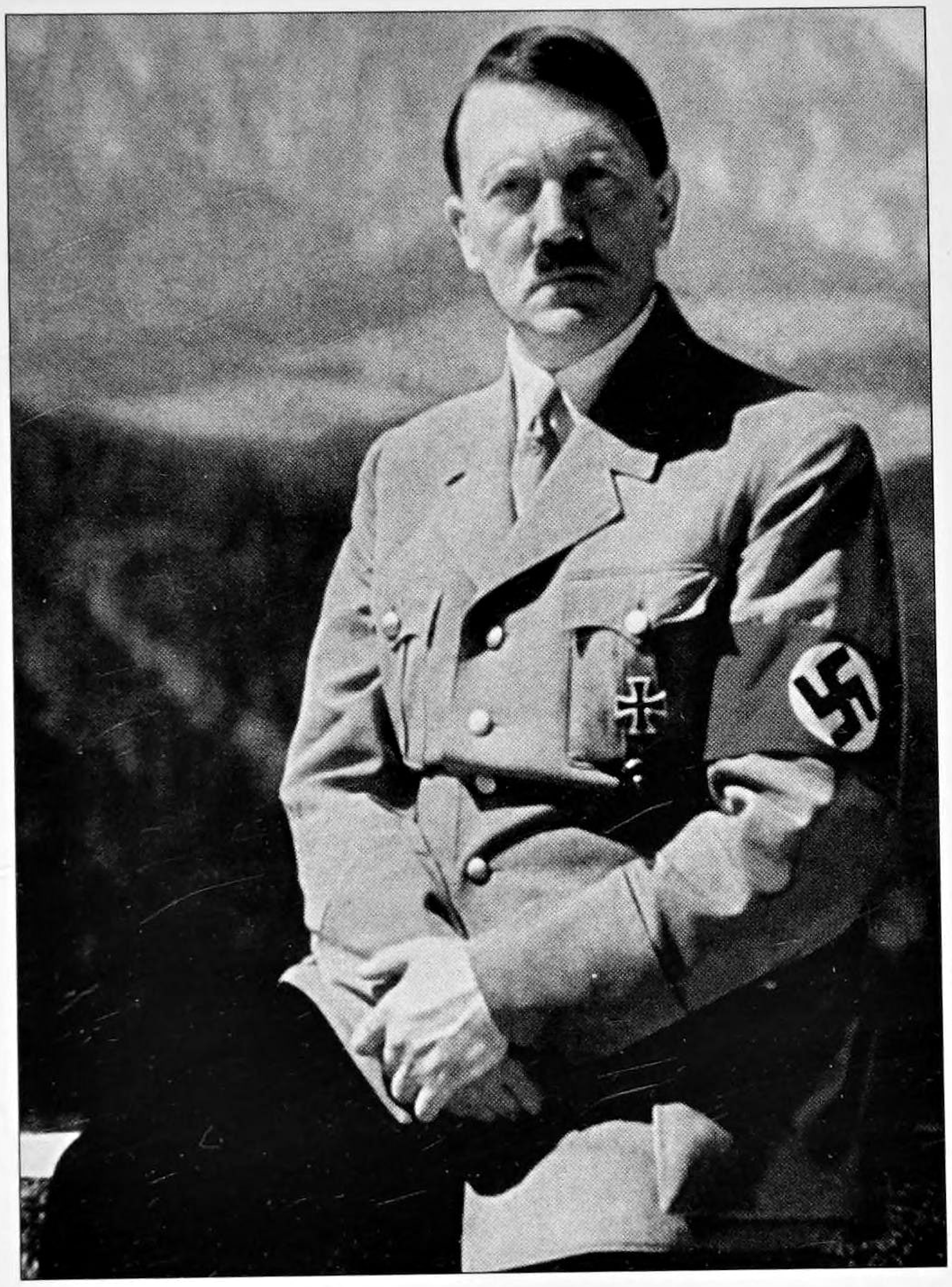
⑫ Verwaltung, ⑬ Modellhaus für Architekturmodelle, ⑭ Kindergarten, ⑮ Berghof, ⑯ Hotel „Zum Türken".





Während des Aufenthalts von Dr. Frank auf dem Obersalzberg wird zum Schutz vor Luftangriffen ein kilometerlanges Stollen- und Bunkersystem errichtet: Plan des Nachkriegszustandes der Gebäude und unterirdischen Anlagen des Obersalzberges.



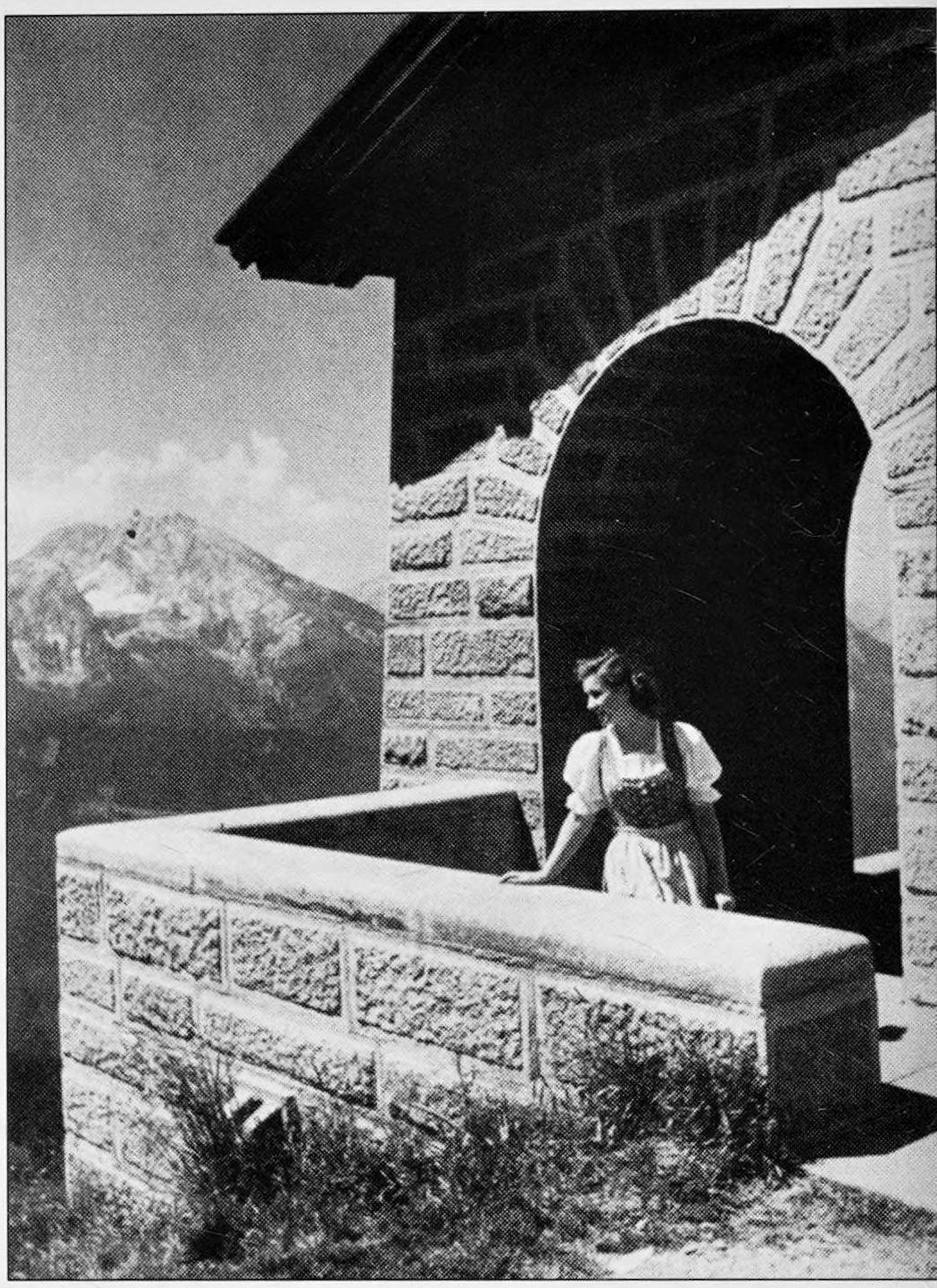


Querschnittzeichnung eines Stollens (oben links). Angelika „Geli“ Raubal (unten links), die Halbnichte Adolf Hitlers; ihr Tod im Jahre 1931 stürzte Adolf Hitler (oben rechts auf dem Obersalzberg) in eine tiefe Lebenskrise. Eva Braun zusammen mit Hitler und Kindern ihrer besten Freundin Herta Ostermayr vor dem Kachelofen im Berghof (unten rechts).









Familie Frank vor ihrer Hütte auf dem Obersalzberg (oben links). Eva Braun genießt die herrliche Aussicht vom Kehlsteinhaus (oben rechts). In den Kindergarten auf dem Obersalzberg, der allen Kindern der Bewohner kostenlos zur Verfügung steht, gehen auch die Kinder Dr. Franks (unten)





RAD-Männer bedienen ab 1944 die Flak-Geschütze im Gebiet des Obersalzberges. Inspektion der Flak-Stellung Grünstein in 1.304 Metern Höhe (oben). In Begleitung des Autors befindet sich der RAD-Oberstarbeitsführer Brandstätter, der die weltanschauliche und sportliche Schulung der RAD-Männer des Flakkommandos leitet. Unten: Ausflug der Familie Frank mit Freunden in den nahen Wald des Antenberges.







Waffenvorführung der Gebirgstruppe im Hof der SS-Kaserne am 7. Juli 1944: links neben Hitler Prof. Henrich Focke (oben links). Ein Raupenschlepper Ost (RSO) zum Transport schwerer Gebirgshaubitzen (oben Mitte), ein von Prof. Focke entwickelter Hubschrauber (unten links)

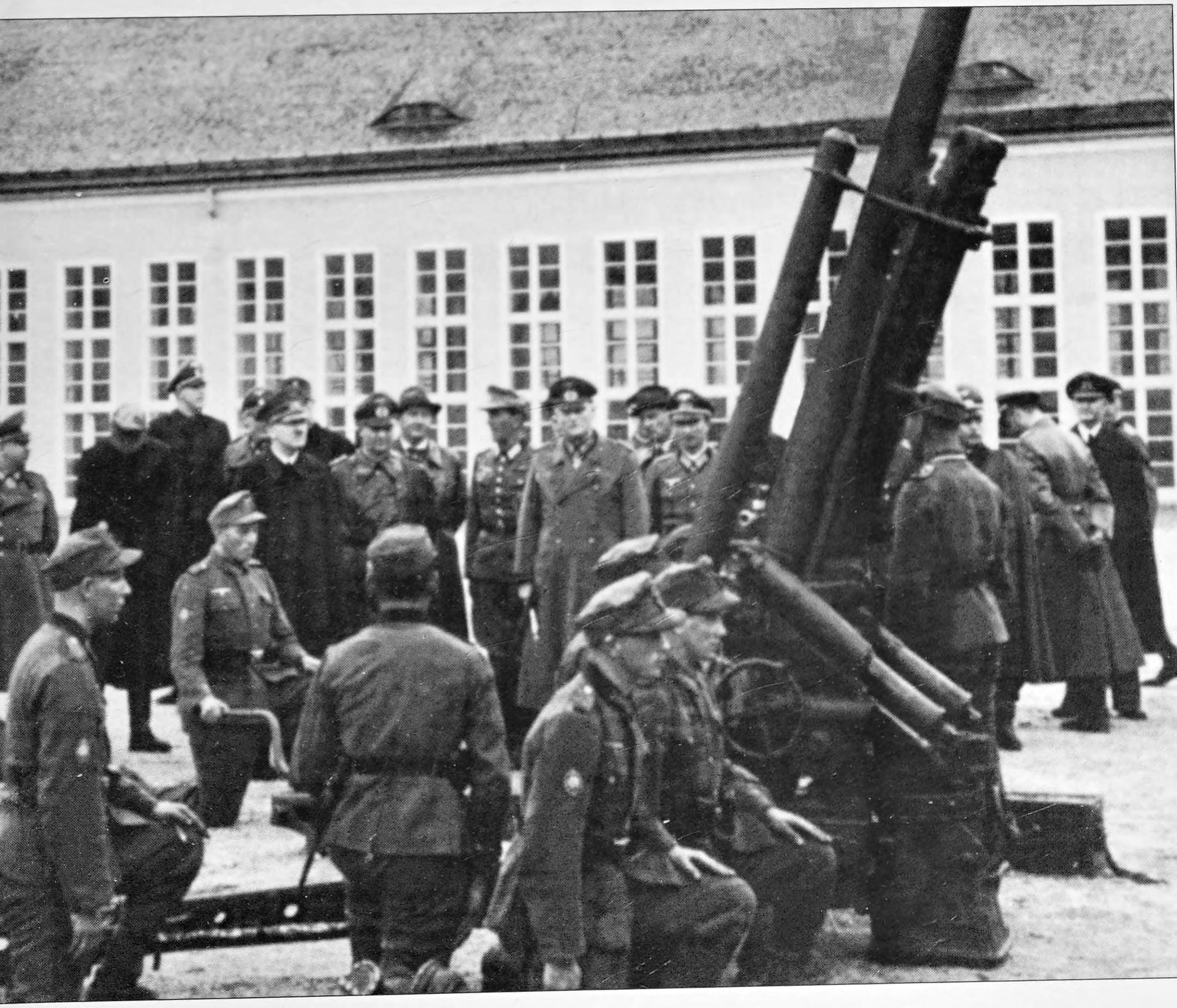


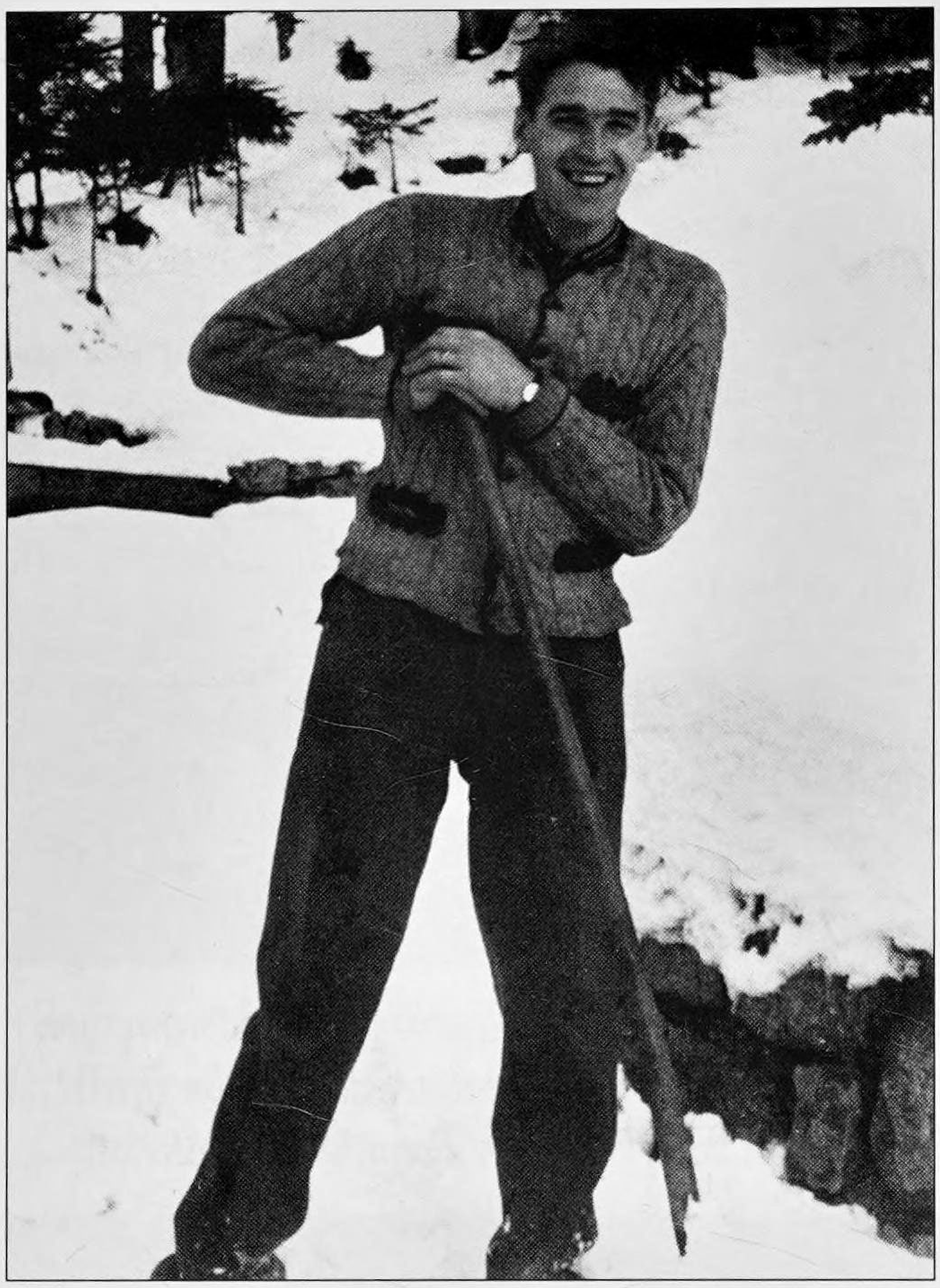






und ein Geschütz (unten rechts) werden gezeigt. Während der Vorstellung neuer Uniformen (oben rechts) soll Hitler durch eine Bombe, die sich in einem Tornister der Soldaten befindet, getötet werden. Doch der Verschwörer General Helmuth Stieff löst die Explosion nicht aus.







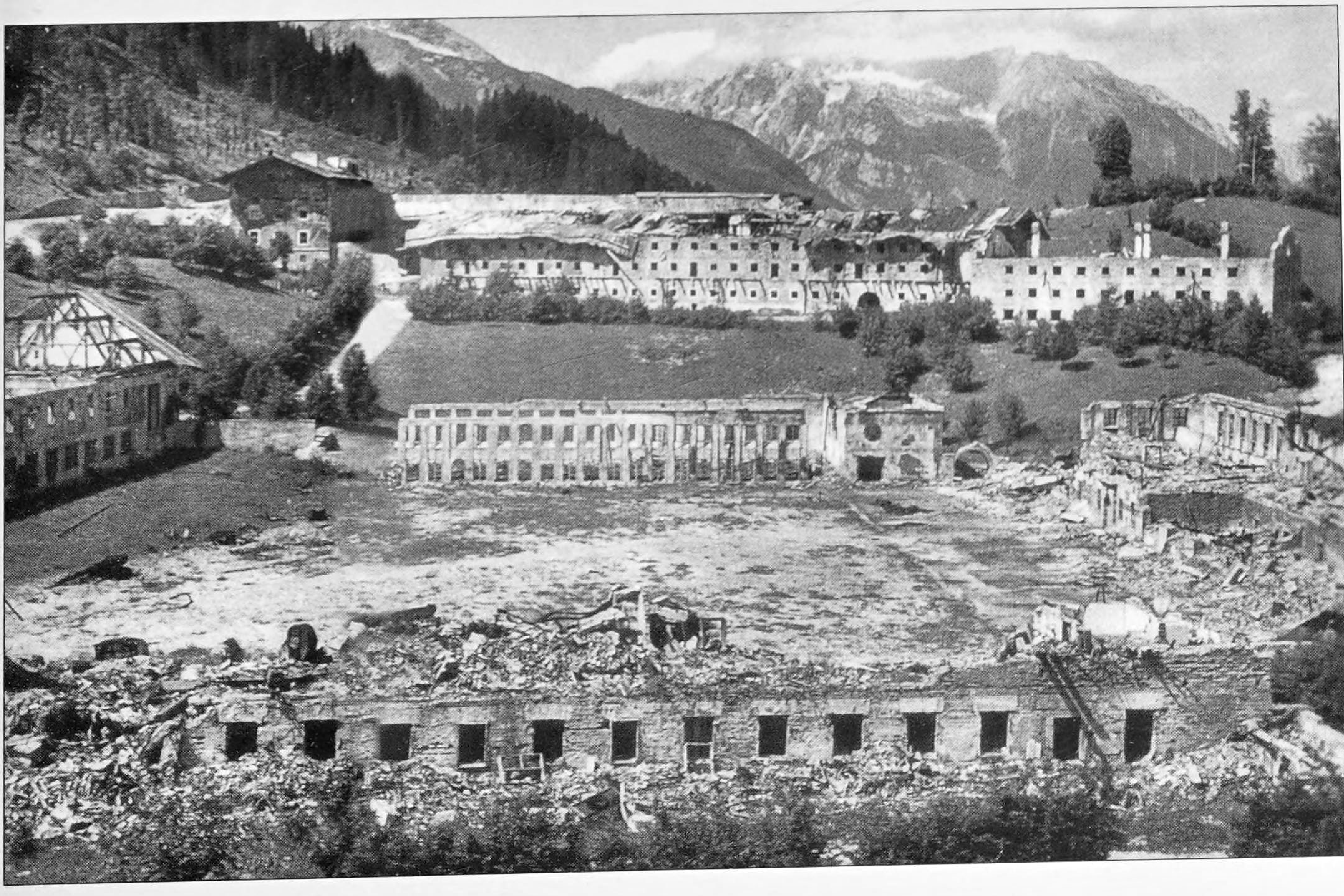
Winterfreuden trotz angespannter Kriegslage: Dr. Frank vor der Dietrich-Eckart-Hütte im Frühjahr 1945 (oben links). Hermann Göring, nachdem er sich im Mai 1945 in die Gefangenschaft der Amerikaner begeben hat (oben rechts). Das Landhaus Göring (unten) auf dem Obersalzberg, in dem Dr. Frank den Reichsmarschall auf Befehl Hitlers im April 1945 verhaftet.






Der alliierte Luftangriff vom April 1945 hinterläßt auf dem Obersalzberg schwerste Zerstörungen: der brennende Berghof unmittelbar nach dem Angriff (oben links), die Ruinen des Berghofes werden von amerikanischen Soldaten besetzt (oben rechts), die ehemals stolze SS-Kaserne gleicht einer Trümmerlandschaft (unten).





Dr. Bernhard Frank hat in hohem Alter seinen langerwarteten Lebensbericht vorgelegt

Es erwies sich, daß Hitler die Rote Armee unterschätzt hatte, was er später auch selbst zugab. Die mit beispielloser Tapferkeit kämpfenden deutschen Soldaten waren erschöpft, litten in ihrer Sommerausrüstung unter der Kälte. Die Landser waren nicht rechtzeitig mit entsprechender Winterausrüstung versorgt worden. Dabei hatten Verschwörerkreise in der Wehrmacht ihre Hand im Spiel. Mit äußerster Kaltblütigkeit konnte Hitler während der sowjetischen Gegenoffensive die totale Niederlage noch einmal abwenden.

Man kann darüber streiten, ob Hitler in den folgenden dreieinhalb Jahren Rußlandkrieg strategische Fehler gemacht hat. Ob er im Jahre 1942 nicht besser den Hauptstoß gegen Leningrad oder Moskau gerichtet hätte, anstatt nach dem kaukasischen Öl zu greifen. Fest steht, daß der Kampf in den unermeßlichen Weiten Rußlands äußerst kräftezehrend war. Je weiter Hitler vorstieß, um so heftiger warf es ihn auch wieder zurück.

Das Eingreifen Japans in den Krieg durch den Angriff auf Pearl Harbor, der von den USA durch das Anziehen der Embargoschrauben provoziert worden war, bewirkte, daß Amerika früher als erwartet im Dezember 1941 offiziell in den Krieg gegen Deutschland eintreten konnte, und dies unabhängig von Hitlers Kriegserklärung vom 11. Dezember 1941, die nur noch einen bereits bestehenden Zustand formell bestätigte, der durch Präsident Roosevelts england- und später auch rußlandfreundliche Politik (Lend- and Lease-System, also Leih- und Pacht-System) sowie durch die reale Kriegsführung der US-Marine im Seekrieg gegen die deutsche Kriegsmarine trotz amerikanischer „Neutralität" längst politische Realität geworden war: Im Zuge des Leih- und Pachtvertrages hatten die USA zunächst England und später die UdSSR massiv mit Waffen und Gerät aller Art beliefert.

Man sollte dabei bedenken, daß die Sowjetunion zwar eine ungeheuer große Rüstungsindustrie aufgebaut hatte, aber trotzdem ihre unvorstellbar großen Ausfälle an Material nicht hätte kompensieren können, wenn sie nicht von den USA ab Juni 1941 dauerhaft unterstützt worden wäre. Einige ausgewählte Zahlen zu den an die Sowjetunion gelieferten Rüstungsgütern seien genannt. Die erste bezieht sich jeweils auf die Zeit vom Beginn des Leih- und Pachtvertrages bis zum Dezember 1944, die zweite auf die Zeit bis zum 30. September 1945. Es handelt sich um verschie-

dene Quellen, was einige kleinere Unstimmigkeiten erklärt, dennoch sind die Verhältnisse bzw. die absoluten Zahlen aussagekräftig genug:

	bis Dez. 1944		bis Sept. 1945
Flugzeuge	12.200 Stück		14.795 Stück
Panzer	3.300 Stück		7.056 Stück
Lokomotiven	1.045 Stück		1.981 Stück
Armeestiefel	15.000.000 Paar		15.417.000 Paar
Motorfahrzeuge	376.000 Stück;	Jeeps	51.503 Stück
einschließlich Jeeps	45.000 Stück,	Lastwagen	375.883 Stück
und Motorräder	29.000 Stück	Motorräder	35.170 Stück
Güterflachwagen	11.000 Stück	Traktoren	8.071 Stück
Kippwagen	1.000 Stück	Abwehrkanonen	8.218 Stück
Maschinengewehre	135.000 Stück	Maschinen-gewehre	131.633 Stück
Geschütze verschiedenen Kalibers	8.200 Stück	Güterwagen	11.155 Stück
Stahl für die Erneuerung		U-Bootjäger	105 Stück
von Eisenbahnschienen	2.120.000 Tonnen	Torpedoboote	197 Stück[20]

Die nun einsetzende Serie von Niederlagen sei hier kurz stichwortartig angeführt: der Winterfeldzug von 1941/42, die Landung der Alliierten in Nordafrika am 8. November 1942, die Niederlage von Stalingrad am 2. Februar 1943, die Invasion der Alliierten in Frankreich am 6. Juni 1944. Nach außen trug Hitler Gelassenheit zur Schau, doch nahmen ihn die Ereignisse sehr mit. Nach dreieinhalb Jahren Krieg meinte Göring, Hitler sei um fünfzehn Jahre gealtert.

So ließen sich die Abläufe des Krieges in Hitlers gesundheitlicher Verfassung ablesen. Eintreffende Hiobsbotschaften von der Front verursachten Kopfschmerzen, Ohrensausen, Durchfall, Magenschmerzen und zitternde Hände.

Trotz aller Niederlagen gab Hitler nicht auf und führte unbeirrt den Krieg weiter. Mochte auch seine Gesundheit angegriffen sein, so war sein Siegeswille auch in den letzten Kriegsjahren ungebrochen. Bis zum Schluß glaubte er an die große Wende im Kriege. Manchmal schien diese gar greifbar nahe, erfocht doch die Wehrmacht auch in den letzten Kriegsjahren noch große Siege, doch meist waren dies nur noch Siege in Abwehrschlachten.

Der Obersalzberg 1940–1943

Der Berghof hatte mit Beginn des Krieges seine Funktion als wichtige Schaltstelle weltpolitischer Macht verloren. Nur wenn die kriegerischen Ereignisse es erlaubten oder genauer gesagt, wenn Hitlers Gesundheitszustand dies erzwang, befand sich Hitlers Hauptquartier auf dem Berghof. Dennoch gab es noch einige Staatsbesuche auf dem Obersalzberg.

Am 7. Juni 1941 besuchte König Boris von Bulgarien den Berghof, was er am 3. April 1943 wiederholte. Bulgarien fühlte sich traditionell seit seiner Befreiung von der Türkenherrschaft durch Rußland diesem verbunden. Hitler versuchte deshalb vergeblich, den deutschfreundlichen Boris zum Kriegseintritt gegen die Sowjetunion zu bewegen. Boris erlag noch während des Krieges unter merkwürdigen Umständen einem Herzanfall. Im übrigen wäre das aufrührerische Bulgarien als Bundesgenosse an der Ostfront für Hitler eher eine Belastung geworden, als eine Hilfe darzustellen.

Am 18. und 19. Januar 1941 kam Mussolini mit seinem Außenminister Graf Ciano auf den Berghof, um mit Hitler die Folgen des mißglückten italienischen Angriffs auf Griechenland zu besprechen. Vom 29. bis zum 30. April 1942 wiederholten die beiden ihren Besuch. Die Truppen Italiens hatten sich auf dem sowjetischen Kriegsschauplatz, ähnlich wie vorher in Griechenland und in Nordafrika, als wenig schlagkräftig erwiesen.

Ein Besuch des französischen Ministerpräsidenten Pierre Laval, der der mit Deutschland verbündeten Regierung von Vichy, dem

provisorischen französischen Regierungssitz, vorstand, fand am 29. Mai 1942 statt. Der kroatische Staatschef Ante Pavelic besuchte Hitler am 6. Juni 1941 auf dem Obersalzberg.

Am 7. April 1943 trafen Hitler und Mussolini in der Nähe des Obersalzberges in Schloß Kleßheim zusammen.

Hitler war nach der Niederlage von Stalingrad von einer Grippe befallen worden, die er auf Anraten seines Leibarztes Prof. Dr. Morell auf dem Berghof auskurieren sollte. Vom 10. März 1943 an verweilte er für drei Monate dort. Tatsächlich erholte er sich wieder, wenngleich sich die gesundheitlichen Rückschläge mit der gleichen Regelmäßigkeit wiederholten wie jene an der Front.

Dies hinderte Bormann jedoch nicht daran, den Ausbau des Obersalzberges mit einem Einsatz von zirka dreitausend ausländischen, meist italienischen Arbeitern verstärkt voranzutreiben. Ein Paradebeispiel hierfür bieten die Wohnsiedlungen Buchen- und Klaushöhe. Sie sollten den Angestellten der Verwaltung Obersalzberg als Unterkunft dienen. Beide Siedlungen wurden während des Krieges errichtet. Selbst am Tage des Bombenangriffs vom 25. April 1945 wurden hier noch Baumaterialien angefahren. Beide Siedlungen waren am Tage ihrer Zerstörung nahezu fertiggestellt.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß Bormann Hitlers volle Unterstützung bei seinem Baueifer auf dem Obersalzberg besaß, auch gegen Kriegsende. So gibt es eine Führerskizze vom 10. September 1943, auf der von Hitler eigenhändig eine Sicherung der Stollengänge gegen Explosionsdrücke eingezeichnet worden war.[21]

Ab Juli 1943 befand ich mich dann auf dem Obersalzberg. Meine dortigen Erlebnisse will ich im nächsten Abschnitt des Buches schildern.

Kommandant am Obersalzberg

Im September 1943 erreichte mich ein neuer Einsatzbefehl. Ich hatte mich nach Berchtesgaden in Marsch zu setzen und als Kommandeur der SS-Flakabteilung „B" am Obersalzberg den Flakschutz des dortigen Gebietes zu übernehmen.

Mein Einsatzgebiet umfaßte zunächst nur den Raum Obersalzberg/Berchtesgaden. Etwa Mitte 1944 wurden mir auch noch Luftschutzaufgaben für Bad Reichenhall und Salzburg übertragen. Hierbei war ich auf eine Zusammenarbeit mit Einheiten der Luftwaffe angewiesen; die Flaktruppe gehörte ja normalerweise zur Luftwaffe.

Als ich an einem freundlichen Herbsttag auf dem Berchtesgadener Bahnhof eintraf und das geschäftige Treiben dort und auf dem Bahnhofsvorplatz beobachtete, spürte ich: Hier betrittst du eine andere Welt. Es gab viele Offiziere in schmucken Uniformen, schwere Wagen mit Dienststandern und Menschen, die nach Kleidung und Gehabe an friedlichere Zeiten erinnerten.

Ein Wagen stand zur Abholung bereit. Die Fahrt ging steil bergan; sie führte über eine kurvenreiche, gut ausgebaute Gebirgsstraße, hier und da gewährte sie einen Blick auf die Dächer und Türme der im Tal eingebetteten Stadt Berchtesgaden. Es boten sich malerische Ausblicke von einzigartiger Schönheit. Es kamen vereinzelt Gehöfte, Wiesen und Wald. Der Fahrer erläuterte mir: Hier sei das Landhaus Speer, dort, hinter einer Waldkulisse kaum zu erkennen, sei der Gutshof Obersalzberg. Dann kam, bereits hoch über Berchtesgaden, das erste Postenhaus. Kontrolle, Hackenklappen, Weiterfahrt.

Dasselbe noch zweimal, dann ging es vorbei an einem breit hingelagerten und klassisch schön gegliederten Gebäudekomplex. Es war der bekannte Platterhof mit seinen großartigen Arkaden. In einer sanften Kurve schwang sich die Straße wieder talwärts. Ihr Verlauf wurde durch ein wuchtig in großen Steinquadern ausgeführtes Postenhaus unterbrochen – wieder eine Kontrolle. Nun wurde talwärts das große Geviert der Kaserne sichtbar, deren Steildächer, fast ebenso hoch wie die Geschosse selbst, den Kasernenhof umschlossen.

Der Wagen hielt im Hofinneren vor einer breiten Steintreppe. Der Chef der Wachkompanie meldete sich und führte mich auf mein Zimmer; ein schmuckloser, schmaler Raum in unmittelbarer Nähe des Offizierskasinos. Durch das schmale hohe Fenster blickte ich auf die Straße, welche etwa hundert Meter weiter unten zum Berghof führte, sowie auf den Göringhügel. Dort oben befand sich das Landhaus des Reichsmarschalls Hermann Göring.

Bei der Einführung in meine neue Aufgabe stellte ich fest, daß diese sich nicht nur auf den Flakschutz beschränkte. Es kamen noch andere Aufträge hinzu, die mit der Sicherung und Bewachung des genannten Gebietes zu tun hatten. Der Flakauftrag dominierte jedoch. Ich sollte das Gebiet Obersalzberg / Berchtesgaden gegen feindliche Luftangriffe schützen. Hier waren im engeren Umkreis um Hitlers Bergdomizil viele Reichsdienststellen, aber auch Kommandobehörden hohen Ranges untergebracht; Anlaß genug, daß der Gegner diese lohnenden Ziele eines Tages angreifen könnte. Die dadurch bestehende besondere Gefährdung der dort lebenden Zivilbevölkerung war gleichfalls zu beachten. Das wichtigste Schutzobjekt war natürlich der Obersalzberg und hier wiederum das, den Berghof umgebende, sogenannte „engere Führergebiet".

Der Entschluß, den Obersalzberg und Berchtesgaden durch Flak zu schützen, war im August 1943, kurz vor meinem Eintreffen, gefaßt worden. Dessen Verwirklichung betrieb Martin Bormann mit der gewohnten Energie. Die ersten Flakbatterien wurden deshalb schon vor meinem Eintreffen in Stellung gebracht. Sie wurden mir durch den Kommandeur des Flakersatzregimentes der Waffen-SS in München, der die bisherigen Maßnahmen geleitet hatte, ordnungsgemäß übergeben.

Die Flakeinheiten befanden sich bereits in Stellung oder wurden in den darauffolgenden Tagen in Stellung gebracht; als erstes ist hier eine Flakbatterie mit 8,8 cm-Kanonen auf dem Roßfeld zu nennen.

Die Roßfeldalm, wo zunächst vier Kanonen in Stellung gebracht wurden, war damals noch ein Stück unberührter Natur. Im Sommer diente sie als Weideplatz für das Vieh der Almbauern, im Winter war sie tief verschneit, und die Almhütte verschlossen. Es führte zunächst nur ein schmaler Pfad nach oben, der während des Krieges zu einer Breite von etwa drei Metern ausgebaut wurde, damit die Versorgung der Flak sichergestellt werden konnte. Durchschnittlich anderthalbtausend Meter hoch gelegen, reichte der Blick weit in das Salzburger Land und bei guter Sicht bis zu den Seen des Salzkammergutes. Vor allem konnte von hier aus das Berchtesgadener Land, insbesondere der Obersalzberg, gut eingesehen werden.

Im Frühjahr 1944 wurden auf dem Roßfeld noch drei Batterien mit insgesamt zwölf 10,5 cm-Kanonen in Stellung gebracht, so daß die dort stehende Einheit auf Abteilungsstärke gebracht wurde. Die große freie Fläche dieser Almwiese, nach Westen sanft, nach Osten ins salzburgische Gebiet steil abfallend, bot sich hierfür an.

Die dadurch entstehenden zusätzlichen Nachschubprobleme wurden zunächst mit einer Maultierkolonne gelöst. Als dies nicht mehr ausreichte, veranlaßte ich den Bau einer Paternosterseilbahn, deren Talstation sich an der Buchenhöhe nahe beim Obersalzberg befand.

Die Roßfeldalm, ostwärts vom Obersalzberg auf einem Bergrükken gelegen, bot flakartilleristisch besonders günstige Voraussetzungen. Schußposition, Schußfeld und Sichtverhältnisse waren zur Erfüllung der Aufgabe gut geeignet. Deshalb bildete ich hier den Schwerpunkt des Waffeneinsatzes.

Eine weitere schwere Batterie mit 8,8 cm-Flakkanonen befand sich in Schönau, also westlich vom Obersalzberg gelegen. Schönau hat eine durchschnittliche Höhenlage von sechshundert Metern und erstreckt sich vom Berchtesgadener Bahnhof nach Südwesten etwa bis zum Fuße des Grünsteines (1.304 Meter). Dieses weiträumige Wiesen- und Weidegelände mit eingestreuten Gehöften bot ebenfalls eine günstige Schußposition.

Es kam dort aber auch, besonders im Winter, wegen der Tallage zur Bildung eines Kältesees, der fast immer Nebel entstehen läßt. Dieser, wie auch der durch die Nebelabteilung künstlich erzeugte, nahm der Schönaubatterie die Sicht. Ihre Feuerleitung mußte dann vom Obersalzberg, das heißt von der dortigen Flakbefehlsstelle aus, vorgenommen werden.

Ähnliche Bedingungen fand eine dritte schwere Batterie vor, die auf einer großen freien Fläche (Breitwiese) an der Ache in Berchtesgaden in Stellung ging. Die Kanonen standen am Ortsausgang von Berchtesgaden unweit der Straße, die nach Schellenberg führt.

Schließlich gab es noch eine schwere Batterie mit vier 8,8 cm-Kanonen in Oberau. Die Stellung befand sich etwa dort, wo heute die moderne Roßfeld-Höhenringstraße beginnt. In Oberau, damals noch überwiegend eine bäuerliche Streusiedlung, war auch die Stabsbatterie der 4. leichten Batterie untergebracht. Deren Batteriechef lenkte von hier aus den Einsatz seiner leichten Flak. Diese Flak-Züge besaßen 3,7 cm- und 2,0 cm-Kanonen. Je ein solcher Zug mit vier 3,7 cm-Rohren stand auf dem Grünstein, dem Sillberg, der Kneifelspitze, dem Lockstein und in Oberau selbst.

Ein weiterer Zug leichter Flak stand mit sechs Rohren 2,0 cm-Flakkanonen und mit zwei 2,0 cm-Vierlings-Flakkanonen auf dem Antenberg. Die genannten Stationierungsorte der leichten Flak am Obersalzberg waren bewußt an möglichst hohen und beherrschenden Punkten der nahen Obersalzberger Umgebung ausgewählt worden. Die Reichweite dieser Kanonen schloß die wirksame Bekämpfung hochfliegender Ziele (über drei- bis viertausend Meter; je nach Höhe des Standortes, von welchem aus geschossen wird) aus. Sie dienten also vornehmlich der Bekämpfung von Tieffliegerangriffen und da wieder insbesondere solcher feindlicher Unternehmen, wie sie etwa deutscherseits am italienischem Gran Sasso bei der Befreiung Mussolinis geflogen wurden.

Der Grünstein zum Beispiel, 1.304 Meter über dem Meeresspiegel und etwa siebenhundert Meter über dem Königssee gelegen, eine steil ansteigende und spitz auslaufende Bergspitze, ein Vorberg des Watzmann, bot genügend Schußfeld zur Beherrschung des nahen Luftraumes südlich von Berchtesgaden.

Ähnlich waren die Verhältnisse auf dem etwas weiter nördlich gelegenen Sillberg und dem Lockstein über Berchtesgaden.

Die Kneifelspitze (1.189 Meter) erhebt sich steil und spitz zulaufend im Norden von Berchtesgaden, unweit der Wallfahrtskirche Maria Gern, dem mächtigen Untersbergmassiv vorgelagert. Sie bot günstige Voraussetzungen für eine wirksame Bekämpfung von Fliegernahzielen im Raum nördlich Obersalzberg / Berchtesgaden.

In Oberau wiederum war die Schußposition für die Bekämpfung von Nahzielen nicht ganz so günstig wie bei den vorher genannten Standorten. Immerhin konnte von hier aus auch ostwärts von Berchtesgaden / Obersalzberg feindlichen Tieffliegern eine wirksame Waffe entgegengesetzt werden. Während das Einfahren der Kanonen auf Grünstein, Sillberg und Kneifelspitze wegen des steilen Angangs nur im zerlegten Zustand möglich war, boten Lockstein und Oberau keine Schwierigkeiten dieser Art.

Nachschubprobleme, die in den schneereichen Wintermonaten besonders drängten, zwangen mich schließlich dazu, für die Stellungen auf dem Grünstein und auf der Kneifelspitze Materialseilbahnen zu bauen. Die Seilbahn zum Grünstein schwebte frei von der Talstation bis zur Bergspitze über einem schwindelerregenden Abgrund. Die zur Kneifelspitze erhob sich kaum über die Tannenspitzen, so daß ich selbst die Auffahrt auf einem primitiven Tragekorb wagte.

Während die erwähnten 3,7 cm-Flakkanonen imstande waren, auch tief geflogene Bomberangriffe abzuwehren, dienten die 2,0 cm-Vierlinge und 2,0 cm-Einzelkanonen ausschließlich der Abwehr von Luftlandemanövern des Feindes, die in der unmittelbaren Nähe des Berghofes erwartet werden mußten. Sie wurden deshalb am Antenberg in Stellung gebracht, der, nur wenige hundert Meter vom Berghof entfernt, als hierfür am besten geeignet erschien. Hier standen auch die Wohnbaracken der Bauarbeiter des Obersalzberges, so daß es für die Mannschaften des Flakzuges keine Unterbringungsschwierigkeiten gab.

Die geschilderte Anordnung der Flakstellungen rund um den Obersalzberg und Berchtesgaden nutzte die Beschaffenheit des gebirgigen Geländes, um den Ring flakartilleristischer Abwehr an den günstigsten Positionen zu schließen.

Eine Lücke blieb jedoch zunächst noch offen: Der Kehlstein, 1.837 Meter hoch und nach Luftlinie dem Obersalzberg am näch-

sten gelegen, war vorerst unantastbar. Erst Mitte 1944 ließ Martin Bormann sich überzeugen, daß die Luftabwehr für den Obersalzberg auf diese Geschützstellung nicht verzichten konnte.

Unter Hinzurechnung der später besetzten Flakstellung Kehlstein standen somit folgende Flakeinheiten im Einsatz: Eine schwere Abteilung mit 12 Kanonen 10,5 cm auf dem Roßfeld. Eine schwere Batterie mit 6 Kanonen 8,8 cm ebenfalls auf dem Roßfeld. Beide Einheiten unterstanden einem Abteilungskommandeur, dessen Gefechtsstand sich ebenfalls auf dem Roßfeld befand. Je eine schwere Batterie mit vier 8,8 cm-Kanonen in Oberau, Berchtesgaden und in Schönau. Ein Zug mit vier 3,7 cm-Kanonen ebenfalls in Oberau.

Je ein Zug mit je vier 3,7 cm-Kanonen auf der Kneifelspitze, dem Sillberg, dem Grünstein, dem Lockstein (über Berchtesgaden) und dem Kehlstein, sechs Kanonen 2 cm und zwei Vierlinge 2 cm auf dem Antenberg nahe dem Platterhof. Während der Anwesenheit des Führerhauptquartieres von März bis Juli 1944 wurde der Flakschutz im Raume Salzburg durch die Luftwaffe verstärkt.

Im Juli 1943 wurde ich Kommandant des Obersalzberges. Die Einmaligkeit dieser Stellung ließ es Martin Bormann, dem „Herrgott vom Obersalzberg“ – wie ihn die Einheimischen nannten –, geboten erscheinen, daß ich auf dem „Berg“ eine kleine Wohnung für meine Familie errichtet bekam. Oberhalb des berühmten Platterhofes wurde auf dem Antenberg mitten im Tannenwald aus Barackenteilen ein Häuschen für mich errichtet. Eingezwängt von harzigen Baumstämmen lag es mit seiner Vorderseite an einem Waldweg, der von Hintereck zum Dürreck führte. Auf kleinster Grundfläche bot es ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, eine Küche, ein Bad mit Toilette und sogar eine winzige Diele.

Gegenüber standen Baracken meiner Nachrichtenzentrale mit Unterkünften für die Mannschaften. Ich wußte sehr wohl das Glück zu schätzen, daß ich Tilli mit Berni und Roland hierher holen konnte. Einzug hielten wir im Winter 1943/44. Weihnachten feierten wir im Wohnzimmer, das wir nicht nur mit einem Lichterbäumchen, sondern auch mit einem echten Berchtesgadener Bauernschrank geschmückt hatten. Emmy Göring schenkte Berni zu dieser Gelegenheit eine elektrische Eisenbahn, und Roland wurde, seinem Alter entsprechend, mit Süßigkeiten und kleinem

Spielzeug verwöhnt. Er war ja erst neun Monate alt. Im Januar 1944 brach der Winter mit voller Wucht über uns herein. Das Hochgebirge führte uns vor, zu welch dramatisch-romantischen Veränderungen der Landschaft es fähig ist. Wenn wir aus dem Fenster blickten, dämmerte das Tageslicht hinter einer Schneewand. Den Himmel konnte man nur ahnen. Am Roßfeld, wo meine 8,8 cm-Flakkanonen in Stellung gegangen waren, wurde eine Schneehöhe von mindestens neun Metern gemessen. Die Dachfirste der Mannschaftsbaracken waren unter Eiskristallen verschwunden. Wie Ameisen krabbelten Mannschaften wie auch Arbeiter und schaufelten Stollengänge unter und Schluchten in den Schnee. Es wimmelte nur so von arbeitenden Menschen in der kalten Last, bis die wichtigsten Wege wieder gangbar gemacht worden waren. Schon im Januar 1944 wies Tilli unserem Ältesten den Weg zum Kindergarten. Er befand sich in einem eigens hierzu errichteten Haus. Hitlers Modellhaus, ein Gebäude zur Ausstellung von Architekturmodellen, befand sich in der Nähe, in diesem pflegte er architektonische Entwürfe zu begutachten. In Steinwurfnähe schaute der Berghof ins Salzburgische. Hier wurde unser Sohn von einer Kindergärtnerin in Empfang genommen und in die Schar jener Kinder eingereiht, welche den vielen jungen Familien auf dem Obersalzberg entsprossen waren. Sehr bald erlernte unser Ältester jenen Fußweg, der zum Ringelreihentanz und Liedersingen führte, so daß ihn Tilli unbesorgt alleine losmarschieren lassen konnte. Hinzu kam, daß er als Sohn des „Chefs" bei den überall gegenwärtigen Soldaten besonderen Schutz genoß.

Die Unbilden eines sehr strengen Winters fesselten den Obersalzberg bis weit in den April 1944. Am 27. März 1944 stürzte die Kinohalle am Antenberg, eine Holzkonstruktion, unter der Schneelast zusammen. Die Halle hatte zweitausend Besuchern Platz geboten. Kurz bevor das Unglück geschah, verließ unter anderem auch Bormann unversehrt den riesigen Holzbau. Tilli und ich hatten dort ebenfalls sehr häufig an den Filmdarbietungen teilgenommen.

Eines Nachts, der Schnee war inzwischen geschmolzen, Tilli und ich waren in tiefem Schlaf, klingelte das Telephon. Es war zwei Uhr in der Früh. Reichsleiter Bormann meldete sich: „Hier Bormann.

Wir sitzen in gemütlicher Runde. Alle behaupten, Sie seien der schönste Mann auf dem Obersalzberg. Wir hätten Sie gern in unserer Mitte. Haben Sie Lust zu kommen?"

„Jawohl, Herr Reichsleiter", lautete meine Antwort. Ich stürzte in die Uniform und alarmierte den Fahrer. Der damals zweitmächtigste Mann des Deutschen Reiches hatte gerufen. Tilli mußte zusehen und abwarten, bis ihr Mann im Morgengrauen zurückkehrte. Übrigens ging man an diesem Abend mit mir rücksichtsvoller, als ich befürchtet hatte, um. Bormann tat mir Derartiges nie wieder an.

Tagsüber inspizierte ich Flakstellungen; am liebsten solche, die im Hochgebirge lagen. Nachmittags oder abends erledigte ich Schriftliches oder ich verhandelte mit Dienststellen, deren Hilfe oder Einflußnahme ich benötigte. Oft fand sich Gelegenheit, daß Tilli mich begleitete; auf das Roßfeld, zum Königssee, nach Schönau, nach Berchtesgaden, nach Bad Reichenhall oder auch nach Salzburg.

Nebelabteilung Obersalzberg, Stollenbau

Um den Flakschutz für den Obersalzberg noch wirksamer zu gestalten, wurde Ende 1943 eine Nebelabteilung Obersalzberg aufgestellt. Diese übernahm am 10. Oktober 1943 die von der Luftwaffe durch die „LW-Nebelabteilung mot 1" eingerichteten Nebelstellungen. Die Nebelabteilung bestand aus drei Batterien mit zunächst 270 Nebelgeräten (Faßgerät 43). Diese wurden im Gebiet Berchtesgaden–Obersalzberg–Königssee–Bad Reichenhall eingesetzt. Deren Verteilung auf die einzelnen Stützpunkte erfolgte nach vorheriger Überprüfung der jeweils gegebenen meteorologischen Bedingungen. Hierbei spielten die Durchschnittswerte von Windrichtung, Luftdruck und Luftfeuchtigkeit eine besondere Rolle. Die 200 Liter Fässer wogen im gefüllten Zustand sechs Zentner und waren mit Nebelsäure, d.h. mit Chlorsulfonsäure und Schwefeltrioxyd gefüllt. Mit Hilfe von Preßluft wurde dieses Gemisch durch eine Düse zerstäubt. Die natürliche Luftfeuchtigkeit begünstigte eine wirksame Nebelbildung. Durch die Vernebelung des Gebietes sollte ein gezielter Bombenabwurf erschwert oder unmöglich gemacht werden.

Die Nebelabteilung Obersalzberg hatte bei ihrer Aufstellung eine Stärke von einem Offizier (Kommandeur), 40 Unterführern und 600 bedingt kriegsverwendungsfähigen Männern.

Um zu gewährleisten, daß unnötige Vernebelungen unterblieben, aber auch, daß im Ernstfall der Befehl zur Vernebelung rechtzeitig gegeben wurde, bedurfte es einer Reihe von Voraussetzungen: Jeder Feindeinflug mußte nach Zahl und Art der Maschinen,

Fluggeschwindigkeit und -richtung sowie nach der Flughöhe bewertet werden. War zu erkennen, daß der Obersalzberg in einer bestimmten Zeit angeflogen werden könnte, so mußte der Nebelbefehl gegeben werden. Hierbei war zu berücksichtigen, daß eine ausreichende Einnebelung je nach Witterung und Windverhältnissen 20 bis 30 Minuten Zeit erforderte. Bei einer Probevernebelung unternahm der Kommandeur der Nebelabteilung mit Hitlers Flugkapitän Hans Baur einen Inspektionsflug über den Obersalzberg. An Bord befand sich eines der neuesten englischen Ortungsgeräte (Radargerät), das sogenannte „Rotterdamgerät" (britische Bezeichnung H25), welches bei Rotterdam unbeschädigt in unsere Hände gefallen war.

Es ergab sich, daß nach der erfolgten Einnebelung nur noch undeutlich wahrnehmbare Umrisse der Kaserne Obersalzberg erkennbar blieben. Auch das Rotterdamgerät konnte keine günstigeren Ortungswerte liefern. Die Vernebelung erwies sich somit als vollkommen gelungen und hätte im Ernstfalle das Schutzgebiet wirksam getarnt. Vor und nach der Vernebelung wurden Reliefaufnahmen aus 5.000 Metern Höhe gemacht. Sie lieferten Erkenntnisse über mögliche Einflugschneisen.

Der Alarmplan für Flak und Nebelabteilung setzte voraus, daß ich von feindlichen Flugbewegungen spätestens dann Kenntnis erhielt, wenn diese sich auf 45 Flugminuten, das sind zirka 225 Kilometer im Umkreis, dem Schutzobjekt genähert hatten. Die Fluggeschwindigkeit von Bomberflugzeugen berechnete man damals mit durchschnittlich 300 Stundenkilometern.

Für die rechtzeitige Alarmierung der Nebelgeräte-Bedienungen wie aber auch der Flak-Kanoniere bedurfte es deshalb einer Befehlsstelle, welche an die Flugwarnstellen im weiten Umkreis angeschlossen sein mußte. Deshalb wurde auf dem Obersalzberg die sogenannte „Führerflugmeldezentrale" eingerichtet.

Flugwarnstellen mit sogenannten Ortungsgeräten (Feindbezeichnung „Radargerät") befanden sich bei Zell am See, Vöcklabruck und anderswo. Die wichtigsten Ortungsgeräte im engeren Umfeld waren zwei sogenannte „Freyageräte". Sie standen auf dem Gaisberg bei Salzburg. Ihre Leistungsfähigkeit wurde nur noch durch den sogenannten „Würzburg-Riesen", das Funkmeßgerät 65 (FuMg 65), übertroffen. Seine Ortungsmeldungen stan-

den der „Führerflugmeldezentrale" ebenfalls zur Verfügung. Das Ortungsgerät selbst war weiter südlich auf dem Sonnwendjoch in den Hochalpen stationiert.

Nicht nur die genannten Flugwarnstellen, sondern auch die gesamte deutsche Fernwarnung lieferte ihre Werte an die „Führerflugmeldezentrale". So hatte ich die Möglichkeit, die Luftlage über dem gesamten von Deutschland besetzten europäischen Raum auf einer Karte zu beobachten.

Ursprünglich hatte ich nur eine übliche Flakbefehlsstelle zur Verfügung. Sie befand sich auf dem Antenberg nahe meinem Gefechtsstand. Ende 1943 entwickelte sich hieraus die „Führerflugmeldezentrale". Sie wurde in einem Stollen in Felsgestein, etwa 30 Meter unter dem Göringhügel, eingerichtet. Sie war mit den neuesten technischen Geräten ausgestattet und galt als modernste Auswertungsstelle dieser Zeit. So verfügte sie über drei Milchglasscheiben im Format zwei mal zwei Meter. Auf je einer von ihnen wurde die Nahlage (etwa 200 Kilometer im Umkreis), die Mittellage (etwa 600 Kilometer) und die Fernlage (über 600 Kilometer) dargestellt. Als weiteres Hilfsmittel für die Gefechtsführung gab es außerdem noch eine Beobachtungsstelle, welche aus dem höchsten Punkt des Göringhügels ausgefahren werden konnte.

Das Stollenbausystem der „Führerflugmeldezentrale" lag zwar in unmittelbarer Nähe der Landhäuser Bormann und Göring, hatte aber damals keine direkte unterirdische Verbindung zu deren Stollenbauten.

Während der Anwesenheit des Führerhauptquartieres hatte die „Führerflugmeldezentrale" eine besonders heikle Aufgabe. Es ging nicht nur darum, die Nebelabteilung und die Flak rechtzeitig zu alarmieren und gefechtsbereit zu machen, nicht nur um die Auslösung des Alarms für den zivilen Luftschutz im Berchtesgadener Land, damit die Bevölkerung rechtzeitig die Luftschutzräume aufsuchen konnte, sondern auch um die Benachrichtigung Hitlers und seiner engsten Umgebung. Hitler arbeitete meist bis tief in die Nacht und durfte deshalb oft nicht vor 11 Uhr geweckt werden. Ich setzte aus all den genannten Gründen im Ablösungsturnus meine zuverlässigsten und erfahrensten Offiziere auf der Befehlsstelle ein. Sie überwachten auf den Milchglasscheiben alle

feindlichen Flugbewegungen. Hinter diesen Glasscheiben arbeiteten in weiße Mäntel gekleidete Spezialisten. Sie trugen Kopfhörer, waren mit den Flugwarnstellen verbunden und verdeutlichten den Weg einer feindlichen oder auch eigenen Flugbewegung durch taktische Zeichen, die sie auf den Scheiben bewegten. Auf deren Vorderseite im großen Raum der Auswertung saß der jeweils verantwortliche Offizier auf der etwas erhöhten Befehlsstelle. Vor sich bediente er eine Tastatur, um mit den wichtigsten Stellen sofort Verbindung herstellen zu können. Hinter ihm standen zwei Glastische. Einer von diesen hieß „Klotzschetisch". Mit dessen Hilfe konnten sämtliche angeschlossenen Flakbatterien zu einem koordinierten Sperrfeuerschießen nach Planquadrat zusammengefaßt werden.

Die erforderliche Schußrichtung konnte somit durch ein Koordinatensystem festgelegt und an sichtbehinderte Batterien weitergegeben werden. Nur die Flakabteilung auf dem Roßfeld war hiervon ausgenommen. Sie besaß zwei Funkmeßgeräte und konnte deshalb auch bei Sichtbehinderung gezielt schießen. Der andere Tisch hinter der Befehlsstelle diente dem Nebeleinsatz.

Unter dem erhöhten Platz der Befehlsstelle saßen Offiziere des Heeres, der Luftwaffe, der Marine, sowie ein örtlicher Luftschutzbeauftragter und gaben über Mundwinkelmikrofone die jeweilige Luftlage an ihre Dienststellen im ganzen Reichsgebiet bis an die Fronten durch.

Wenn ein feindlicher Einflug aus der „Fernlage" in die „Mittellage" überwechselte, mußte eine Reihe von Beurteilungen vorgenommen werden: Stärke und Art des feindlichen Verbandes, Fluggeschwindigkeit und vorhersehbare Flugrichtung, Wetterlage und Tageszeit. Nachteinflüge bei Windstille und natürlicher Nebelbildung waren anders zu beurteilen als solche bei Tage, klarsichtigem Wetter und lebhafter Luftbewegung. In letzterem Falle brauchte ich überdurchschnittlich viel Zeit, um die künstliche Vernebelung wirksam werden zu lassen. Große Luftfeuchtigkeit und Windstille beschleunigte die Nebelbildung.

Einer jeden Alarmierung ging ein Gespräch zwischen dem wachhabenden Offizier von der Befehlsstelle und mir voraus. Es gab Fälle, bei welchen ich zusammen mit ihm eine feindliche Luftbewegung lange Zeit beobachtete und beurteilte, bevor wir uns

entschlossen, den nächsten Schritt, Alarmierung, vorzubereiten oder ganz auszuschließen. Zu den Vorbereitungen der Alarmierung gehörte immer ein Telephongespräch mit dem Luftwaffen-Adjutanten Hitlers, Oberst Nicolaus von Below. Wenn die Situation es erforderte, schlug ich ihm vor, Hitler und sein Hauptquartier zu verständigen. Es war mir dringend nahegelegt worden, Hitler durch eine solche Vorwarnung niemals aus dem Schlaf zu reißen. Noch viel zwingender war es aber auch geboten, ihn nicht zu spät in den schützenden Stollen zu schicken. Diese Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten war vielleicht die heikelste Aufgabe meines Lebens.

Bei einer Gefährdung Hitlers durch eine zu späte Alarmierung hätte ich versagt und mit entsprechenden Konsequenzen rechnen müssen.

Es gab eine Verfügung Bormanns, wonach seine Familie zusammen mit dem gesamten Hauspersonal bei Fliegeralarm in die Liegerethütte (Kehlsteingebiet auf der Westseite) zu bringen war. Diese Luftschutzzuflucht für Familie Bormann war mit Proviant für ein Jahr ausgestattet und wurde vom RSD (Reichssicherheitsdienst) bewacht.

Bei Anwesenheit Hitlers und der damit verbundenen Anhäufung von wichtigen Dienststellen im nahen und weiteren Umkreis wurde der Flak- und Nebelschutz auch auf den Raum Bad Reichenhall, Ainring (Flughafen), Freilassing, Klessheim (Gästehaus der Reichsregierung), Salzburg und Hallein ausgedehnt. Hierbei kam es zum Einsatz entsprechender Luftwaffeneinheiten. Es ergab sich im Laufe des Jahres 1944 die Notwendigkeit enger Zusammenarbeit mit ihnen. Hierzu trug ein Vorfall bei, der sich im gleichen Jahre ereignete. Eine feindliche Bomberstaffel flog aus dem Süden an. Kurz nach dem Start in Brindisi (Italien) wurde deren Weg in meiner Befehlsstelle verfolgt. Wir rechneten mit einem Angriff in unserem Gebiet. Ich beobachtete vom Göringhügel aus mit dem Scherenfernrohr die Gegend von Salzburg. Die Vernebelung meines Schutzgebietes war bereits geglückt, während in Salzburg noch klare Sicht herrschte. Ich sprach mit dem dortigen Luftwaffenkommandeur und überredete ihn schließlich, auch zu nebeln. Offensichtlich hatten seine Luftlagemeldungen nicht mit denen der „Führerflugmeldezentrale“ übereingestimmt. Endlich

sah ich auch über Salzburg einige Nebelsäulen in den Himmel steigen. Leider zu spät. Kurz darauf erschienen die ersten Feindmaschinen über Salzburg und öffneten ihre Bombenschächte. Dann mußte ich meinen Beobachtungsposten verlassen, da er im eigenen Nebel versank. Bei diesem Luftangriff wurden der Salzburger Dom und die Bahnhofsgegend schwer getroffen.

Meine Pflichten beschränkten sich aber nicht nur auf den Flakschutz in Verbindung mit dem Einsatz der Nebelabteilung. Mir unterstanden noch folgende Verbände: Wachkompanie, Stollenbaukompanie und Führerfahrkolonne.

Die Wachkompanie stellte rund um die Uhr und bei jeder Witterung Posten und Ehrenwachen im inneren Führergebiet. Sie standen auch an den Eingängen zum Berghof. Bei Gelegenheit von Staatsbesuchen wurde dieser Dienst noch erheblich verstärkt, zumal prominente Gäste, zum Beispiel Mussolini, Reichsverweser Horthy aus Ungarn oder König Boris von Bulgarien in Schloß Klessheim bei Salzburg wohnten. Auch dort hatte dann die Wachkompanie Wach- und Ehrendienst zu versehen. Die Männer der Wachkompanie mußten sich einem ständigen Körpertraining und scharfem militärischen Drill unterziehen. Ihre Zahl erreichte manchmal bis zu 350 Mann. Die Bewaffnung beschränkte sich auf Gewehre, leichte Infanteriewaffen, worunter sich auch leichte Minenwerfer befanden. Schwere Maschinengewehre fehlten.

Die SS-Kaserne Obersalzberg blieb für die Unterbringung der Wachkompanie vorbehalten. Für Zwecke der Ausbildung standen der große Kasernenhof, eine geräumige Exerzier- und Sporthalle und unter dem Kasernenhof unterirdische Schießstände zur Verfügung. In dem Gebäudetrakt gegenüber der Turnhalle befanden sich die Mannschaftskantine, das Offizierskasino und Wohnräume für Offiziere. Im gleichen Gebäude war auch die gemeinschaftliche Küche untergebracht. Außerdem befand sich hier noch das Fernheizwerk, von welchem aus sämtliche Gebäude des Obersalzberges, außer dem Berghof und dem Haus Göring, beheizt wurden.

Die Küche lieferte, wie in Wehrmacht und Waffen-SS allgemein üblich, für Offiziere und Mannschaften die gleiche Kost.

Bis etwa Juni 1943 war das Thema Flak oder Nebelschutz auf dem Obersalzberg nicht erörtert worden. Um so hektischer wur-

de danach mit der Verwirklichung derartiger und noch weitergehender Luftschutzmaßnahmen begonnen. In kürzester Zeit sollten der Berghof und das gesamte engere Führergebiet durch ein weitläufiges, mit komfortabel gestaltenen Wohnbunkern versehenes Stollenbausystem tief im Felsgestein ausgestattet werden. Da inzwischen etwa 70 Prozent der deutschen Bauarbeiter eingezogen worden waren, wurden diese durch ausländische, meist italienische Arbeiter abgelöst.

Hinzu kam eine Stollenbaukompanie der Waffen-SS. Mit ihrer Hilfe sollten in acht Wochen 130 Meter Stollengänge und die dazugehörigen Kavernen in den Fels getrieben und bezugsfertig ausgestattet werden. Erschwerend kamen die geäußerten Sonderwünsche, wie nach Klimaanlagen, nach einer Edelholzverkleidung der Wände und auch nach einer ansonsten erstklassigen Ausstattung hinzu. Die Männer der Stollenbaukompanie arbeiteten als Mineure. Sie trieben die Gänge in den Fels und wurden nur innerhalb des Führergebietes eingesetzt. Planung und Durchführung dieses Einsatzes lagen ausschließlich in den Händen von Bormanns Architekten, Ingenieuren und Baufirmen. Mir unterstanden diese Männer nur disziplinarisch. Demnach verantwortete ich nur deren Unterbringung und Verpflegung wie auch den sogenannten Innendienst (Stuben- und Spindordnung, Ausgehordnung usw.). Für militärische Ausbildung blieb den Stollenbaumännern keine Zeit. Ihre Gewehre blieben meist im Spind stehen.

Zunächst war ein Stollensystem für Hitler unter dem Berghof vorgesehen. Dort mußten unterirdische Räume entstehen, die ihm zum Arbeiten, Wohnen und Schlafen dienen konnten.

Hinzu kamen Gästeräume, Adjutantenräume und solche für Eva Braun. Ein weiteres Stollensystem wurde für Bormann gebaut. Hier entstanden Räume für seine Familie mit daran angeschlossenen Räumen für die Verwaltung und die Aktenablage.

Göring hatte schon im Jahre 1941 einen kleinen Luftschutzbunker mit drei Meter dicken Wänden für sein Haus gebaut; ihm diente ein System, das nun erweitert und verbessert wurde.

Die Ausfütterung der ausgebrochenen Stollen war äußerst sorgfältig durchdacht. An die Felswand wurde eine 30 bis 60 cm starke Betonschale anbetoniert. Auf diese wurde ein Zementputz auf-

gebracht, der Träger einer Isolierung war, die nach neuartigem Verfahren entweder aus einer Art Dachpappe oder künstlichen Gummibahnen bestand. Vor die Isolierung kam dann eine 25 cm starke Mauer, die mithin das Innere der Gänge und der Kammern bildete. Durch Sickersteine im Betonmantel wurde das andrängende Wasser abgeleitet, der Kanalisation zugeleitet und ins Freie geführt. Die Eingänge erhielten eine besonders starke Eisenarmierung und weitere Sicherheitsmaßnahmen gegen Bombentreffer und Einsturz. Das Prinzip bei der Stollenanlage war im allgemeinen folgendes: Ein gerader Gang oder eine Treppe führten vom Eingang weg, bis die genügende Überdeckung von zirka 40 bis 50 Metern gegeben war, dann kam ein Prellbock – auch Blocksicherung genannt –, der Luftstöße bei Bombenexplosionen abfangen sollte, dahinter befanden sich Gasschleusen, von denen aus die Gänge weiterführten, an denen rechts und links die verschiedenen Kammern lagen. Der größte Teil der Gänge enthielt noch einen Unterstollen, in dem die gesamten technischen Leitungen – Belüftung, Beleuchtung, Wasser, Kabel, Entwässerung und Warmluftheizung – untergebracht waren. In den Prellböcken wurden nach allen Richtungen Kammern eingebaut, die zur Aufnahme von Maschinengewehrnestern vorgesehen waren. Der Fels war in seiner Beschaffenheit wechselnd, teilweise sehr standfest und gut, aber, zum Beispiel gerade bei Hitlers Stollen, teilweise auch sehr brüchig und von Lehmadern durchzogen, so daß jede durch Sprengungen ausgeschossene Strecke sofort mit kräftigen Hölzern verbolzt und ausgebaut werden mußte. Der Ausbau verschwand beim Ausbetonieren wieder. Bei dem Tempo und der Hast, mit denen die Arbeiten durchgeführt wurden, waren oft gefährliche Momente und schwierige Situationen zu überstehen.

Weitere Stollen für die Belegschaft in den Barackenlagern, für die Angestellten und Arbeiter der Verwaltung, für die Bewohner der Siedlungen, für die Gefolgschaft des Gutshofes (einschließlich der Tiere) wurden ebenfalls in Angriff genommen.

An erster Stelle stand natürlich der Berghof-Stollen, dem alles andere untergeordnet war. Ein bestimmter Abschnitt mußte unbedingt bis zum 24. Dezember 1943 fertiggestellt sein, da mit Hitlers Besuch um diese Zeit gerechnet wurde. Durch die Schwierigkeiten, die der schlechte Fels verursachte, zögerte sich der Termin,

zu dem man mit dem Ausbau beginnen konnte, so lange hinaus, daß für diese Arbeiten nur acht Wochen blieben. In unvorstellbarer Eile und unter Einschaltung aller Hilfsmittel und organisatorischer Kunst wurde der Endtermin eingehalten. Allerdings stand in dem engen Stollengang alle Meter ein Maurer, der den Bogen einwölbte, und zwischen den Beinen dieser Maurer krochen in endloser Kette die Hilfsarbeiter auf allen Vieren, um Mörtel und Steine herbeizuschaffen, dazwischen in drangvoller Enge die Installateure, Schreiner, Isolierer, Elektroarbeiter, Telephonkabelleger.

Es handelte sich immerhin um eine Stollenlänge von zirka 130 Metern, die, angefangen von der ersten Mischung Beton bis zum Polieren des Parkettfußbodens und dem Abstauben des Telephons, in kürzester Zeit einschließlich aller Vertäfelungen und Möbel fertigzustellen war. Oft wurde mit dem Minieren begonnen, ohne daß endgültige Fertigungspläne vorlagen. Dadurch entstanden zusätzliche Schwierigkeiten.

So sah der ursprüngliche Plan einfache Luftschutzstollen für den Aufenthalt von einigen Stunden, um das Leben der Bewohner des Obersalzberges und wichtiges Material zu schützen, vor. Dann mischte sich, schon während mit den Bauarbeiten begonnen wurde, zum Beispiel der Sicherheitsdienst ein und verlangte den Einbau von Maschinengewehrnestern. Im weiteren kamen die Architekten und konnten aus künstlerischen Gründen auf Marmor, Edelholz, Vertäfelungen, Klimaanlagen, Teppiche, Toiletten, Ankleidekabinette usw. nicht verzichten. Nun kam Bormann und wollte die Anlage zu einem Hauptquartier erweitern. Auch Hermann Göring wollte einen Stollen haben, und sein Stollensystem mußte in die Gesamtanlage mit einbezogen werden. Als es einbezogen war, weigerte sich wiederum Bormann, seinen Stollenabschnitt mit dem Görings zusammenschließen zu lassen. So blieb tatsächlich eine Strecke von zirka zehn Metern nicht ausgebrochen zwischen beiden Stollenabschnitten liegen. Infolge der Änderungen reichten die vorgesehenen Lüftungsmaschinen wiederum nicht mehr, sie wurden umgebaut, benötigten aber nun mehr Platz, und ein größerer Raum mußte für sie in den Fels gebrochen werden. War alles fertig, dann fiel irgendjemandem ein, man habe eine Kammer vergessen und die Minierungsarbeit ging von vorne los. Dann kamen die verschiedenen Hausmeister und

brauchten Abstellräume, danach kam der Leibarzt. Er erhielt Gasschleusen, Entgiftungskammern, Operationsräume. Der Hundewart meldete sich und brauchte einen eigenen Raum für den Wolfshund. Dann kamen die Telephonleute. Es mußten die Kabelschächte erweitert werden, weil sie mit dem vorhandenen Querschnitt nicht auskamen. Dann erschien Eva Braun und mußte ein Bad haben. Dann kamen die Köche. Es wurden komplette Küchen einschließlich Kühlanlagen eingebaut. Dann mußten eigene Kammern erstellt werden für Bilder, für Schallplatten und für Bibliotheken. Für Bormann wurde ein eigenes Luftschutz-Speisezimmer gebaut. Er bekam eigene Teppiche. Nachträglich wurde auch der Bau der unterirdischen „Führerflugmeldezentrale" befohlen; die „Führerflugmeldezentrale" war zuvor vorläufig in Baracken untergebracht worden. Sie hatte keine unterirdische Verbindung zu dem übrigen Stollensystem. Die dazugehörigen Kammern erhielten einen eigenen Schacht bis an die Erdoberfläche mit den kompliziertesten Sicherungen. Danach wurden noch Notstromanlagen eingebaut, die dann aber bei dem tatsächlichen Bombenangriff des 25. April 1945 infolge Luftmangels ausfielen.

In den anderthalb Jahren ihrer Bauzeit haben die Stollen eine Gesamtlänge von insgesamt fünftausend Metern erreicht. Davon waren etwa zweitausend Meter vollkommen ausgebaut und weitere eintausend Meter waren ausbetoniert. Der Rest war ausgebrochen und, wo notwendig, abgestützt und konnte somit zu Schutzzwecken ohne weiteres benutzt werden, wenn auch der stundenlange Aufenthalt in ihm wegen der Kälte und Feuchtigkeit nicht angenehm war.

Hitler hat die Luftschutzstollen bzw. den Abschnitt, der für ihn zu Weihnachten 1943 hergerichtet worden war, insofern benutzt, als er bei den Alarmen dafür Sorge trug, daß die Bewohner des Berghofes und seine Gäste rechtzeitig und vollzählig in den Stollen gingen. Nachdem er sich hiervon überzeugt hatte, zog er es aber für sich selbst vor, entweder vor dem Eingang oder in seinem Berghof-Arbeitszimmer weiterzuarbeiten.

Am Ende des Jahres 1944 war mit den Luftschutzbauten etwa folgender Stand erreicht: Für die Zivilbevölkerung, die Arbeiter und Kinder in den Kinderheimen waren Stollen fertig ausgebrochen und teilweise auch ausgebaut worden, die einen sicheren

Schutz gegen Bomben boten. Für Hitler, Bormann und Göring waren komfortable, vollständig eingerichtete Wohnungen unter der Erde fertiggestellt worden. Die fertiggestellten Stollen wurden übergeben.

Man fragte sich: Wozu dies alles? Wird es notwendig sein, wochenlang unter der Erde leben zu müssen, und zu welchem Zeitpunkt? Oder was sonst haben diese Vorkehrungen für einen Zweck? Im Verlauf des Sommers 1944 sind in Berchtesgaden und Umgebung sowie auf dem Obersalzberg weitere Vorbereitungen begonnen worden, um das Führerhauptquartier unterirdisch aufzunehmen. In Berchtesgadens Umgebung entstanden hierfür Baracken-Siedlungen; ein großer Bunker wurde im Hof der Jägerkaserne begonnen, dessen Bauzeit mindestens auf ein Jahr geschätzt wurde. Von allen Seiten wurden Kabel jeder Stärke herangeführt, und in den Stollen auf dem Obersalzberg wurden immer neue Einbauten vorgesehen, um die Technik des unterirdischen Führerhauptquartiers zu verbessern.

Die Führerfahrkolonne hatte durchschnittlich eine Mannschaftsstärke von zweihundert Mann, die mir ebenfalls nur disziplinarisch unterstanden. Die Diensteinteilung lag in den Händen von Bormanns Verwaltung im Einvernehmen mit den Anforderungen der Führeradjutantur.

Ich meldete etwa alle vier Wochen die Stärke des SS-Kommandos Obersalzberg (insgesamt Einheiten annähernd in Regimentsstärke) an das SS-Führungshauptamt in Berlin.

Am 17. April 1944 sah diese Meldung wie folgt aus:

	Soll	Ist
Führer	49	30
Unterführer	322	260
Mannschaften	1.865	1.621
Gesamtstärke	2.236	1.911 [22]

Der Obersalzberg war von Hitler als Ruhe- und Erholungssitz bestimmt worden. Das blieb er streng genommen bis zum Kriegsende. Es gibt Veröffentlichungen, in welchen von der „Festung Obersalzberg" die Rede ist. Tatsächlich kursierte die Legende von

der „Festung“ schon gegen Ende des Krieges. Sie wurde gerne von Parteiführern kolportiert, teils, um eine militärische Kraftreserve vorzutäuschen, die es in Wirklichkeit nicht gab, teils, wie vielleicht bei Bormann, aus militärischem Unwissen.

Diese Legende wurde aber vom Feind ernstgenommen.

Der Bombenangriff auf den Obersalzberg vom 25. April 1945 wie auch die militärische Planung der Amerikaner und Franzosen in der letzten Kriegsphase beweisen es: Vorstoß über München, Traunstein, Bad Reichenhall, Obersalzberg, und die Einnahme des Berghofes am 4. Mai 1945 durch die Franzosen.

Vielleicht war Bormann dem gedanklichen Kurzschluß erlegen, daß seine gigantischen Stollenbauten Festungswert besäßen. Sie schützten aber nur vor Luftangriffen. Für den Erdeinsatz waren sie ungeeignet, da sie einem Verteidiger weder Schutz noch Schußfeld geboten hätten.

Der Obersalzberg und Berchtesgaden – man kann beide Plätze militärisch nicht getrennt betrachten – stellten einem Angreifer keine befestigten Hindernisse entgegen. Es gab keine Festungsbauwerke, die eine längere Verteidigung erlaubt hätten. Es gab keine gepanzerten Geschütz- oder MG-Stände, ja nicht einmal provisorisch ausgehobene Schützengräben. Der Obersalzberg und Berchtesgaden waren militärisch gesehen eine „Offene Stadt“.

Das beweisen auch die Bewaffnung und Gliederung meiner Flak-Verbände. Nur zwei schwere Batterien standen im Tal; eine in Schönau und eine an der Ache unweit des Ortskernes von Berchtesgaden. Alle anderen Batterien waren in schwierigen Transporten auf Bergspitzen oder Anhöhen verlastet worden, um gegen angreifende feindliche Flugzeuge ein gutes Schußfeld zu gewinnen. Dieser Einsatz in schwer zugänglichen Höhenlagen machte nicht nur unbeweglich, er erschwerte auch die Versorgung. Deshalb waren Seilbahnen gebaut worden. Selbstfahrlafetten besaßen wir nicht, da nur ein ortsfester Einsatz vorgesehen war, der im übrigen für die Flugabwehr auch günstigere Voraussetzungen bietet.

Für die Feuerunterstützung infanteristischen Einsatzes hätte ich im Notfall über zwei schwere Batterien verfügen können, die aber nicht mit Zugmaschinen ausgestattet und somit unbeweglich waren.

So blieben für die Verteidigung im Erdeinsatz nur die Wachkompanie, die Stollenbaukompanie und die Führerfahrkolonne. Hier fehlte es aber fast völlig an Maschinenwaffen. Beim Einsatz gegen modern ausgerüstete feindliche Verbände hätte man nur mit Gewehren bewaffnet keine Chance gehabt. Dieser Sachlage bewußt, übernahm ich meine Aufgabe.

Aus zwei Gründen verzichtete ich darauf, die Möglichkeit einer „Festungs-Verteidigung" vorzuschlagen oder einzuplanen:

Erstens: Die Erwägung der Möglichkeit feindlichen Vordringens bis an die Marktgrenze von Berchtesgaden hätte mich bis kurz vor Kriegsende, als das Unaussprechbare Wirklichkeit wurde, dem Verdacht des Defätismus ausgesetzt.

Zweitens: Selbst wenn man diese Hemmschwelle der psychologischen Kriegsführung außer acht ließ, blieb immer noch die viel gewichtigere Überlegung, welchen Sinn es während des Zweiten Weltkrieges gehabt haben sollte, das Gebiet Berchtesgaden – Obersalzberg in eine Festung zu verwandeln. Wenn der Amerikaner oder Russe Berchtesgaden erreichen und einschließen sollte, welches Hinterland hätte es da noch zu verteidigen gegeben? Die dann zu erwartende Luftüberlegenheit des Gegners hätte ohnehin jede Verteidigung sinnlos gemacht.

Auch der Gedanke, daß die Reichsregierung sich als Abschluß unaufhörlicher „planmäßiger" Rückzüge auf die „Festung" Berchtesgaden–Obersalzberg zurückziehen könnte, wirkte wenig überzeugend. Was wäre gewonnen worden? Vielleicht zwei Tage längeres Überleben für die Reichsregierung? Dafür sollte eine traditionsreiche Stadt mit einem Großteil ihrer Bevölkerung geopfert werden? Vor allem aus diesem Grunde konnte und durfte es keine Festung Obersalzberg geben.

Meine Aufgabe mußte sich deshalb auf den Schutz des mir zugewiesenen Gebietes vor Luftangriffen sowie auf die Bewachung des Obersalzberges beschränken. Es muß noch hinzugefügt werden, daß im Sommer 1944, nach Abzug des Führerhauptquartieres, die Bedienungsmannschaften der Flakeinheiten für den Einsatz an der Front abgezogen wurden. Deshalb mußten nun die hierfür einrückenden Männer des Reichsarbeitsdienstes (RAD) den größten Teil der militärischen Aufgaben erfüllen. Nur das unentbehrliche Gerüst an Führern und Unterführern der Waffen-SS

blieb, um die neue Flakbedienung zu schulen und zu führen. Bis auf die Wachkompanie war damit der Obersalzberg von Verbänden der Waffen-SS entblößt worden; die militärisch unzureichend geschulte und bewaffnete Stollenkompanie sowie die Führerfahrkolonne nicht mitgerechnet.

Selbst die Wachkompanie mußte ihre tüchtigsten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zur Frontverwendung abgeben und bekam hierfür nur bedingt tauglichen Ersatz. Die Nebelabteilung bildete hierbei keine Ausnahme. Von Februar 1945 an lösten SS-Maiden die SS-Männer an den Nebelgeräten ab.

Die „Festung Obersalzberg" war also nicht nur wegen des Mangels an Festungsbauwerken sowie der für eine Festung geeigneten Bewaffnung und Ausrüstung, sondern auch wegen des Mangels an geeigneter Besatzung ungeeignet.

Der Obersalzberg als Sitz der Reichsregierung

Die großartige Gebirgslandschaft des Berchtesgadener Landes mit ihrer noch unberührten Natur, die Marktgemeinde Berchtesgaden mit ihrem nahezu unversehrten mittelalterlichen Ortskern und die bodenständig gebliebene Bevölkerung mit ihrem schönen Brauchtum hatten Hitler beeindruckt. Schon 1927 erwarb er das Haus Wachenfeld, welches er nach der Regierungsübernahme mehrfach umbaute, bis daraus der weltberühmte „Berghof" wurde.

Fotos der großen Freitreppe, des Vorraumes mit seinen wuchtigen Marmorsäulen, der Halle mit dem versenkbaren riesigen Fenster, das den Blick zum Untersberg freigab, wurden von den Bildreportern dieser Zeit über die ganze Welt verbreitet. Den etwa 30 Räumen des Berghofes stand ein Hausmeisterehepaar vor, das mit Hilfe einer stattlichen Schar von Köchen, Kellnern und Zimmermädchen das Haus bewirtschaftete. Ich machte mich dort bald nach meinem Eintreffen bekannt. Bei dieser Gelegenheit ließ ich mir auch die Adjutantur Hitlers zeigen. Dieser schmale, langgestreckte Gebäudeteil lag auf der Westseite der Berghofterrasse. Dort wohnten und arbeiteten meist in ebenerdig liegenden Wohnteilen die Adjutanten Hitlers, der des Heeres, der Luftwaffe, der Marine, der Waffen-SS und andere mehr.

Mit der Regierungsübernahme war aus dem Landsitz Hitlers ein Machtzentrum geworden. So kam es, daß sich seine wichtigsten Mitarbeiter ebenfalls in der Nähe ansiedelten. Das ging nach Rangfolge. Schon vor 1933 errichtete Göring auf dem Gelände

über dem Berghof ein bescheidenes Haus. Später wurde daraus das „Landhaus Göring". In rustikalem Stile erbaut, mit erlesenen Baumaterialien ausgestattet und kostbar möbliert, wahrte es dennoch in seinen Dimensionen einen deutlichen Abstand zum benachbarten Berghof. Göring hütete sich davor, Größe und repräsentative Ausstattung des Berghofes zu übertrumpfen. Wesentlich zielstrebiger verschaffte Bormann sich Einlaß auf dem Obersalzberg, wohl wissend, daß er sich damit die Hintertür zur eigenen Hausmacht öffnete. Nachdem ihm Rudolf Heß mit seinem England-Flug den Platz als Parteisekretär freigemacht hatte, setzte er sich mit seinem im Vergleich zu Görings Anwesen deutlich prunkvoller und größer gestalteten Landhaus zwischen den Berghof und das hinter dem sogenannten Göringhügel fast verschwindende „Landhaus Göring".

Damit war Görings Grundstück in den zweiten Rang verwiesen und, wie sich später erweisen sollte, vom Zentrum der Macht abgedrängt worden. Es dürfte kein Zufall sein, daß Görings Grundstück zwar unmittelbar an dasjenige Bormanns angrenzte, es jedoch keinen Zugang vom einen zum anderen gab. Später, als der Stollenbau auch für diese beiden Häuser einsetzte, gab es keine unterirdische Verbindung vom Luftschutzbunker Görings zu dem Bormanns, wohl aber einen solchen vom Berghofstollen mit seinen unterirdischen Führerkavernen zum Luftschutzstollen des Hauses Bormann.

In diesem Zusammenhang muß auch erwähnt werden, daß die beiden Landhäuser Göring und Bormann unterschiedlich ausgerichtet waren. Bormanns Haus, wie konnte es anders sein, blickte hinab zum Berghof; Görings Landhaus hingegen schaute hinauf zum Kehlstein. Haus Bormann also, höher und freier als der Berghof auf einem Hügel gelegen, lag fast in Rufweite zu diesem. Es saß gleichsam wie ein Wächter über dem mit Posten besetzten Eingangstor zum Berghof.

Bei meinen ersten Gesprächen mit Kennern der Verhältnisse am „Berg" erfuhr ich, Frau Bormann, Mutter von elf Kindern, sei ein Engel. Er jedoch, der „Herrgott vom Obersalzberg", täte nur so, als ob neben seiner unstillbaren Machtgier noch ein Gefühl für ihre mütterliche Hingabe Platz hätte. Dieses kostbar eingerichtete Haus kenne keine Gastlichkeit, es sei denn eine von ihr insgeheim

geübte. Wem der Hausherr die Tür öffne, der diene einem Zweck, so hieß es. Ich habe das Landhaus Bormann später nur einmal von innen gesehen.

Noch einem dritten Mitarbeiter Hitlers gelang es, am Obersalzberg festen Fuß zu fassen und in den engsten Zirkel der Macht zu gelangen. Das war der Steilaufsteiger des Zweiten Weltkrieges, Rüstungsminister Prof. Albert Speer. Nach dem Tode seines Vorgängers Dr.-Ing. Fritz Todt, den dieser Anfang 1942 bei einem Flugzeugabsturz fand, gelang ihm der schnelle Aufstieg.

Allerdings blieb Speer das „Führergebiet" versperrt. Er ließ sich etwa an der untersten Stelle des erweiterten Führergebietes nieder, nahe an der Zufahrtsstraße zum Obersalzberg, die man, von Berchtesgaden kommend, in streckenweise extrem steiler Berganfahrt zu überwinden hat. Sein Landsitz – eine umgebaute Villa mit Atelier – wurde in der Phase des Krieges erbaut, als schon die ersten Krisen zu verzeichnen waren.

In diesem Zusammenhang muß noch das Gästehaus „Bechstein", zwischen Berghof und Gutshof gelegen, erwähnt werden. Es diente prominenten Gästen als Unterkunft und beherbergte einmal Dr. Goebbels, als er von Hitler Hausarrest bekam; der Arrest wurde erst beendet, als seine Ehekrise beigelegt worden war.

Alle weiteren Gebäude des Obersalzberges unterstanden der Verwaltung Bormanns. Dazu gehörte zum Beispiel das Haus „Zum Türken", ein früheres Hotel gleichen Namens. Es lag in unmittelbarer Nachbarschaft des Berghofes und diente zu einem Teil dem Reichssicherheitsdienst (RSD) als Unterkunft. Im Erdgeschoß links vom Eingang befanden sich Aufenthalts- und Ruheräume der Wachkompanie. In die kriminalpolizeiliche Aufgabe des RSD hatte ich keinen Einblick.

Zu den Gebäuden, die Bormann unterstanden, gehörte auch der Platterhof, ursprünglich ein uriger Gasthof, in den 30er Jahren zu einem Hotelkomplex in klassischem Stil umgebaut. Während des Krieges diente er als Genesungsheim für Kriegsverwundete, aber auch als Gästehaus des Berghofes. Die komfortable und vornehme Ausstattung des Neubaus, aber auch dessen beachtliche Ausmaße, erinnerten nicht mehr an den vormaligen kleinen Gasthof gleichen Namens.

Wenn bei der Schilderung der Bauten des Obersalzberges hier und da deren komfortable Ausstattung erwähnt wird, so müßte dies aus heutiger Sicht allerdings anders gesehen werden. Gemessen an der Innenausstattung vergleichbarer heutiger Gebäude lebte man damals auch auf dem Obersalzberg bescheiden.

Da gab es das Gästehaus „Hoher Göll" mit der dort untergebrachten Parteikanzlei. Hier wurden Gäste des Berghofes untergebracht, und hier wohnte die Beschließerin aller Gästehäuser des Obersalzberges, eine sehr beliebte und kluge Verwalterin ihres Amtes.

Da gab es den Gutshof. Dieses große landwirtschaftliche Unternehmen wurde von einem tüchtigen Landwirt zusammen mit seiner Frau geleitet. Seine Pferdekoppel war berühmt. Er züchtete Haflinger. Mit der Wirtschaftlichkeit seines Unternehmens war es zuerst allerdings nicht zum Besten bestellt. Viele Sonderwünsche Bormanns – z.B. Pilzzucht und Mosterei – ließen keine exakte Kostennutzenrechnung zu.

Da gab es das „Kehlsteinhaus". Es thronte 800 Meter hoch über dem Obersalzberg. Das gesamte Kehlsteingebiet war umzäunt und durfte nur mit Sondergenehmigung Bormanns betreten werden.

Die Angehörigen der Verwaltung Obersalzberg unterstanden ebenfalls Bormann direkt. Sie wohnten in den nahegelegenen Siedlungen Klaushöhe und Buchenhöhe.

Um Hitlers Berghof war in tausend Metern Höhe eine kleine Stadt entstanden, die Befehlszentrale des Führers und Reichskanzlers, wenn er hier residierte.

Ich ließ mich in die Grenzen der Sperrbereiche einweisen. Der innere Bereich, das sogenannte „Führergebiet", wurde von Männern der Wachkompanie bewacht, während an den Zugängen zum äußeren Bereich Zivilposten standen.

Die Darlegung der damaligen Eigentumsverhältnisse am „Berg" zeigt, daß Bormanns Grundstück fast an das seines Führers grenzte. Aber damit nicht genug. Alle übrigen Gebäude, Siedlungen, Gästehäuser, vom Kehlstein bis zum Gutshof, von der Siedlung Klaushöhe bis zu den in der Nähe liegenden Barackenunterkünften unterstanden seiner Dienstaufsicht. Meine häufigen Verhandlungen mit den Verwaltungsführern Bormanns belehrten mich

sehr bald, daß seine Einflußnahme in dem genannten Bereich bis ins letzte Detail ging. Für das Grundstück Görings standen Bormann keine Verwaltungsbefugnisse zu, obgleich er es an Versuchen, solche wahrzunehmen, nicht fehlen ließ. Göring erwehrte sich dessen, so gut er konnte. Er besaß noch alte Rechte. Noch immer war er der designierte Nachfolger Hitlers gemäß dem Nachfolgegesetz vom 29. Juni 1941, wenn auch sein Stern im Laufe des fortschreitenden Krieges an Glanz verlor.

Das Landhaus Speer schließlich, verhältnismäßig weit ab vom Berghof gelegen, bildete die andere Ausnahme. Auch in diesem Grundstücksbereich hielt sich die Einflußnahme Bormanns in Grenzen.

In diesem Zusammenhang sei noch das sogenannte Modellhaus erwähnt. Es stand oberhalb des „Türken". In ihm wurden Baumodelle zur Besichtigung ausgestellt. Hier befanden sich auch ein Kindergarten sowie ein Archiv für Filme. Im Berghof wie auch im Landhaus Göring wurde bei Anwesenheit der Besitzer allabendlich ein Film vorgeführt. Außerdem gab es für den Platterhof eine Großgarage mit Wohnungen für das Hotelpersonal.

Erst sehr viel später sollte ich erkennen, daß die Besitzverhältnisse am Obersalzberg eine weitreichende Bedeutung hatten. Sie stimmten in etwa mit der Machtstruktur im Reich während der beiden letzten Kriegsjahre überein: Nichts ging ohne Bormann. Ohne ihn hatten auch höchste Parteiführer keinen Zutritt zu Hitler.

Bormann nutzte die durch den Krieg bedingten besonderen Umstände für seine Zwecke aus. Denn tatsächlich hatte er von Hitler den Auftrag, ihm alle unnötigen Besuche, Anfragen, Anträge und so weiter, rigoros vom Leib zu halten, damit Hitler sich auf die Aufgaben der Kriegsführung konzentrieren konnte. Der alte Besitzstand Görings wurde von Bormann zwar eifrig unterminiert, aber erst zum Schluß des Krieges offen angegriffen.

Speer, der dritte im Bunde, hatte zwar in kürzester Zeit Machtbefugnisse errungen, die weit über die vergleichbarer Minister hinausragten. Aber eine ernstliche Gefährdung der Machtstellung Bormanns war von hier aus nicht zu befürchten. Zur Erhaltung seiner Macht hatte Bormann auf dem Obersalzberg einen Zustand geschaffen, den man als exterritorial bezeichnen kann. Es gab kei-

ne normale Polizeigewalt. Sie wurde durch den RSD ausgeübt. Der Verwaltungsführer Bormanns hatte praktisch die Befugnisse eines Landrates. Das in zwei Sperrkreise eingeteilte Gebiet konnte nur mit Ausweisen und nach strenger Kontrolle betreten werden. Bormann hatte den Posten die Losung ausgegeben: „Eine Ministeruniform ist kein Ausweis." Ausweise wiederum stellte Bormann aus. Der Zugang zu Hitler bedurfte demnach seiner Unterschrift. Nicht nur dies. Bormann bestimmte den Lebensstil auf dem Obersalzberg. Von ihm stammten die Verkehrsvorschriften bis zur Gestaltung jedes nebensächlichen Details, der Einsatz der Wagenkolonnen des Führers, die Entscheidung über die Einstellung von Hotelpersonal, der Küchenzettel des Platterhofes wie auch der Kaserne, die Bevorratung sämtlicher Häuser. Alle diese kleinen Verwaltungsvorgänge bedurften seiner Unterschrift oder der seiner Verwaltung.

Die Partei hatte auf dem Obersalzberg nichts zu sagen. Es gab keine Ortsgruppenleiter, und der zuständige Kreisleiter in Berchtesgaden hatte auf dem Obersalzberg keinerlei Befugnisse. Es gab weder Allgemeine SS oder SA noch uniformierte Aufmärsche. Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) war hier oben verpönt. Verwaltungsangestellte des Obersalzberges durften nicht deren Mitglieder sein!

Als Kommandant des Obersalzberges nahm ich eine Sonderstellung ein. Mein direkter Vorgesetzter war Adolf Hitler. Während meiner anderthalbjährigen Tätigkeit am Obersalzberg sah ich ihn aber nur zweimal für jeweils wenige Minuten. Öfters verhandelte ich mit seinen Adjutanten, meistens mit dem Luftwaffenadjutanten Oberst von Below. Er war für Flakfragen der zuständige Mann. Dem Kommandostab RFSS unterstand ich disziplinarisch, das heißt, daß meine Personalakte dort lag, von dort Versetzungen, Beförderungen oder Bestrafungen ausgesprochen werden konnten, aber keine Einsatzbefehle, es sei denn allgemein gehaltene Empfehlungen. Die nahm ich auch vom Flakbereichskommando, also einer Dienststelle der Luftwaffe, entgegen. Weder Bormann, als Herr des Obersalzberges, noch Himmler oder Göring redeten mir in meinen Befehlsbereich hinein. Sie alle sahen in mir den Mann Hitlers oder zumindest den Mann des anderen. Das hatte den Vorteil einer gewissen Unabhängigkeit, aber

den Nachteil, daß ich im Falle eines Versagens alle gegen mich haben mußte.

Meine Sonderstellung entzog mich den Einwirkungsmöglichkeiten anderer Führungsorgane, was es mir erleichterte, in den letzten Kriegstagen selbständige Entscheidungen zu treffen und auch durchzusetzen. Anfangs durchschaute ich diese Zusammenhänge noch nicht. Ich übte mich deshalb im Zuhören. Das Hauptthema hieß nicht Adolf Hitler. Von ihm redete man nicht am „Berg". Was er tat und wie er es tat, entzog sich unserer Kritik. Seine Taten als Oberster Befehlshaber entsprangen einer Übersicht, die uns unzugänglich war.

Wenn wir über Mißstände sprachen oder gar schimpften, so gewiß nicht zu Lasten Hitlers. Seine Ratgeber trugen die Schuld; unter ihnen wiederum sein mächtigster, nämlich Bormann. Mit Ausnahme der täglichen militärischen Lagebesprechung war dieser ständig in Hitlers Nähe, las ihm jeden Wunsch von den Augen ab und ersann noch einige dazu. Hierüber wurden viele Anekdoten erzählt.

Eine davon habe ich in meiner Erinnerung behalten: Hitler besichtigte eines Tages eine Wiese im Obersalzbergbereich. Er lobte die schöne Aussicht, welche sich an einer bestimmten Stelle darbot; bedauerte aber auch, daß ein Bergbauernhof, der an dieser Stelle stand, den freien Blick etwas verstellte. Bormann veranlaßte noch am gleichen Abend den Kauf dieses Hauses. In derselben Nacht wurde es abgerissen und die Gebäudefläche planiert. Die entstandene Wunde im Erdreich wurde durch ausgestochene Rasenbodenstücke überdeckt. Die Illusion unberührter Natur war komplett.

Hitler honorierte diese Art von „Huldigung", wenn auch manchmal brummend, dadurch, daß er Bormann die Regelung aller kleinen Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens überließ. So gelang es dem servilen Sekretär, daß er schließlich zum unentbehrlichen Herrn und Meister aufstieg. Was Bormann nach oben dienerte, glich er nach unten durch Treten aus. Die Spielregel des Obersalzberges, so wurde mir recht unverhohlen nahegelegt, hieß demnach, kein Windhauch geht auf dem Obersalzberg, ohne daß dieser von Bormann genehmigt wurde. Er würde – für mich unsichtbar, jedoch stets gegenwärtig – meine Maßnahmen bis in die

kleinsten Details, und sei es nur der Speiseplan meiner Männer, überwachen.

Von den Baufirmenmitarbeitern, Architekten oder Ingenieuren wurde mir Bormann als eine rastlose, unruhige, energiegeladene Natur geschildert, die mit einer unglaublichen Arbeitskraft ausgestattet war. Tag und Nacht war er auf den Beinen und forderte von seinen Mitarbeitern stets mehr, als diese zu leisten vermochten. Seine Wut- und Zornesausbrüche waren gefürchtet. Da er sich in der Arbeitsweise Hitler anpaßte und deshalb seine Entscheidungen oft in der Nacht fällte, liebte er es, auch zu später Stunde anzurufen, so daß er auf dem „Berg" als allgegenwärtig erscheinen mußte. Sein Haus wurde von den in der Nähe Arbeitenden, aber auch von meinen Wachsoldaten, ständig beobachtet. Es gab gewisse Anzeichen für Bormanns Anwesenheit und Stimmung. Hingen seine Kleidungsstücke zum Lüften auf dem Balkon, so war erhöhte Aufmerksamkeit geboten. Er war anwesend und konnte jeden Augenblick das Haus verlassen, um einen Säumigen zu suchen und zu bestrafen.

Begegnungen und Erlebnisse

Hitler kam mit seinem Hauptquartier im Frühjahr 1944 zum letzten Male auf den Obersalzberg. Ende Februar 1944 hatte die Stollenbaukompanie zusammen mit tüchtigen Handwerkern unter dem Berghof hierfür die Voraussetzungen geschaffen. Notfalls konnte unterirdisch weiterregiert werden; so dachte man jedenfalls.

Mein Tagesablauf wurde weder durch Hitlers Anwesenheit noch durch die seiner Gäste, Generale, Minister oder Botschafter berührt. Regelmäßige Besichtigungen der Geschützstellungen, die sich weit verstreut im Berchtesgadener Land befanden, Verhandlungen mit den Beauftragten Bormanns und viel Papierkrieg füllten den Tag aus.

An meiner kleinen Wohnbaracke führte ein schattiger Waldweg vorbei, ein beliebter Wanderweg, der ins Scharitzkehlalm- und Jennergebiet führte. Meine Frau mit unseren zwei kleinen Kindern lebte hier in der ersten Jahreshälfte 1944. Öfters spazierte Eva Braun vorbei, allein in Begleitung ihrer beiden schwarzen Scotch Terrier; manchmal ging auch ihre Schwester Grete mit. Meist trug Eva Braun schlichte Trachtenkleidung.

Einmal wurde ich durch mein damals vierjähriges Söhnchen an Hitlers Anwesenheit erinnert. Er kam vom Kindergarten und berichtete: „Mutti, ich habe heute den Führer von der Briefmarke gesehen."

Einmal beobachtete ich aus einem Kasernenfenster, wie eine schwarze Limousine kurz anhielt. Drinnen saß als Beifahrer, et-

was vornübergebeugt, Hitler, offensichtlich schlafend. Meine Frau erlebte ähnliche Szenen. Häufig machte er einen erschöpften Eindruck.

Die Person Hitlers wurde am „Berg" nüchterner beurteilt als in der breiten Öffentlichkeit. Wenn er sich gelegentlich zeigte, stellte sich die gewohnte Faszination nicht immer ein. Einmal sprach er in der Kinohalle vor den Bauarbeitern des Obersalzberges. Der Funke wollte nicht überspringen. Was war die Ursache? Wirkte er selbst niedergedrückt, und hatte er deshalb an Ausstrahlung verloren?

Ein andermal sah ich Hitler aus großer Entfernung, wie er in Begleitung von Dr. Goebbels, Bormann und einem Schwarm von Adjutanten auf der sonnenüberfluteten Almwiese unterhalb des Berghofes zum Teehaus am Mooslahnerkopf – nicht zu verwechseln mit dem Kehlsteinhaus! – spazierte. Hitlers Anwesenheit – wie auch die seines Führungsstabes – wirkte magnetisch. Hohe Stäbe und Ministerien siedelten sich im weiten Umfeld an. So konnte es nicht ausbleiben, daß gesellschaftliches Leben besonderer Art entstand. Das durch den Krieg bedingte Kommen und Gehen, Befehle-Erteilen und -Entgegennehmen, das Bewundern von Kriegshelden, wenn sie ihre Auszeichnungen auf dem „Berg" entgegennahmen, erzeugte nicht nachlassende Hochspannung.

Es bildeten sich gesellschaftliche Zirkel, in deren Mittelpunkt zeitgemäß hohe oder hochdekorierte Offiziere standen. Diplomaten und Beamte des höheren Dienstes mit ihren Frauen gehörten dazu; aber auch bekannte Künstler, die sich gerne im engeren Umkreis des Obersalzberges niederließen. Einige Male nahm ich an für heutige Verhältnisse sehr bescheiden ausgerichteten Festivitäten dieser Kreise teil. Es gab französischen Cognac, bayerisches Bier in Kriegsqualität und als besondere Rarität auch mal eine Flasche Wein. Zum Essen wurde wenig oder nichts angeboten. Meist brachte man seine Portion mit. Zu fortgeschrittener Stunde kam es auch einmal zu Diskussionen über die Kriegslage, sogar zu verhaltener Kritik an dem oder jenen Heerführer, an Bormann, Göring, und mit besonderer Vorliebe an den „Goldfasanen" – wie die hohen Funktionäre der NSDAP genannt wurden –, nie aber an Hitler.

Ich erlebte nur ein offizielles Ereignis am Berghof: den Geburtstag Adolf Hitlers am 20. April 1944.

Hitler nahm in der Großen Halle des Berghofes die Gratulationscour entgegen. Da stand ich mitten in dicht gedrängten Reihen zusammen mit Ministern, Generalen, Adjutanten, Parteiführern, Verwaltungsangehörigen der Verwaltung Obersalzberg, dem Hausverwalter des Berghofes mit seiner gesamten Mannschaft von Köchen, Kellnern, Zimmermädchen, Dienerschaft. Dazu kamen die Beschließerin der Gästehäuser mit deren Hilfspersonal, die Sekretärinnen, Fahrer, Piloten und viele andere mehr.

Als die Reihe an mich kam, im Namen des SS-Kommandos Obersalzberg zu gratulieren, stand ein überraschend gesund aussehender Adolf Hitler vor mir; Bormann neben ihm, mit seinen braunen, wachen Augen, in jener typischen Haltung, die den Eindruck erweckte, als stünde er ständig auf dem Sprung. Hinterher versammelten sich die „jungen" Gratulanten und sonstiges Fußvolk im Gästehaus „Hoher Göll" zu einem Glas rotem Sekt; damals wahrhaft ein ungewohnter Genuß.

Bliebe noch, eine andere Seite des Lebens auf dem damaligen Obersalzberg zu beleuchten: Bormanns Bauwut. Hitler soll gesagt haben: „Wenn der Bormann mir schließlich den ganzen Obersalzberg verbaut hat, errichte ich mir eben ein kleines Häuschen noch tiefer in den Alpen; dann habe ich meine Ruhe."

Zu einer Zeit, als das Schlachtenglück längst in bedenklicher Weise den Gegner bevorzugte, kannte Bormanns Leidenschaft am Aufeinandersetzen von Steinen noch immer keine Grenzen. Zwar traten oberirdische Bauvorhaben nunmehr zurück. Dafür trieb er Stollen in den Felsen und baute unterirdisch. Es entstand eine Welt im verborgenen, im Berge tief eingegraben.

Der Untertagebau erforderte einen Aufwand, der alle bisher erbrachten Bauleistungen womöglich übertraf. So ging es unaufhaltsam weiter bis zum Tage des Bombenangriffs am 25. April 1945.

Als Hitler am 14. Juli 1944 den Obersalzberg verließ, um sich in sein Hauptquartier bei Rastenburg in Ostpreußen zu begeben, soll er gesagt haben: „Ich komme entweder als Sieger zurück, oder ich werde den Berg nie wieder sehen."

Hätte ich diesen Ausspruch gekannt, wäre meine Lage in den letzten Tagen vor Kriegsende überschaubarer gewesen. In der gleichen Zeit soll er die Äußerung getan haben: „Wenn den Alli-

ierten die Landung in der Normandie glückt, ist der Krieg für uns verloren." Die Alliierten landeten dort bekanntlich am 6. Juni 1944.

Unter meinen Männern gab es auch solche mit erfinderischem Ehrgeiz. Sie versuchten, den Problemen dieses Krieges mit eigenen Ideen beizukommen. Nur zwei solcher Ideen seien erwähnt.

Einmal ging es um eine ferngelenkte Rakete, die mittels Selenzellen ins Ziel gesteuert werden konnte. Dieser Gedanke eines Flakartilleristen war damals hochaktuell. Ich schickte den Mann nach Berlin. Der Neuigkeitswert seiner Erfindung dürfte allerdings nicht mehr so groß gewesen sein.

Ein anderer meiner Männer machte mich auf einen Architekten aus München aufmerksam, welcher einen Luftschutzbunker erfunden hatte, dessen Unempfindlichkeit gegen Explosionsdrükke mich faszinierte. Es handelte sich um eine hohle Kugel, die aus einer Gipsmasse gegossen werden mußte. Sie hatte einen Durchmesser von etwa zwei Metern und bot im Kugelinneren Platz für mindestens fünf Menschen. Der Vorteil dieses Bunkers bestand darin, daß Bombendetonationen in wenigen Metern Entfernung keine Zerstörung der Kugel, sondern allenfalls deren Fortrollen bewirkte. Nur ein Volltreffer hätte die Insassen getötet. Die Herstellung dieser Kugel konnte mit sehr geringem Arbeits- und Materialaufwand erfolgen. Ich meldete diese Erfindung meiner vorgesetzten Dienststelle und wurde zum Vortrag bei Himmler befohlen. Er ließ sich überzeugen, und wie ich später erfuhr, leitete er die Serienproduktion ein. So wurden die Kugelbunker im Berchtesgadener Raum an einigen Stellen für die Nebelabteilung verwendet. Der Vortrag bei Himmler förderte eine Erkenntnis zutage, die mich nachdenklich stimmte: Himmler äußerte sich mir gegenüber abfällig über Göring. Von Vernachlässigung seiner Pflichten war die Rede. Er meinte dies im Zusammenhang mit Äußerungen über unsere Hilflosigkeit gegenüber feindlichen Luftangriffen. Während der dramatischen letzten Kriegstage sollte ich noch an dieses Gespräch denken.

Je näher das Kriegsende heranrückte, um so rarer wurden die Männer auch in den Zivildienststellen des Obersalzberges. Das „Heldenklaukommando" – wie es im Volksmund hieß – des Sonderbeauftragten General Walther von Unruh holte einen nach

dem anderen an die Front. Selbst unter den Architekten und Ingenieuren des Obersalzberges wurde ausgesiebt.

Im Sommer 1944, nach Hitlers letztem Aufenthalt auf dem „Berg", wurden die Mehrzahl der Bedienungsmannschaften und ein Großteil der Offiziere und Unteroffiziere meiner Flakeinheiten für den Fronteinsatz abgezogen und gegen 16- bis 18jährige Reichsarbeitsdienst-Männer (RAD) ausgetauscht. Mit Hilfe der verbleibenden Offiziere und Unteroffiziere mußte ich alles daransetzen, um den hohen Ausbildungsstand von vordem wieder zu erreichen. Das war etwas schwierig, weil ich auf Zusammenarbeit mit den RAD-Führern angewiesen war, die mir beigegeben wurden. Über ihren Diensteifer hatte ich mich zwar nicht zu beklagen. Sie mußten aber auch die Weisungen ihrer vorgesetzten RAD-Dienststellen beachten. Die standen nicht immer im Einklang mit den Erfordernissen meiner Flakaufgabe. Den RAD-Führern unterstanden die RAD-Mannschaften erzieherisch. Sie gestalteten somit den Innendienst, die Leibeserziehung und die weltanschauliche Schulung. Mir blieb die militärische Ausbildung. Es kam zu gewissen Spannungen, da ich meiner Aufgabe gemäß den Hauptanteil der täglichen Dienststunden für die militärische Grundausbildung wie auch für die Ausbildung an der Waffe benötigte. Eines Tages rief mich ein Batteriechef an und meldete, ein RAD-Mann habe ein Hitlerbild, welches sich auf einem Kalenderblatt befunden hatte, mit dem Skistock aufgespießt und damit im Spaß in der Luft herumgefuchtelt. Das vordem mit Reißzwecken an die Barackenwand geheftete Bild habe sich durch einen Luftzug gelöst und sei in lustigen Kurven zu Boden geschwebt. Welches Strafmaß ich für angemessen hielte. Ich fragte ihn, ob der Mann aus jugendlichem Leichtsinn gehandelt habe oder mit der deutlichen Absicht, eine „Führerbeleidigung" zu begehen. „Nein, jugendlicher Leichtsinn", war die Antwort. Ich schlug vor, ihn nach gehöriger Belehrung mit einigen Tagen „Bau" (Arrest) davonkommen zu lassen.

Wenige Tage später wurde ich aus Berlin angerufen. Reichsarbeitsdienstführer Hierl hatte sich wegen dieses angeblich unerhörten Vorfalls direkt an Himmler gewandt. Ich müsse zur Verantwortung gezogen werden, weil eine Beleidigung des Führers nicht gebührend geahndet worden sei. Ich legte dar, daß der Füh-

rer bei jenem Vorfall nicht bewußt, sondern allenfalls unbewußt beleidigt worden sei. Hierfür sei der junge Mann zur Rede gestellt und im Interesse der Aufrechterhaltung militärischer Manneszucht mit einer angemessenen Strafe bedacht worden. Im übrigen vertrat ich den Standpunkt, daß man den guten Willen unserer Jugend nicht in kleinlicher Schikane ersticken solle. Ich konnte mich schließlich durchsetzen. Trotz dieses für mich enttäuschenden Vorfalls – irgendjemand mußte ja meine Denunzation nach Berlin vorgenommen haben – gab ich mir weiterhin Mühe, das gute Verhältnis zu den RAD-Führern meiner Flakeinheiten aufrechtzuerhalten.

Dennoch hörten die Bestrebungen nicht auf, den Einfluß der RAD-Führer auf die Erziehung der Flakbedienungen auf Kosten ihrer Ausbildung an der Waffe auszudehnen. Wenige Wochen später kam es zu einer erneuten Demarche bei Himmler. Ich vernachlässige angeblich den weltanschaulichen Unterricht der RAD-Männer. Auch der Sport käme zu kurz. Diesmal kam ich nicht so billig davon. Ich wurde vor ein hohes Gremium zitiert: Reichsführer-SS Heinrich Himmler, Chef des SS-Führungshauptamtes Obergruppenführer Hans Jüttner, zwei Generalarbeitsführer und Adjutanten waren zugegen. Mehrere Stunden lang dauerte das Kreuzfeuer mit zum Teil recht unsachlichen Fragen, zu denen ich Stellung nehmen mußte. Das militärische Argument, Flakschutz des Obersalzberges, wog schließlich schwerer.

Am 24. Dezember 1943, also mitten im geschilderten Schneechaos, war der sogenannte Führerstollen unter dem Berghof, 125 Meter tief im Fels gelegen, fertiggestellt worden. Unter unglaublichen Anstrengungen und Anwendung der raffiniertesten Fertigkeiten des Untertagebaus war es gelungen, den Berghof, der zum begehrtesten Ziel alliierter Häuserzerstörung geworden war, mit einer Bunkeranlage zu versehen, die tief in Erde und Fels verborgen war. Später, als die große Schlacht geschlagen war und ich den Weg in die Gefangenschaft antreten mußte, besah ich mir kurz dieses Werk, dieses unheimliche Denkmal gefallener Größe. Ich fragte mich, ob es nicht besser wäre, unsere Zukunft im kleinen zu suchen, wie es unsere frommen Väter auch getan hatten? Aber bevor ich vom Ende des Krieges berichte, will ich versuchen, Schritt für Schritt aufzuzeichnen, was sich bis dahin ereignete.

Am 16. März 1944, als die Schneemassen auf dem Obersalzberg schon abzutauen begannen, begann Hitlers letzter Aufenthalt auf dem Obersalzberg. Die Flugabwehr war inzwischen auf höchsten Stand gebracht worden, meine „Führerflugmeldezentrale" unter dem Göringhügel bot ein Maß der Abwehrbereitschaft, das auszuprobieren ich unserem Gegner nicht empfohlen hätte. Die blutjungen RAD-Jungmannschaften, als Ersatz für die an die Front abgegebenen Erstmannschaften, begriffen ihre Aufgabe mit einer Hingabe und Leidenschaft, die mich zuversichtlich in die kommenden Ereignisse blicken ließ. Die Zusammenarbeit mit den RAD-Führern ging, nach Überwindung erster Reibereien, gut. Wenn ich die Stellungen besuchte, schaute ich in die Augen von jungen Männern, mit denen ich mich einig wußte. Hitler muß sich erholen, so hieß es. Wie die wirkliche Lage an den Fronten aussah, wußte ich nicht. Auf der Landkarte besehen wirkte diese nicht rosig.

Die Ausstattung meiner Flakeinheiten mit Waffen gelangte im Frühjahr 1944 zu einer gewissen Vollständigkeit. Es gab noch einige Stellungswechsel. Dabei ging es um die Verbesserung des Schußfeldes. Die Masse der Feuerkraft wurde auf Bergspitzen stationiert, oder, wie das Beispiel Roßfeldalm zeigt, am Grat.

Der Kehlstein bot besonders günstige Voraussetzungen. Dicht beim wichtigsten Schutzobjekt, dem Berghof, aber fast tausend Meter höher als dieser gelegen, ergab sich eine Schußposition, auf die ich in Erfüllung meiner Aufgabe nicht verzichten durfte.

Dieses in Felsen gefaßte Kleinod kühner Ingenieurskunst entrückte seinen Erbauer, wenn ihn danach drängte, dem irdischen Tagesgeschäft, enthob ihn in die Wolken. Hier war Platz für Gespräche im kleinen Kreise, aber auch zur Erholung und zum Plaudern mit wenigen Freunden.

Hitler nutzte diese Gelegenheit nur selten: Besuche des – später wegen Verrats erschossenen – italienischen Außenministers Graf Ciano, Verabschiedung des französischen Botschafters André François-Poncet, Hochzeit des später wegen Fahnenfluchts ebenfalls erschossenen SS-Gruppenführers Hermann Fegelein mit Gretel Braun, wenige Stunden des Ausspannens zusammen mit Eva Braun; höchstens zehnmal sah ihn das Kehlsteinhaus. Ganz anders Bormann. Zu jeder Gelegenheit, die sich bot, besuchte und

inspizierte er es, kannte jeden Winkel, hörte nie auf, kleine bauliche Änderungen anzuordnen, zeigte das Schmuckstück des Obersalzberges seinen Freunden. Ich war auf diese Leidenschaft Bormanns hingewiesen worden. Flak dort oben? „Nie!", würde er sagen.

Ich näherte mich deshalb diesem Thema mit der gebotenen Vorsicht. Die Verhandlungen mit Bormanns Verwaltung gingen hin und her. Ich ließ nicht locker. Endlich ließ er sich überzeugen. Ich bekam einen Anruf von der Verwaltung des Obersalzberges. Ich solle wegen des Kehlsteins mit dem Luftwaffenadjutanten des Führers, Herrn Oberst von Below, verhandeln. An einem freundlichen Tag Ende Mai 1944 empfing mich dieser lang dienende Adjutant Hitlers in seiner Adjutantur. Diese befand sich auf der Westseite der großen Berghofterrasse in einem niedrigen Gebäudetrakt, dessen langgestreckte Fensterfront nach Norden, also auf die große Terrasse blickte. Das Gebäude verlängerte die Rückseite des Berghofes so weit, daß es etwa mit der Westseite des Berghofes ein gleichschenkeliges Dreieck bildete. In diesem verhältnismäßig niedrigen Gebäudeflügel, einstöckig, mit einem ausgegaubten Teil, dessen Obergeschoß ebenfalls ausgebaut war, befanden sich nebeneinander alle Adjutanturen Hitlers. Leibarzt und Zahnarzt des Führers hatten hier ebenfalls ihre Ordinationszimmer. Jede dieser kleinen Wohnungen besaß eine eigene Eingangstür, die sich zur Berghofterrasse öffnete. Man mußte, von der Berghofterrasse kommend, etwa drei Treppenstufen überwinden, bevor man die Eingänge der verschiedenen Adjutanturen erreichen konnte.

Die Unterredung mit Herrn von Below brachte den gewünschten Erfolg. Es wurde festgelegt, daß der Kehlstein mit einem Zug 3,7 cm-Flakkanonen bestückt werden sollte. Sie sollten auf dem Grat oberhalb des Kehlsteinhauses so in Stellung gebracht werden, daß wesentliche Störungen für das Kehlsteinhaus vermieden werden konnten.

Nach Beendigung des Gesprächs wendete ich mich wieder den drei Treppenstufen zu, um über die Berghofterrasse die Rückseite des Führerhauses und damit dessen hinteren Ausgang zu erreichen. Noch nicht über die erwähnten drei Treppenstufen hinausgelangt, die menschenleere Weite der Berghofterrasse vor Au-

gen, zeichnete sich gegen den Horizont eine Gestalt ab, die, um die Hausecke des Haupttraktes kommend, auf mich zusteuerte: Es war Hitler selbst. Offensichtlich strebte er der Adjutantur zu. Vielleicht hatte er zu dieser späten Nachmittagsstunde das Tagewerk, besser Nachtwerk, begonnen. Er trug wie üblich den graugrünen Rock mit EK 1; keine Mütze, lange schwarze Hosen. Schlürfenden Schrittes kam er langsam auf mich zu. Ich verhielt unwillkürlich, ging dann zögernd weiter. Es gab kein Ausweichen. Schließlich blieb ich stehen, als uns noch etwa zwei Schritte voneinander trennten. Militärischer Brauch hätte es erfordert, daß ich nun meinem Obersten Befehlshaber Meldung erstattete, den Arm ausgestreckt zum Gruß, die linke Hand am Koppel. Ich hätte melden müssen: „Mein Führer, Sturmbannführer Frank meldet gehorsamst, SS-Kommando Obersalzberg ohne besondere Vorkommnisse.“ Ersteres brachte ich zuwege. Die Meldung jedoch blieb mir im Halse stecken.

Der Anblick dieses Mannes, wenige Wochen zuvor während des Geburtstagsempfanges noch gesund aussehend, nun in sein Gegenbild verwandelt, ließ mich erstarren. Die Augen glasig, das Gesicht aufgedunsen, leichenfarbig bis grau, entstellende Tränensäcke, die Gestalt greisenhaft vorneübergebeugt, ein Arm zitternd fast wie bei einem Parkinson-Kranken, so trat mir Hitler entgegen. Eine kurze Weile standen wir Auge in Auge gegenüber. Mir war, als nähme ich unausgesprochen einen Befehl entgegen: „Was du hier gesehen hast, mußt du verschweigen.“ Mir erschien es wie eine Ewigkeit, bis ich mich aus der Erstarrung zu lösen vermochte. Wortlos machte ich meine Ehrenbezeigung und strebte der Hinterfront des Berghofes und damit dem Ausgang zu. Eigentlich hätte ich für mein Verhalten eine Rüge oder Schlimmeres erwarten müssen. Nichts dergleichen erfolgte.

Mir blieb die Last der neu gewonnenen Erkenntnis. Hitler war ein schwerkranker Mann, der zumindest zeitweise keine Gewalt über den eigenen Körper hatte. Ich nutzte alle Möglichkeiten meiner Stellung, um über Hitlers Gesundheitszustand Näheres zu erfahren. Er stand damals unter der Einwirkung von Spritzen, die ihm regelmäßig verabreicht wurden. Diese verursachten euphorische Stimmungen, wie ich das während des Hitler-Geburtstages beobachtet hatte, um dann aber einen um so tieferen Abfall der

physischen und psychischen Kräfte auszulösen. Die Belastungen der Kriegsführung wirkten sich gesundheitlich immer stärker aus. Aufputschmittel mußten aushelfen. Sie höhlten seine gesundheitliche Substanz noch weiter aus. Hitlers Gesundheitszustand verschlimmerte sich so sehr, daß die Ausführung seines Stollens darauf Rücksicht nehmen mußte. Die Zugänge zu seinem Stollen mußten so beschaffen sein, daß nicht die geringste Stufe zu überwinden war. Das Treppensteigen muß ihm sehr schwer gefallen sein. So wurde eine Zeitlang sogar an Plänen gearbeitet, den Berghof durch einen Aufzug mit seinem Stollensystem zu verbinden. Allerdings wurde dieses Projekt später wieder fallen gelassen. Die Rolle von Hitlers Leibarzt, Dr. Theo Morell, geriet durch den raschen gesundheitlichen Verfall des Reichskanzlers in ein Zwielicht. Die gesundheitlichen Probleme Hitlers wurden durch seine Arbeitsbelastung noch verschärft.

Besuche seinerseits an den Brennpunkten des militärischen Geschehens fanden bekanntlich am Anfang des Krieges schon verhältnismäßig selten statt, gegen dessen Ende jedoch fast gar nicht mehr. Er führte vom Nachrichtenzentrum aus. Über die Richtigkeit einer solchen Arbeitsweise mögen Berufenere urteilen. Es darf jedoch behauptet werden, daß durch die mit dieser Führungsweise verbundenen Arbeitsweise und Arbeitszeiteinteilung der Prozeß seines körperlichen Verfalls beschleunigt wurde. Die Meldungen von den Kriegsschauplätzen trafen nachmittags und abends ein. Deren Bearbeitung bis zur Vortragsreife nahm noch einmal Zeit in Anspruch. Die Lagebesprechung mit der darin einmündenden Befehlsausgabe dauerte manchmal bis in die Morgenstunden.

Nach Erledigung dieser Schwerstarbeit führte er mit seinen Mitarbeitern lange Gespräche. Wie Hitler ihnen gegenüber betonte, war er sich dieser zusätzlichen Belastung bewußt. Er entschuldigte sich sogar hierfür und meinte: „Ich brauche diese Gespräche, um mich abzureagieren."

Er legte sich oft erst in den Morgenstunden zur Ruhe nieder, um am folgenden Nachmittag den Tageslauf (besser: die nächste Nachtschicht) neu zu beginnen.

Ein Ereignis, welches die seinerzeitige Situation beleuchtet – von dem ich allerdings damals keine Kenntnis erhielt –, sei in diesem

Zusammenhang noch erwähnt: Am 11. Juli 1944 wurde Hitler und seiner Begleitung auf dem Kasernenhof des Obersalzberges ein neuer, von Professor Henrich Focke entwickelter Hubschrauber vorgeführt, welcher schwere Lasten wie Geschütze oder Kraftfahrzeuge hochheben und an einem genau gekennzeichneten Platz wieder absetzen konnte. Außerdem wurden Muster von drei neuen Felduniformen vorgeführt. Einer der vorführenden Soldaten trug ein Sturmgepäck, in welchem, ohne dessen Wissen, eine Sprengladung enthalten war. Nur weil Göring und Himmler nicht ebenfalls anwesend waren, wurde diese Ladung durch die Attentäter nicht gezündet.

Hitlers Abreise vom Obersalzberg am 14. Juli 1944 wurde unter strenger Geheimhaltung durchgeführt. Erst einen Tag später erfuhr ich, daß er sein Hauptquartier bei Rastenburg in Ostpreußen aufgesucht hatte. Ich atmete auf, plante und betrieb den Wach- und Luftschutz des „Berges" für seine Rückkehr, die aber nie mehr stattfinden sollte.

Am 20. Juli 1944 besuchten Tilli und ich eine befreundete Familie am Hintersee; wir waren im Haus der Familie des verstorbenen Rüstungsministers Prof. Todt eingeladen. Plötzlich stand Frau Voß – Konteradmiral Hans-Erich Voß war Verbindungsoffizier der Marine im Führerhauptquartier – aufgeregt vor uns: Es habe ein Attentat auf Hitler stattgefunden, es habe Tote und Verletzte gegeben. Hitler lebe, wenn auch verletzt.

Unverzüglich zum Obersalzberg zurückgekehrt, erfuhr ich nähere Einzelheiten. Hitler war mit leichten Verletzungen davongekommen. Es wurde angenommen, daß er außerdem einen Schock erlitten hatte, aber die Gesamtführung nicht aus der Hand gab, auch nicht vorübergehend.

Das Ziel des Attentates war verfehlt worden und wiederum auch nicht: Hitlers Gesundheitszustand hatte sich mit Sicherheit noch einmal verschlechtert. Die Zweifel verstärkten sich. Hatte er noch die Kraft, aus der gegebenen Lage die notwendigen Konsequenzen zu ziehen?

Die Ereignisse überstürzten sich. In uns – denn Tilli trug das Wissen um Hitlers Verfassung mit mir – festigte sich die Überzeugung, daß wir mit dem Schlimmsten rechnen mußten. Der Obersalzberg könnte zum Schauplatz eines Infernos werden.

Ich bereitete deshalb die Rückkehr meiner Familie nach Wewelsburg vor.

Inzwischen war die Rote Armee am 22. Juni 1944 (dritter Jahrestag des deutschen Angriffs auf Rußland) zur Großoffensive gegen die weit nach Osten ausbuchtende Heeresgruppe Mitte angetreten. Als Hitler, wohl infolge dieser Entwicklung, den Obersalzberg am 14. Juli 1944 verließ, waren Minsk und Wilna gefallen, Grodno, Lublin, Brest-Litowsk und Lemberg folgten noch im Laufe desselben Monats.

Führungsschwächen Hitlers traten in der nun folgenden Endphase des Zweiten Weltkrieges hervor. Die Grundsätze beweglicher Kriegsführung, Voraussetzung für die militärischen Erfolge der ersten Kriegsjahre, so der Zangenangriff, die Einkreisung des Gegners und das bewegliche Ausweichen bei entsprechenden Manövern des Gegners, schienen vergessen zu sein. Dafür hatten sich unsere Gegner ihrer um so deutlicher erinnert. Es erfolgte die russische Großoffensive am 20. August 1944 an der südlichen Ostfront, deren erfolgreicher Verlauf den Abfall der meisten Balkanstaaten zur Folge hatte. Mit der russischen Januar-Offensive 1945 über die Weichsel begann der Zusammenbruch unseres Ostheeres. Im Westen bot sich ein ähnliches Bild. Der Zusammenbruch an der Westfront konnte im November 1944 auf der Linie Aachen–Straßburg noch einmal verhindert werden.

Am schlimmsten belastete der Bombenkrieg die deutsche Heimat. Die meisten deutschen Städte sanken in Schutt und Asche. Hunderttausende deutscher Männer, Frauen und Kinder verbrannten oder erstickten unter den Trümmern ihrer Häuser. Es wird immer ein Rätsel bleiben, woher die Überlebenden die Kraft nahmen, trotzdem in den Fabriken weiter zu arbeiten.

Mut der Verzweiflung? Glaube an die Durchhalteparolen von Dr. Joseph Goebbels? Angst vor der Eroberung durch die Rote Armee? Hoffnung auf ein Einlenken der Westmächte, um eine russische Übermacht zu verhindern? Vielleicht erklärt auch ein damals unter Frontsoldaten umlaufendes Wort die psychische Situation des Durchhaltens von Front und Heimat in mancher Hinsicht: „Genießt den Krieg, Kameraden, der Friede wird furchtbar!" Viele Soldaten ahnten, was auf sie zukam. Ihr Überleben war fast

aussichtslos geworden. So kämpften sie wie die Löwen, um wie Löwen in Ehren unterzugehen, denn Überleben konnte den schrecklicheren Tod bedeuten. Man muß das Folgende, was heute gern verschwiegen wird, bedenken: Tausende Soldaten der Waffen-SS wurden von den Westalliierten gleich bei der Gefangennahme erschossen oder später zu Tode gequält, zumeist ohne jeden Nachweis persönlicher Schuld, ohne jedes standgerichtliche Verfahren. Erste Gerüchte und Berichte ließen daher viele ahnen, was auf sie zukommen könnte.

Im November 1944 kam ein Untersturmführer der Wachkompanie des Obersalzberges ums Leben, als er mit seinen Männern auf dem Sillberggelände den Wurf von scharfen Handgranaten übte. Seine Beerdigung sollte in Ehren, aber angesichts der Kriegslage ohne Aufwand durchgeführt werden. Von Parteiseite kam jedoch der Wunsch, die Trauerfeier in eine Demonstration des deutschen Durchhaltewillens zu verwandeln. Ein Trauerzug durch Berchtesgaden sollte stattfinden. Die Verhandlungen über dieses Thema brachten mich mit dem damaligen Landrat Theodor Jakob zusammen. Er ließ Betrachtungen über die ernste Kriegslage anklingen. Ich hörte ihm aufmerksam zu, widersprach nicht, bestätigte das Gesagte.

Hitler wechselte noch zweimal sein Hauptquartier. Zuerst ging es nach Ziegenberg bei Bad Nauheim (Ardennenoffensive) und dann nach Berlin. Ich war ganz sicher, daß Hitlers letztes Hauptquartier Obersalzberg heißen würde. Diese Vorstellung beschäftigte nicht nur mich alleine. Je wilder sich die Unglücksbotschaften von den Fronten überstürzten, um so fragender waren die Blicke der Mitarbeiter am „Berg“. Man rückte enger zusammen. Es gab Gespräche, die ein Jahr zuvor noch undenkbar gewesen wären. Der strahlende Glanz unerschütterlicher Siegeszuversicht wurde matt. Dabei bildete sich eine immer deutlicher werdende Unterströmung der allgemeinen Stimmung; diese lautete: Gegen Rußland kämpfen wir bis zur letzten Patrone, um unsere Familien vor den Schrecknissen russischer Besatzung zu schützen.

Der Plan für die „letzten Tage“

Nachdem ich den Gedanken an einen Sieg endgültig gestrichen hatte, versuchte ich, die kommenden Ereignisse abzuschätzen und in meinem Verantwortungsbereich die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen. Ich erinnerte mich an die Unterredung, die ich mit Landrat Jakob geführt hatte, rief ihn an, so daß eine weitere Unterredung unter vier Augen zustande kam. Bei der Lagebeurteilung wurden wir schnell einig. Eine Verteidigung des Raumes Obersalzberg–Berchtesgaden wäre militärisch sinnlos. Lediglich für den Fall, daß der Führer sein letztes Hauptquartier auf dem „Berg“ errichtet, könnte eine solche geleistet werden, jedoch mit vernichtenden Folgen für die nähere und weitere Umgebung. Die schrecklichen Ereignisse beim Endkampf um Berlin für diese Stadt und ihre Bevölkerung gaben hierzu nachträglich genügend Anschauungsunterricht. Dabei mußte bedacht werden, daß die Enge des Berchtesgadener Gebirgstales die Zerstörungskraft moderner Waffen noch um ein Vielfaches gesteigert hätte. Es mußte deshalb alles in meiner Macht Stehende getan werden, um ein solches Debakel zu verhindern.

Das Gleiche galt für die sogenannte „Alpenfestung“. Es gab sie nur sehr bedingt auf dem Papier, sie konnte also auch kaum verteidigt werden, da die Hauptbedingungen fehlten: kampfkräftige Truppen, ausreichende Waffen und Betriebsstoffe, ausgebaute Stellungen und die Verlagerung einer starken Rüstungsindustrie in unterirdische Anlagen.

Wenn Hitler nicht hierher käme, die Gegner jedoch bis zum Obersalzberg vorstoßen würden, wäre der Krieg verloren. Für diesen Fall versprach ich Landrat Jakob den Abzug meiner Soldaten. Diese zunächst nur allgemein formulierte Vereinbarung bedeutete nicht die Vorbereitung zur Desertion. Die Aufrechterhaltung geordneter Verhältnisse bis zum Tage des militärischen Zusammenbruchs war eine wichtige Voraussetzung für die Verwirklichung unseres Überlebensplanes. Er barg ohnehin genug nicht vorhersehbare Risiken in sich. Der schwierigere Teil der Arbeit wartete noch auf mich.

Mein Entschluß stand im Widerspruch zu den offiziellen Durchhaltebefehlen. Seine Verwirklichung bedurfte deshalb besonderer Vorsichtsmaßnahmen. Ich suchte fünf Offiziere aus, deren Verantwortungsbewußtsein ich besonders schätzte, und machte sie in vertraulichem Gespräch mit meinen Gedankengängen bekannt. Ich betonte, daß jeder pflichtbewußte Soldat zum selbständigen Handeln aufgerufen sei, wenn es die Situation erfordere. Wir müßten uns vorbereiten, solange dies noch möglich sei. Zu meiner großen Genugtuung fand ich offene Ohren. Militärischen Gehorsam konnte ich nun nicht mehr erwarten. Ich fand jedoch einhellige Zustimmung. Sie machte es möglich, daß in den letzten Kriegstagen in meinem Befehlsbereich schlimmeres Unglück, als es ohnehin auf uns zukommen mußte, abgewendet werden konnte.

Von nun an, also ab Januar 1945, gingen meine Anweisungen zur Verwirklichung des Überlebensplanes nach dem Schneeballsystem von den fünf Offizieren, die ich ins Vertrauen gezogen hatte, bis zum letzten Mann. Das heißt, daß jeder ebenfalls fünf Mann seines Vertrauens in meine Gedankengänge einwies und so weiter.

Die Einsatzbereitschaft blieb davon unberührt. Eine Gemeinschaft entschlossener Kameraden stand hinter mir, wie es sich später zeigen sollte.

Der Gesprächsfaden zu Landrat Jakob riß nicht mehr ab. Der Ablauf kommender Ereignisse ließ sich damals noch nicht einmal in Umrissen abschätzen. Es verbot sich deshalb, einen genauen Plan auszuarbeiten. Es gab aber schon gemeinsame Vorbereitungen.

Wir richteten in den Bergen Ausweichquartiere ein und statteten diese mit Lebensmittelvorräten aus.

Diese Maßnahme erwies sich später als hilfreich, verhalf sie doch so manchen meiner Männer, aber auch Berchtesgadener Bürgern dazu, sich dem Siegesrausch der Eroberer zu entziehen und im Gebirge versteckt ruhigere Tage abzuwarten. Hinzu kam die Abmachung mit Landrat Jakob, wonach ich den Einsatz des Volkssturmes, der mir im Gesamtbereich Berchtesgadens seit Oktober 1944 unterstand, im gegenseitigen Einvernehmen unterlassen würde, falls die vorhersehbare Entwicklung der Dinge eintrat.

Landrat Jakob konnte im Vertrauen auf unsere Verabredung am 5. Mai 1945 den Amerikanern und Franzosen entgegenfahren und den Landkreis Berchtesgaden in aller Form übergeben. Einige, die den Kampf fortführen wollten, mußten sich den Gegebenheiten beugen. Obwohl auch hier in Berchtesgaden in der ersten Besatzungszeit Morde und Gewalttaten an deutschen Zivilisten begangen wurden, hatte der Ort ein etwas leichteres Los als andere deutsche Städte.

Der „Fall Göring" und die Zerstörung des Obersalzberges

Nach dem Scheitern der Ardennenoffensive zog Hitler sich am 16. Januar 1945 in den Führerbunker der Reichskanzlei in Berlin zurück.

Die Verluste des letzten Vierteljahres deutscher Kriegführung standen in keinem Verhältnis mehr zu den hilflosen Schlägen, die wir noch auszuteilen vermochten. Immer wieder kam es vor, daß ein einziges tapfer ausharrendes deutsches MG-Nest durch ganze Bombergeschwader oder die zusammengefaßte Artillerie einer alliierten Division ausgelöscht wurde. Mit ihm deutsche Dörfer, Städte, Menschen.

Ende Februar 1945, nachdem ich unterwegs Zeuge eines schweren Angriffs auf Nürnberg geworden war, Tausende von Toten in einer Nacht, wie man heute weiß, besuchte ich meine Familie, die inzwischen wieder in Wewelsburg lebte, zum letzten Male. Nicht lange danach zerriß der Krieg den Reiseweg. Bei dieser Gelegenheit traf ich noch einmal mit „Opi" Taubert zusammen. Mein Vertrauen zu ihm war grenzenlos, so daß ich ihm meine Meinung über die Lage Deutschlands offenlegte. „Der Krieg ist verloren", sagte ich dem Entsetzten.

Tilli sagte ich dasselbe, nur noch etwas schonungsloser: Die Alliierten werden in absehbarer Zeit Wewelsburg besetzen, und du mußt dich entscheiden, ob du vorher mit den Kindern und deiner Mutter fliehst, unter Mitnahme der notwendigsten Habseligkeiten, oder ob du bleibst, wo du bist, was auch immer kommen mag. Ich schilderte ihr das Flüchtlingselend auf den deutschen

Straßen, die Flucht der Städter vor dem Bombenterror der Alliierten und die Flucht der Deutschen aus Ostdeutschland vor Mord und Vergewaltigung durch die Russen. Die Besetzung durch die Westalliierten bringe für die Zivilbevölkerung sicherlich große Gefahren mit sich. Aber ich hoffe, daß Mord, Plünderung und Vergewaltigung unserer Frauen, Schandtaten an unseren Kindern, nicht ganz so schlimm ausfallen möchten, wie es bei den Russen zur schrecklichen Gewißheit zähle.

Bei Abwägung dieser drohenden Gefahren hielte ich es für besser, das Eintreffen der Westalliierten in der Wewelsburger Waldsiedlung abzuwarten. Zwar müsse sie als Frau eines hohen Offiziers der Waffen-SS mit Anfeindungen und besonders großen Schwierigkeiten rechnen. Aber Zuversicht und Gottvertrauen gäben ihr zu Hause größere Chancen zum Überleben, als wenn sie sich mit unseren Kindern dem Elend auf der Landstraße aussetze. Tilli blieb ruhig und gefaßt. So konnte ich ihr das Versprechen abnehmen, das Haus unter keinen Umständen zu verlassen, auch dann nicht, wenn „Opi" Taubert sie zur Flucht zu überreden suche. Letzteres fiele besonders schwer, denn dieser liebe Mann hatte sich als Beschützer unserer Familie schon große Verdienste erworben.

So trennten wir uns, ohne zu wissen, ob wir uns je wiedersehen würden. Der Lkw, mit welchem ich gekommen war, lud noch einige Lebensmittel für meine Familie ab und fuhr dann weiter, um in der Nähe noch andere Liebesdienste zu erbringen. Ich reiste mit der Bahn zurück zum Obersalzberg, eine Nachtfahrt, die mir den Zustand unseres geschundenen Landes noch einmal auf erschrekkende Weise deutlich machte. Ich sah mir im fahlen Licht der Eisenbahnbeleuchtung die Gesichter der Landser an, in überfüllten Waggons, wie sie irgendwelchen Zielen entgegenfuhren. Meine Dienstgradabzeichen hatte ich unter einem grauen Mantel verdeckt, um niemanden zu militärischen Ehrenbezeugungen zu nötigen.

Ende März 1945 schickte ich einen Soldaten der Wachkompanie, er hieß Stoltenberg, nach Wewelsburg. Trotz ständiger Angriffe auf alles, was sich auf den Landstraßen bewegte, zuletzt noch einem schweren Terrorangriff auf Paderborn, kam er lebend am 27. März in der Waldsiedlung an. Er brachte ein letztes Mal Vorräte an

Lebensmitteln und meine Grüße. Tilli gab ihm einen Brief mit, den ich wenig später entgegennahm und von da an stets auf meiner Brust trug, auch noch, als wir wieder vereint waren. Das von Körperschweiß zersetzte Papier legte ich in besseren Zeiten in unser Stammbuch. Da liegt es noch heute… oder das, was davon noch übrigblieb.

Ich beobachtete das Heranrücken der in Süddeutschland über Würzburg, Stuttgart oder Ulm vorstoßenden amerikanischen und französischen Divisionen. Die Nervosität stieg von Tag zu Tag. Noch immer war die Frage nicht beantwortet, ob Hitler sein letztes Hauptquartier am Obersalzberg aufschlagen würde oder in Berlin bliebe.

Tatsächlich faßte Hitler erst am 20. April 1945 den endgültigen Entschluß, in der Reichshauptstadt „zu siegen oder zu fallen“.

Untergangsstimmung machte sich breit. Ich blieb davon nicht verschont. Vielleicht erklärt sich damit ein Autounfall, der mir damals zustieß. Ende März 1945 fuhr ich auf spiegelglatter Fahrbahn auf der tausend Meter hoch verlaufenden Alpenstraße zum Dürreck. In einer Kurve kam ich ins Rutschen und schleuderte über die Böschung. Der Wagen überschlug sich ein- oder zweimal, ehe ich mich auf einem Felsplateau wiederfand. Der Wagen war Schrott. Ich hatte das Brustbein gebrochen und hatte Schnittwunden, war aber ansonsten wohlauf. Dieser Unfall und meine glückliche Rettung ließen mich nun ganz ruhig meinem Schicksal entgegenblikken. Ich humpelte zusammen mit meinem Beifahrer, der vorher herausgesprungen und unversehrt geblieben war, zurück zu meinem Befehlsstand. Nun mochte kommen, was wollte.

Zunächst sollte ich jedoch durch zwei absonderliche Fernschreiben Bormanns auf ausgefallene Weise erheitert werden. Er befahl darin seinem Verwaltungsführer, er solle die Forellen, die sich in einem eigens für sie angestauten Wasser des Kehlsteingebietes tummelten, ausquartieren, damit sie bei einem Bombenangriff keinen Schaden nähmen.

Zweitens: Die Schwester des ehemaligen Leibkoches Hitlers, der derzeit als Koch in der Kaserne des Obersalzberges tätig war, sollte an eine andere Arbeitsstelle versetzt werden. Sie leitete bis dahin die Kantine. Begründung: Verwandte sollten nicht am gleichen Arbeitsplatz tätig sein.

Zur gleichen Zeit berichtete mir eine Sekretärin Bormanns, er habe ihr, aus Berlin anrufend, versichert, „der Endsieg stünde unmittelbar bevor“. Doch die Armeen der Sowjets und der Westalliierten waren nicht aufzuhalten. Die Einkreisung Berlins zeichnete sich ab. Welchen Endsieg meinte er?

Der 20. April 1945 verlief auf dem Obersalzberg ohne besondere Vorkommnisse. Allerdings herrschte in diesen Tagen ein reger Flugverkehr zwischen Berlin und Salzburg. Ich erfuhr gegen Abend des 21. April 1945, daß Hermann Göring mit seinem Stab unterwegs sei. Später erhielt ich Kenntnis von seinem Eintreffen auf seinem Landhaus auf dem Obersalzberg. General der Flieger Karl Koller, Luftwaffengeneralstabschef, folgte bald seinem Oberbefehlshaber. Es traf auch der Marineadjutant Hitlers, Admiral Karl-Jesco von Puttkamer, zusammen mit etwa 80 Mitgliedern des engsten Stabes um Hitler ein.

Die Flucht von Beamten und Offizieren aus Berlin hielt an. Auf den Geleisen des Berchtesgadener Bahnhofs rollten Waggons ein, die mit Geheimdokumenten vollgestopft waren. Der Ansturm von Voraus- und Hauptkommandos war so groß, daß Unterbringungsschwierigkeiten entstanden.

Auch Bormann hatte Personal vorausgeschickt, das Hitlers Umzug von Berlin auf den Obersalzberg vorbereiten sollte. Er hoffte immer noch, Hitler umstimmen zu können, um mit ihm Zuflucht auf dem Obersalzberg zu suchen. Vergebens.

Im nachfolgenden berichte ich u.a. über Vorgänge in Berlin, die ich damals so nicht kannte. Dies soll dem Leser die Ereignisse am Obersalzberg bei Kriegsende verständlicher machen. Am 20. April 1945 nahm Hitler im Führerbunker der Reichskanzlei in Berlin die Gratulationen der höchsten Würdenträger des Großdeutschen Reiches, soweit diese noch nicht aus Berlin geflohen waren, entgegen. Göring hatte diese Gelegenheit benutzt und ihn gefragt: „Mein Führer, Sie haben doch wohl nichts dagegen, wenn ich jetzt nach Berchtesgaden fahre?“

„Meinetwegen fahr los“, war Hitlers Antwort.[23]

Dem war vorausgegangen, daß Hitler für den Notfall getrennte Führungsstäbe im Norden und im Süden befohlen hatte. Göring war für den Süden eingeteilt, Dönitz für den Norden. Nicht nur dieses sei festgelegt worden. Wie Göring mir später persönlich

sagte, hatte er während der besagten letzten Unterredung noch einmal die Nachfolgefrage angeschnitten. Hierbei habe Hitler bestätigt, daß Göring im Sinne der durch Gesetz geregelten Nachfolgefrage die Gesamtverantwortung übernehmen solle, falls Hitler seiner Handlungsfreiheit beraubt würde.

Die Gegensätze zwischen Bormann und Göring, die ursprünglich vielleicht nur ein Ausdruck des Machtkampfes um die Nachfolge Hitlers waren, wurde nun noch durch einen zusätzlichen Aspekt erweitert. Bormann wünschte sich, solange der Landweg aus Berlin durch die Rote Armee noch nicht völlig abgeschnitten war, Berlin zu verlassen und den Obersalzberg zum letzten Ausweichort zu wählen. Vielleicht glaubte der militärische Laie an die „Alpenfestung Obersalzberg" und daran, daß hier noch längere Zeit Widerstand geleistet werden könnte. So meinte er vielleicht, im äußersten Notfall stünden immer noch Fluchtwege in unwegsame Gebiete der Alpen offen.

Als sich dann die Lage am 21. April 1945 weiter verschlechterte, geriet in den Augen Hitlers (oder Bormanns?) Görings Abreise nach dem Süden immer mehr ins Zwielicht.

Dazu paßte die Meldung, die Hitler um 21 Uhr entgegennahm. Hiernach verteidigte angeblich ein Bataillon der Fallschirm-Panzer-Ersatz- und Ausbildungsbrigade 2 „Hermann Göring", das an anderer Stelle dringend benötigt würde, noch immer das von seinem Chef längst verlassene Wohnhaus Görings „Karinhall". Am 22. April 1945 bestätigte Hitler noch einmal, in Berlin bleiben zu wollen. Er soll geknurrt haben, nachdem wieder eine Hiobsbotschaft eingegangen war: „Ich habe keine Befehle mehr zu erteilen. Göring mag weiterführen und verhandeln ... und wenn es aufs Verhandeln ankommt, das kann der Reichsmarschall besser als ich."[24]

Nun spielte Bormann, das Ende vor Augen, die Intrige seines Lebens. In den wenigen verbleibenden Tagen machte er aus dem designierten Nachfolger des Führers, Reichsmarschall Hermann Göring, einen Todeskandidaten. Zunächst sorgte er dafür, daß der Ausspruch Hitlers, „das kann der Reichsmarschall besser als ich" nie an Göring weitergereicht wurde.

Trotzdem erhielt Göring über seinen Luftwaffenvertreter beim Führer, Generalmajor Eckard Christian (den vormaligen Chef des

Luftwaffenführungsstabs), sowie durch den Generalstabschef der Luftwaffe, General der Flieger Karl Koller, Kenntnis davon.

Letzterer, etwas später als Göring auf dem Obersalzberg eingetroffen, suchte Göring in dessen Landhaus auf. Sein Bericht über die Lage in Berlin verschaffte letzte Klarheit. Göring äußerte bei dieser Gelegenheit: „Bormann ist mein Todfeind." Vielleicht hatte er den Nebenbuhler bisher unterschätzt.[25]

Am 23. April 1945 etwa gegen 14 Uhr rief mich die Adjutantur Görings an. Ich möge mich in einer halben Stunde beim Reichsmarschall melden. Von den Vorgängen in der Reichskanzlei in Berlin hatte ich bis dahin keine Kenntnis. Meldung beim Reichsmarschall; das war ungewöhnlich. Ich unterstand ihm nicht. Deshalb machte ich mich darauf gefaßt, daß die kommenden Ereignisse Überraschungen für mich bereithielten. Für alle Fälle unterrichtete ich mein Offizierkorps. Das Rätselraten ergriff uns alle.

„Notfalls hauen wir Sie heraus!", meinte einer.

Dieser Satz, er blieb mir deutlich in der Erinnerung haften, beleuchtet die damalige Situation. Erbarmungslose Machtkämpfe in der Führungsspitze zeigten Wirkung. Man traute einander nicht mehr, wußte nicht, wer wo steht. Ich beschwichtigte meine Männer, nahm jedoch meinen Adjutanten und einen Ordonnanzoffizier mit.

Zur befohlenen Zeit rollte mein Volkswagen auf dem Parkplatz vor dem Landhaus Göring aus. Ich hatte bisher noch nie Gelegenheit gehabt, es von nahem in Augenschein zu nehmen.

Vor der Haustür nahm mich Görings Adjutant Oberst Bernd von Brauchitsch in Empfang. Er führte mich in einen holzgetäfelten Vorraum. Meine Begleitung mußte im Wagen zurückbleiben. Oberst von Brauchitsch verlangte, daß ich mein Koppel mit meiner Pistole in der Garderobe ablegte. Zu allem Überfluß tastete er meinen Körper auf Waffen ab. Dann bedeutete er mir, daß ich ihm folgen möge. Wir gingen über eine lange, gerade geführte und kunstvoll gearbeitete Holztreppe hinauf in den ersten Stock.

Über einen geräumigen Treppenabsatz betraten wir einen großen rechteckigen Raum, dessen Ausstattung mit schweren Teppichen, wertvollen Bildern an den Wänden, gediegenen, dem rustikalen Charakter des Landhauses angepaßten Möbeln, mich beeindruckte. Große Fenster schauten nach Süden. Herr von Brau-

chitsch ließ mich wissen, daß wir hier den Reichsmarschall erwarten sollten.

Nach wenigen Minuten gespannter Aufmerksamkeit erschien Hermann Göring in der weißseidenen Uniform eines Reichsmarschalls der Luftwaffe; viel Gold, großer Ordensschmuck. Mir fiel sofort auf, daß Göring sich geschminkt hatte, als gelte es einen großen Auftritt zu vollziehen. Ich glaube mich deutlich erinnern zu können, daß er auch den Marschallstab in Händen trug. Später legte er ihn auf einem Tisch ab, um ein Schriftstück zu verlesen. Der unnatürlich überhöhte Glanz seiner Augen fiel mir auf. Unwillkürlich erinnerte ich mich an den strahlenden Hitler des 20. April 1944.

Neben der barocken Pracht seiner Erscheinung wirkten die Begleiter unansehnlich, wenngleich ihr Auftreten unterstrich, welche Bedeutung Göring dieser Stunde zu geben gedachte. Mit ihm hatten der Chef der Reichskanzlei, Reichsminister Dr. Hans-Heinrich Lammers, sowie der Chef der Kanzlei des Führers, Reichsleiter Phillipp Bouhler, den Raum betreten. Göring hatte ein allerhöchstes Notariat mitgebracht. Sie sollten den beabsichtigten Staatsakt – allerdings einen solchen zur Probe – beurkunden, wenn auch nur durch ihre Anwesenheit. Ein Notariat von ganz besonderer Delikatesse, denn beide, Dr. Lammers wie auch Bouhler, waren bereits seit längerem mehr oder weniger kaltgestellt worden.

Der Pomp seines Auftretens, offensichtlich zur Bekräftigung der Machtübernahme gedacht, hatte indes nur einen sehr beschränkten Wirkungskreis: mich und sonst niemanden. Ich machte zunächst vorschriftsmäßig meine Meldung.

Görings Begleiter traten etwas zur Seite. Sie standen mit den Rücken zu den Südfenstern, so daß ich ihren Gesichtsausdruck im Gegenlicht kaum erkennen konnte. Zu Wort kamen sie während der ganzen Zeremonie ohnehin nicht. Sicherlich hatten sie, so empfand ich es, auch den Auftrag, mich gut zu beobachten.

Ganz anders der Reichsmarschall. Er stand im vollen Tageslicht, so daß sich mir jede Einzelheit seines Mienenspiels einprägte. Er gab sich hoheitsvoll. Seine Stimme klang selbstsicher; etwas zu laut, als stelle er sich einem größeren Auditorium.

Er sagte etwa: Am 20. April 1945 habe er den Führer zum letzten Male gesehen, als er in seinem Befehlsbunker tief unter der

Reichskanzlei in Berlin die Gratulationen zu seinem Geburtstag entgegennahm. Das erbitterte Ringen um die Reichshauptstadt habe vielleicht schon seinen Höhepunkt überschritten. Es zeichne sich deutlich ab, daß die Einschließung Berlins durch die Rote Armee kaum noch aufzuhalten sei.

Sie alle, maßgebende Minister wie auch die Generalität, hätten den Führer bestürmt, Berlin angesichts dieser Entwicklung zu verlassen, solange das noch auf den wenigen feindfrei gebliebenen Straßen möglich sei. Er solle sein Hauptquartier zum Obersalzberg verlegen und versuchen, in diesem verhältnismäßig ruhig gebliebenen Wetterwinkel der Schlacht um Deutschland Zeit zu gewinnen; Zeit, um unter Ausnutzung der deutlich zutage tretenden Interessengegensätze zwischen Westalliierten und Sowjetrußland zumindest einen erträglichen Teilfrieden auszuhandeln.

Der Führer habe jedoch unbeirrbar darauf bestanden, die Entscheidung in Berlin zu suchen. So habe er, Göring, den Eindruck gewonnen, daß Hitler die feste Absicht habe, in Berlin zu siegen oder zu fallen. Schließlich habe Hitler ihn wissen lassen, daß er im Sinne einer früheren Entscheidung nach Berchtesgaden ausweichen solle, um von dort aus seine Pflicht zu erfüllen. Hitler ließ auch erkennen, daß er, Göring, im Notfall, das heißt, wenn Hitler seiner Handlungsfähigkeit beraubt sei, gemäß Führererlaß vom 29. Juni 1941 als sein Stellvertreter die Gesamtverantwortung übernehmen solle.

Berlin stehe kurz vor der Einschließung. Zur Zeit verfüge Göring über keine zuverlässigen Meldungen, ob es noch einen Zugang auf dem Straßenweg gäbe. Deshalb müsse er nun handeln. Er habe folgendes Fernschreiben an den Führer abgeschickt. Göring ließ sich nun von Bouhler ein Schriftstück reichen und las daraus den Wortlaut des erwähnten Fernschreibens vor:

„Mein Führer!

Sind Sie einverstanden, daß ich nach Ihrem Entschluß, im Gefechtstand in der Festung Berlin zu verbleiben, gemäß Ihres Erlasses vom 29.6.1941 als Ihr Stellvertreter sofort die Gesamtführung des Reiches übernehme mit voller Handlungsfreiheit nach innen und außen?

Falls bis 22.00 Uhr keine Antwort erfolgt, nehme ich an, daß Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind. Ich werde dann die Vor-

aussetzungen Ihres Erlasses als gegeben ansehen und zum Wohle von Volk und Vaterland handeln.

Was ich in diesen schwersten Stunden meines Lebens für Sie empfinde, wissen Sie, und kann ich durch Worte nicht ausdrücken.

Gott schütze Sie und lasse Sie trotz allem baldmöglichst hierher kommen.

Ihr getreuer Hermann Göring“[26]

Oberst von Below berichtete später in seinen Lebenserinnerungen, daß er die zweite Ausfertigung des Fernschreibens erhalten habe.

Ich erfuhr damals nichts davon, daß Göring ein entsprechendes Fernschreiben auch an den damaligen Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop gerichtet hatte, in welchem er ihn aufforderte, unverzüglich auf dem Luftwege zu ihm zu kommen, falls er bis 22 Uhr keinen anderen Bescheid erhalte; ich erfuhr auch nicht, daß er ähnliches an Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel gefunkt hatte.

Göring fuhr etwa fort: Die Übernahme der Gesamtverantwortung, wenngleich erst ab 22 Uhr rechtskräftig, müsse vorbereitet werden. Deshalb habe er mich jetzt schon zu sich befohlen. Ab dem genannten Zeitpunkt unterstünde ich mit meinen Truppenverbänden ihm und den von ihn zu ernennenden Kommandeuren. In diesem Zusammenhang nannte er mir vorsorglich Namen von Generalen und Bezeichnungen von Truppenteilen, die im näheren Umkreis stationiert waren, mit denen ich mich nach 22 Uhr in Verbindung zu setzen hätte. Er wies auf den Ernst der Kriegslage hin, wie auch auf die Notwendigkeit, vorrangig mit den Westalliierten zu verhandeln, damit so bald wie möglich ein Waffenstillstandsabkommen ausgehandelt werden könne. Diesen Gedanken vertiefte er noch und sagte: „Ich habe die Absicht, so bald wie möglich zu General Eisenhower zu fliegen, um weiterem Blutvergießen und sinnloser Zerstörung ein Ende zu bereiten.“

Er äußerte sich optimistisch über seine persönlichen Möglichkeiten, Kontakte im Westen anzuknüpfen und wies auf die Interessengegensätze zwischen Ost und West hin, die sich mit jedem weiteren Erfolg der Roten Armee vergrößern müßten. Wohl um die Ernsthaftigkeit seiner Pläne zu betonen, ließ er noch durchblicken, daß bereits ein geeignetes Flugzeug startbereit gemacht

worden sei, damit er unverzüglich zum amerikanischen Hauptquartier fliegen könne.

Damit machte Göring deutlich, daß er die Westmächte für die erhofften Friedensgespräche bevorzugte, während, wie sich Anfang Mai 1945 herausstellen sollte, sein Gegenspieler Bormann nach Hitlers Tod die Macht in Berlin de facto übernahm (Dönitz ignorierend) und General der Infanterie Hans Krebs, den letzten Generalstabschef des Heeres, mit einem Verhandlungsangebot zu den Russen schickte.

Göring machte mich außerdem auf den Sohn Stalins aufmerksam, der sich als Kriegsgefangener in unserem Gewahrsam befände. Dieser sei stets korrekt behandelt worden, und Göring habe gute Gründe dafür, anzunehmen, daß der Stalin-Sohn vielleicht für Anknüpfungsgespräche bei den Alliierten zur Verfügung stünde. Diese Bemerkung erschien mir zwar interessant, änderte aber nichts an meinem ersten Eindruck: Göring suchte den Frieden im Westen. Schließlich fragte er mich, ob ich bereit sei, ihm mit allen Kräften, notfalls unter Einsatz meines Lebens, zu helfen. Ich bejahte dies nachdrücklich. So war ich gleichsam unter Eid genommen. Göring dankte. Ich war entlassen und konnte vor meinen draußen wartenden Adjutanten eine gewisse Befriedigung nicht verbergen, glaubte ich doch, ein baldiges Ende des Krieges erkannt zu haben. Zum Befehlsstand zurückgekehrt, unterrichtete ich die dort wartenden Offiziere über das soeben Erlebte. Auch auf ihren Gesichtern konnte ich das Gefühl deutlicher Erleichterung ablesen.

Im Befehlsbunker der Berliner Reichskanzlei konnte Bormann nun den Vorhang für den nächsten Akt des Dramas aufziehen. Er legte Hitler den Funkspruch Görings vor und sprach, vielleicht zunächst einmal vorsichtig, von „Verrat". Hitler reagierte wunschgemäß. Er richtete einen Funkspruch an Göring, er selbst werde den Zeitpunkt für das Inkrafttreten des Gesetzes vom 29. Juni 1941 (Nachfolgegesetz) bestimmen. Damit setzte er es praktisch außer Kraft; er verbiete jeden Schritt in der von Göring angedeuteten Richtung.[27]

Während ich mir zusammen mit meinem Offizierkorps noch ausmalte, wie die weitere Entwicklung in der von Göring erwünschten Richtung verlaufen könnte, war im Landhaus Göring längst Rauhreif auf die Blütenträume seines Besitzers gefallen.

Bormann hatte die erste Runde im Kampf um die Nachfolge gewonnen. Nun ließ er nicht mehr locker. Nach meiner Erinnerung wurde ich etwa zwei Stunden nach meiner Rückkehr aus dem Landhaus Göring angerufen. Die Nachrichtenzentrale meldete mir ein äußerst wichtiges Gespräch an. Dann wurde ich mit einem Admiral, den Namen nahm ich in der Aufregung der Situation nicht wahr, verbunden. Es ist denkbar, daß es sich um Admiral von Puttkamer handelte, den ich bis dahin nie zu Gesicht bekommen hatte. Er, der Marineadjutant Hitlers, war am 20. April 1945 von Berlin nach Salzburg geflogen und wohnte nun wieder in der Adjutantur Obersalzberg. Er sagte zu mir: „Bitte kommen Sie sofort zum Gästehaus Hoher Göll. Für Sie liegt ein Funkspruch von höchster Stelle vor. Die Angelegenheit ist von größter Wichtigkeit und eilt sehr.“ Wenige Minuten später betrat ich die Funkzentrale der Parteikanzlei. Der Admiral übergab mir das Papier.

Ich las etwa:

Berlin, Reichskanzlei, den 23. April 1945

An den Kommandanten des Obersalzberges SS-Obersturmbannführer Dr. Bernhard Frank und SS-Obersturmführer von Bredow.

Verhaften Sie Reichsmarschall Hermann Göring wegen Hoch- und Landesverrats.

gez. Adolf Hitler
f.d.R. Bormann

Die Adresse des Funkspruchs war ungewöhnlich. Von Bredow übte auf dem Obersalzberg keine militärische Funktion aus. Nach meiner Erinnerung gehörte er der Allgemeinen SS, aber nicht der Waffen-SS an. Er unterstand mir deshalb auch nicht. In seiner Eigenschaft als ziviler örtlicher Luftschutzleiter am Obersalzberg war er ein Angestellter und damit direkter Untergebener Bormanns. Er hatte bis dahin stets gut mit mir zusammengearbeitet. Warum wurde auch von Bredow beauftragt? War er von Bormann als mein Aufpasser eingesetzt worden? Welche Rolle spielte Bormann bei der Verhaftung Görings? Einige Zusammenhänge werden wohl für immer im Dunkeln bleiben. Vielleicht erhellt eine Aussage von Flugkapitän Hans Baur, dem Piloten Hitlers, die die-

ser am 26. Oktober 1983 Herrn Werner Grothmann, dem Adjutanten Himmlers, gegenüber machte, den Verlauf der Ereignisse ein wenig.

Er sagte, daß die Begegnung zwischen Hitler und Göring am 20. April 1945, anläßlich von Hitlers Geburtstagsempfang, nicht deren letzte gewesen sei. Er hätte Göring noch einmal am 21. April 1945 empfangen. Die Besprechung unter vier Augen hätte zwei Stunden lang gedauert. Göring sei dann von Hitler in Gegenwart Baurs sehr herzlich verabschiedet worden. Etwa folgende Sätze seien hierbei von Hitler zur Verabschiedung gesagt worden: „Fahren Sie vorsichtig. Die letzten Verbindungsstraßen nach dem Süden durch Sachsen werden bereits von russischen Vorausabteilungen bedroht. Sie müssen mit Beschuß rechnen."

Als dann einen Tag später, also am 22. April 1945, die Meldung von Görings Eintreffen auf dem Obersalzberg eingegangen sei, habe sich Hitler hierüber gefreut. „Gott sei Dank, daß er heil heruntergekommen ist", soll er gesagt haben.

Inzwischen seien Hitlers Nachrichtenverbindungen immer schlechter geworden. Telephonleitungen seien längst unterbrochen gewesen. Es hätte nur noch gefunkt werden können. Aber auch der Funk sei immer öfter ausgefallen, da die dazugehörigen Antennen wiederholt vom Gegner zerschossen wurden. Dadurch sei Hitler für Informationen auf Radiomeldungen englischer Sender angewiesen gewesen. Diese gaben bekannt, daß Göring mit den Amerikanern Verbindung aufgenommen habe. Als Hitler dies gehört habe, sei es zu einem Wutausbruch gekommen. Erst daraufhin habe Hitler an Göring (über mich) gefunkt, daß sein Verhalten eigentlich die Todesstrafe verdiene. Nur wegen seiner früheren Verdienste wolle Hitler davon absehen, diese vollstrecken zu lassen, vorausgesetzt, daß Göring alle seine Ämter niederlege.

Da ein Funkspruch etwa dieses Inhalts und unterschrieben mit „gez. Adolf Hitler f.d.R. Bormann" erst nach dem weiter oben erwähnten Funkspruch betreffend der Verhaftung Görings bei mir eingegangen war, erhebt sich die Frage, wer den letzteren verfaßt hat. Hitler oder Bormann? Da Baur bis zu Hitlers Selbstmord bei ihm ausharrte, verdient seine Aussage Beachtung.

SS-Obersturmführer von Bredow hielt sich im weiteren Verlauf der Geschehnisse zurück; vielleicht aus besserer Einsicht, viel-

leicht, weil der Auftrag ihn gar nicht erreichte, denn er war bei der Übergabe des Funkspruches, welcher die Verhaftung Görings betraf, nicht zugegen. Während ich selbst den Text des Funkspruches mehrmals durchlas, fühlte ich mich von Admiral von Puttkamer aufmerksam beobachtet. Ich versuchte, mein Erstaunen zu verbergen. Schließlich unterbrach der Admiral die lastende Stille und fragte: „Was gedenken Sie zu tun?"

Eine eigenartige Frage, die nur dann Sinn haben konnte, wenn Befehlsverweigerung befürchtet oder erwartet wurde. Ich ließ mir deshalb auch viel Zeit, um schließlich zu antworten: „Meine Pflicht!"

Der Rückweg zum Befehlsstand, wo meine Offiziere auf weitere Befehle warteten, war kurz. In wenigen Minuten mußte ich versuchen, die neue Lage zu analysieren, um einen Entschluß fassen zu können. Ein mir bis dahin unbekannter Mann im Admiralsrang hatte mir einen Funkspruch überreicht, unterschrieben mit „gez. Adolf Hitler", wonach ich den zweiten Mann im Staat und laut Gesetz designierten Nachfolger Hitlers zu verhaften hatte.

Gaben mir dieses Stück Papier und der Admiralsrang dessen, der es mir überreicht hatte, genügend Legitimation für einen solchen Staatsakt ersten Ranges? Hätte es nicht wenigstens zur Bestätigung eines Telephongespräches bedurft? Wessen Wille stand hinter diesem Funkspruch? Der Hitlers oder der Bormanns oder der eines unbekannten Dritten? War Hitler womöglich bereits, wie in Görings Funkanfrage formuliert, „seiner Handlungsfähigkeit beraubt"?

Aber selbst wenn ich unterstellte, daß der Befehl tatsächlich von Hitler stammte, entstand zwingend die weitere Frage, wie ich diesen zu beurteilen hatte. Da war der Zusammenhang mit Hitlers persönlicher Lage im eingeschlossenen Berlin zu bedenken. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Hitler eine Besserung der Kriegssituation zu erhoffen wagte, wenn er den geplanten Flug Görings zu Dwight D. Eisenhower verhinderte. Aus Görings Äußerungen mir gegenüber mußte ich schließen, daß Hitler Görings Absichten kannte und diese auch billigte. Warum fand innerhalb weniger Tage diese Meinungsänderung statt? Hier mußten andere Motive eine Rolle spielen. Etwa eine Art Untergangswille oder der Wille, den unvermeidlichen eigenen Tod so lange wie möglich hinaus-

zuschieben, oder beides? Es war unschwer vorauszusehen, daß ein auch nur annähernd erfolgreiches Göringsches Verhandlungsergebnis Hitler vor die Alternative gestellt hätte, entweder sofort Selbstmord zu verüben oder den Gang in die Kriegsgefangenschaft anzutreten. Beides wollte er zu diesem Zeitpunkt vermutlich unter allen Umständen vermeiden. Ich ahnte eine Intrige Bormanns, ohne Genaues zu wissen, vermutete aber auch, daß Hitler in seiner Lage und bei seinem Gesundheitszustand sich kaum zu einer anderen Lösung, zum Beispiel der Göringschen, durchringen könne. Der Göringplan jedoch, so phantastisch er sich auch anhören mochte, bot eine winzige Chance, die allgemeine Lage zu bessern. Mit dem Flug zu General Eisenhower wäre ein erster Schritt zur Beendigung des Krieges getan gewesen. Wenn es überhaupt noch einen Verhandlungsspielraum geben sollte, so mußte er jetzt genutzt werden.

Zu diesem Zeitpunkt war für mich als Offizier nicht absehbar, wie lange sich der Endkampf noch hinziehen könnte und welche weiteren sinnlosen Leiden für unser Volk noch zu fürchten waren. So hielt ich es, einmal in eine solch ungewöhnliche Situation gestellt, für meine Pflicht, der Beendigung des Krieges nicht im Wege zu stehen und Göring bei der Verwirklichung seines Planes zu helfen, so gut ich es konnte. Ich hatte dabei auch nicht das Gefühl, gegen Hitler zu handeln, denn aus Görings Äußerungen, die ich kurz vorher gehört hatte, hatte ich den Eindruck seiner unabdingbaren Loyalität zu seinem Führer gewonnen. Es war undenkbar anzunehmen, Göring könnte sich zu einem Staatsstreich gegen Hitler hinreißen lassen.

Ich war Göring nur einmal in meinem Leben begegnet – vor wenigen Stunden. Lernt man in so kurzer Zeit die geheimsten Gedanken eines Menschen kennen? Vielleicht war er längst entschlossen, den Flug zu Eisenhower durchzuführen, gleichgültig was für Funksprüche auch noch aus dem eingeschlossenen Berlin zu ihm oder zu mir gelangen sollten?

Vielleicht hing es aber auch von meinem Verhalten ab, wie er sich entschließen würde?

Immer wieder kreisten meine Überlegungen um den einen Punkt: War Hitler seiner Handlungsfreiheit beraubt oder nicht? Die Beantwortung dieser Frage gab zugleich auch Antwort auf die

nächste: Wie stand es mit der Legalität des an mich gerichteten Funkspruchs?

Diese Zweifel konnte nur ein Mann ausräumen, der Hitler kannte, ihn kürzlich noch gesprochen hatte, und nach Rang und Autorität über jeden Zweifel erhaben war: Göring selbst!

Ich entschloß mich daher, Göring nicht, wie befohlen, zu verhaften, sondern ihm den Funkspruch Hitlers ohne Kommentar zu überreichen und seine Reaktion abzuwarten. Er selbst sollte entscheiden, ob er selbständig handeln oder sich dem Verhaftungsbefehl des Funkspruchs fügen wollte.

Die von mir beabsichtigte Lösung der gestellten Aufgabe barg eine Menge Risiken in sich. Auf dem Obersalzberg und in dessen näherer Umgebung, also auch in Berchtesgaden, Bad Reichenhall und Salzburg, unterhielten alle politischen und militärischen Amtsinhaber des damaligen Reiches ihre Zweigstellen. Immer dann, wenn das Führerhauptquartier auf dem Obersalzberg aufgeschlagen wurde, verwandelte sich diese reizvolle Gebirgslandschaft in die Regierungszentrale, die genannten Zweigstellen in Behördenzentralen. Sollte, was ich befürchtete, in Berlin der Kampf aller gegen alle ausgebrochen, sollten Hitler die Zügel entglitten sein, so konnte eine Machtübernahme Görings im Süden Gegenspieler auf den Plan rufen. Wenn ich meine Option für Göring offen halten wollte, wenigstens solange, bis er sich selbst entschieden hatte, mußte ich ihm hierfür die militärischen Voraussetzungen schaffen. Das hieß, daß ich zumindest im sogenannten „erweiterten Führergebiet“ alle dort ansässigen Dienststellen einschließlich des Berghofes, des Hauses Bormann, des Hauses „Zum Türken“ (RSD), des Gästehauses Hoher Göll (Parteikanzlei) und natürlich auch des Landhauses Göring umstellen lassen und deren Bewohner zumindest vorübergehend festsetzen lassen mußte. Nachrichtenverbindungen des genannten Bereiches nach innen wie auch nach außen mußten gekappt werden.

Zu meiner Befehlsstelle zurückgekehrt, machte ich die dort wartenden Offiziere mit der neu entstandenen Lage wie auch deren Beurteilung durch mich vertraut. Meine Überlegungen wurden verstanden.

Ich befahl: Der gesamte innere Ring des Sperrkreises, das sogenannte „Hoheitsgebiet“, worin u.a. auch die oben erwähnten Häu-

ser lagen, ist ab sofort hermetisch gegen die Außenwelt abzuriegeln. Niemand, wer auch immer es sein mag, darf in dieses Gebiet eindringen oder es verlassen. Die dort befindlichen Führerhäuser einschließlich des Berghofes wie auch die Dienststellen sind zu umstellen; deren Insassen somit in Ehrenhaft zu nehmen. Natürlich muß die Bewachung des Landhauses Göring mit besonderer Sorgfalt durchgeführt werden. Der Nachrichtenoffizier erhielt den Auftrag, sämtliche Nachrichtenverbindungen des „Hoheitsgebietes" zu unterbrechen. Erst als ich etwa eine Viertelstunde später die Vollzugsmeldungen erhielt – es gab sofort wütende oder besorgte Anrufe von den Häusern, die alle mit beschwichtigenden Erklärungen meines Nachrichtenoffiziers abgefangen wurden; es gab auch vor den Postenhäusern Debatten, die ohne Ansehen der Person durchgestanden wurden –, machte ich mich in Begleitung meines Adjutanten und von Bredows auf den Weg zum Landhaus Göring. Wieder empfing mich Oberst von Brauchitsch und geleitete mich diesmal ohne Aufenthalt zur Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Auf halber Höhe wurde ich Zeuge davon, wie die weinende Frau Emmy Göring den Treppenabsatz überquerte, um hinter der nächsten Tür zu verschwinden.

Wieder betrat ich den großen Wohnraum im ersten Stock, wo vor wenigen Stunden ein Staatsakt geprobt worden war. Ich wurde in den dahinter gelegenen kleinen, aber sehr behaglich eingerichteten Arbeitsraum Görings gewiesen, dessen schöner großer Kachelofen mir noch in Erinnerung geblieben ist. Göring saß in der Zimmermitte an seinem Schreibtisch. In der Zwischenzeit hatte er die Uniform gewechselt. Diesmal trug er eine schlichte Felduniform. Die ihm geschuldete Ehrenbezeigung führte ich betont korrekt aus. Göring schaute mich fragend an. Ich sagte: „Herr Reichsmarschall, ich erhielt einen Funkspruch des Führers."

„So!" erwiderte er kurz. Ich spürte Abwehr, aber auch gespannte Erwartung in diesem einen Wort.

Was ich nun zu sagen hatte, versuchte ich durch betont langsames Sprechen, unterbrochen durch lange Pausen, so zu artikulieren, daß sich daraus ein Sinn ablesen ließ, den in Worte zu fassen ich nicht wagen konnte.

Eigentlich hätte ich schlicht und einfach sagen müssen: „Herr Reichsmarschall, ich verhafte Sie im Namen des Führers."

Statt dessen sagte ich: „Darf ich Herrn Reichsmarschall den Funkspruch zeigen?“

Ich hatte das Gefühl, daß Göring die angebotene Option verstand. Vielleicht wußte er außerdem durch andere mir unbekannte Funksprüche, daß er die zweite Runde im Ringen um die Nachfolge Hitlers an Bormann verloren hatte – wenn er sich jetzt nicht zu selbständigem Handeln entschlösse.

„Ja, bitte“, sagte er.

Ich reichte ihm das Papier.

Es folgte eine lange Pause lastenden Schweigens, das durch gelegentliches Räuspern unterbrochen wurde, vielleicht sogar durch ein Hüsteln von Bredows, der zusammen mit meinem Adjutanten im Hintergrund stand. Diese Pause hätte ausgereicht, um einen viel längeren Funkspruch zu lesen und zu bedenken.

Man könnte vielleicht einwenden, daß Göring durch die Anwesenheit weiterer Personen keine echte Wahl hatte. Nach meinem Eindruck war Göring kein Verschwörer. Er hätte die Annahme der verdeckt angebotenen Option, die Macht zu übernehmen und zu Eisenhower zu fliegen, nie davon abhängig gemacht, daß wir unter vier Augen einig wurden. Hier gab es sicherlich für ihn andere Überlegungen: Es wäre nur sinnvoll, selbständig zu handeln, wenn die Bedingungen des Nachfolgegesetzes vom 29. Juni 1941 erfüllt schienen.

Selbst dann konnte der Todeskampf in Berlin noch genügend Unruhe auslösen, die sich auch in Süddeutschland und in Norddeutschland im Bereich von Großadmiral Dönitz auswirken mußte.

Ein Zeitverzug angesichts der sich stündlich verschlechternden Kriegssituation wäre die Folge gewesen. Lohnte unter solchen Umständen noch ein Flug zu General Eisenhower?

Göring sagte: „Dann müssen Sie mich ja wohl verhaften?!“

„Jawohl, Herr Reichsmarschall!“

Auch diesmal hatte ich es vermieden, die korrekte Verhaftungsformel anzuwenden. Göring verhaftete sich selbst. Wenn er diese Selbstverhaftung in Frageform kleidete, durfte er nicht erwarten, daß ich aus dieser Tatsache das Recht oder die Pflicht ableitete, selbst die Initiative zu ergreifen.

Es folgte noch die Regelung der Bedingungen, unter denen die Ehrenhaft – so faßte ich es auf – durchzuführen war. Göring mit

Familie und Stab behielt das Landhaus einschließlich der Nebengebäude, der Adjutantur usw. wie bisher als Wohnung. Seine Bewegungsfreiheit sollte jedoch auf den genannten Bereich eingeschränkt werden. Nachrichtenverbindungen nach außen blieben unterbrochen. Von einer Verhaftung des Reichsministers Dr. Lammers oder des Reichsleiters Bouhler oder des Stabes von Göring war keine Rede. Sie erfolgte allerdings de facto, weil diese Göring vorerst nicht verließen. Damit unterwarfen sie sich den Zwängen, die eine solche Bewachung im Gefolge haben mußte.

Ich verabschiedete mich mit Ehrenbezeigung.

Von der ersten Stunde der Verhaftung an beunruhigte mich der Gedanke, daß Göring nach dem Scheitern seiner Pläne Selbstmord verüben könnte. Zuviel hatte ich von den Giftkapseln gehört, die unter den höchsten Führern des Großdeutschen Reiches verteilt worden waren, um mit deren Zerbeißen eine letzte Zuflucht zu finden. Deshalb ordnete ich sofort an, daß seine Küche streng zu überwachen und er durch den wachhabenden Offizier vor einer solchen Tat in geeigneter Form zu schützen sei.

Ich war mir der Schwierigkeit einer solchen Überwachungsmaßnahme bewußt. Glücklicherweise dachte Göring nicht daran, auf solche Weise aus dem Leben zu treten. Bekanntlich holte er das später nach, aber erst, nachdem er vor den Siegern Rede und Antwort gestanden und das Reich so geschickt verteidigt hatte, daß viele seiner Äußerungen im Nürnberger Prozeß bis heute nicht bekanntgemacht worden sind, denn es war ihm gelungen, sogar den Ankläger Chief Justice Robert H. Jackson schwer unter Druck zu setzen und etliche Beschuldigungen zu widerlegen.

Zu meinem Gefechtsstand zurückgekehrt, lockerte ich, der geänderten Lage gemäß, die befohlenen Sperrmaßnahmen. Mit Ausnahme vom Landhaus Göring wurden die Nachrichtenverbindungen nach innen und außen wieder freigegeben.

Ich nahm mit dem Kommandostab Reichsführer-SS, der sich in Glasenbach bei Salzburg befand, Fühlung auf und berichtete zunächst telephonisch an den Chef des Stabes, Generalmajor und SS-Brigadeführer Ernst Rode. Ihm unterstand ich personell, aber nicht führungsmäßig. Ich bat um seine Hilfe, die er mir sofort zusagte.

Es ging um Görings Verbleib und die in wenigen Tagen zu erwartende Einnahme des Obersalzberges durch die Alliierten. Ich

versuchte mir auszumalen, welche Turbulenzen hierbei entstehen mußten. Ich kam zu dem Schluß, daß Göring so schnell wie möglich an einen neutralen Ort verbracht werden müsse.

Generalmajor Rode verabredete mit mir für den Vormittag des 24. April 1945 eine Zusammenkunft in Glasenbach. Es kamen auch Anweisungen für die Durchführung strengster Bewachungsmaßnahmen, wofür ich mit meinem Kopf zu haften hätte. Ich kann mich nicht mehr an den genauen Wortlaut jedes einzelnen Funkspruches erinnern. Der letzte jedoch blieb in meiner Erinnerung haften:

„Die Schlacht um Berlin nähert sich ihrem Höhepunkt.
Sollten wir fallen, so haben Sie den Hoch- und Landesverräter Hermann Göring zu erschießen.

gez. Hitler
f.d.R. Bormann“

Die Legalität dieses Erschießungsbefehls ließ sich nicht bestreiten, denn Göring selbst hatte diese Art der Befehlsübermittlung anerkannt. Jedoch handelte es sich um einen Satz mit eingeschränkter Wirkungskraft: „Sollten wir fallen, so haben Sie … Hermann Göring zu erschießen.“

Die tatsächliche Ausführung wäre bereits in den Befehlsbereich eines Nachfolgers – Göring selbst? – gefallen.

Dieser unklare Befehl konnte mich nicht in Gewissenskonflikte stürzen. Ich entschloß mich, ihn zu ignorieren. Es blieb also auch nach dem Eingang des letzten Funkspruches dabei, daß ich den geplanten Abtransport meines Staatsgefangenen nach Mauterndorf, dem Schloß, in dem Göring Teile seiner Jugend verbracht hatte, mit der gebotenen Eile weiter betrieb.

An Versuchen, mich zur Räson zu bringen, hat es nicht gefehlt. So überraschte mich am frühen Vormittag des 24. April 1945 SS-Obergruppenführer Dr. Ernst Kaltenbrunner, der Chef des Reichssicherheitshauptamtes als Nachfolger Heydrichs, in meiner Wohnbaracke.

Dieser große, sportlich aussehende Mann – ich kannte ihn bis dahin nicht persönlich – gab sich zuversichtlich. Er wirkte jedoch auf mich undurchsichtig, so daß ich mich sehr zurückhielt. Er sprach

davon, daß eine neue „Kampfzeit" angebrochen sei, und daß er den Führer so bald wie möglich aufsuchen wolle. Dann aber ließ er durchblicken, was ihn eigentlich zu mir geführt hatte. Er wollte wissen, was sich in den letzten 24 Stunden auf dem „Berg" ereignet hatte und was ich weiterhin zu tun gedächte.

Ersteres berichtete ich wahrheitsgemäß. Meine weiteren Absichten und meine Beurteilung der Lage gab ich jedoch nicht preis.

Schließlich beendete Kaltenbrunner das Versteckspiel, brach das Gespräch plötzlich ab und sagte, er müsse noch den Führeradjutanten Admiral von Puttkamer aufsuchen, der sich kürzlich von Berlin kommend wieder in der Adjutantur des Berghofes eingerichtet habe. Von dort aus rief er mich etwa eine Stunde später an, um mir zu sagen, er werde dem Führer in Kürze berichten, was sich hier abgespielt habe. Punktum.

Der Chef einer wichtigen Dienststelle des engeren Führergebietes wurde noch deutlicher, als er sich am Telephon wegen der vorübergehenden Verhaftung beschwerte und mir ankündigte, daß ich mich noch beim Führer zu verantworten hätte. Kritik dieser Art kam auch von anderen Kommandostellen der näheren Umgebung. Es wurde höchste Zeit, daß ich versuchte gegenzusteuern. Ich trieb deshalb die Vorbereitungen zum Abtransport Görings voran, vermied es aber, an diesem und den kommenden ereignisreichen Tagen, Göring zu begegnen. Zu schwer lastete der Erschießungsbefehl auf mir und die Besorgnis, er könne davon Kenntnis erhalten. Ich fürchtete, er könne darauf mit einer Kurzschlußhandlung reagieren. Inzwischen stiegen in der Strubkaserne in Berchtesgaden Feuersäulen zum Himmel – und nicht nur dort. Es waren flüchtige Reste in Flammen aufgehender streng geheimer Staatsakten, die zum überwiegenden Teil in den letzten Wochen mit Lkw-Transporten aus Berlin herangefahren worden waren. Es herrschte Endzeitstimmung.

In der Nacht vom 24. auf den 25. April 1945 gab es endlose Telephonate, ein Kommen und Gehen in meinem Gefechtsstand. Im Morgengrauen des nächsten Tages legte ich mich zur Ruhe. Gegen 9.20 Uhr weckte mich das Telephon.

Der wachhabende Offizier meldete: „Feindliche Bombergeschwader, Lancastermaschinen, im Anflug auf Berchtesgaden!"

Die Meldung stammte von den Flugmeldestellen Rosenheim und Kufstein.

Was war geschehen? Die Franzosen hatten am 22. April 1945 Stuttgart erobert, die Amerikaner näherten sich, von Nürnberg kommend, der Bayernmetropole München. Dadurch war das deutsche Flugmeldenetz bis zur Unwirksamkeit verkürzt und gestört worden. Diese Situation wurde noch verschärft, weil ein weiterer amerikanischer Vorstoß westlich an München vorbei zum Brenner zielte, der vom Süden vorstoßenden Kräften ebenfalls als Marschziel diente.

318 Lancaster-Bomber der RAF flogen an jenem Vormittag des 25. April 1945 ihren Angriff auf den Obersalzberg.

Eine Zielbeschreibung des Gegners, zu der auch Luftaufnahmen gehörten, die am 5. Oktober 1944 gemacht worden waren, beweist, wie sorgfältig dieser Angriff vorbereitet worden war. Der Anflug muß wohl über den Voralpen stattgefunden haben, also unter Umgehung der noch nicht eroberten Stadt München. Auf diesem Wege hatte der oben erwähnte amerikanische Vorstoß in Richtung Brenner das deutsche Flugmeldenetz unterlaufen.

Nur so läßt es sich erklären, daß ich die ersten Positionsmeldungen dieses Anfluges erst erhielt, als die vordersten Bombergeschwader (1. Angriffswelle) bereits den Raum Kufstein–Rosenheim überflogen hatten. Von dort bis nach Berchtesgaden beträgt die Luftlinie etwa 60 Kilometer. Bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit dieses Bombertyps von 300 Kilometern pro Stunde blieben also noch zirka zehn Minuten Flugzeit. Hierbei war die Durchsagefrist noch nicht einkalkuliert. Diese hatte je nach Schnelligkeit und Präzision der Arbeit an der jeweiligen Flugmeldestelle etwa eine Schwankungsbreite zwischen zwei und sechs Minuten.

Die verbleibende Zeit bis zu einem eventuellen Angriff ungefähr abschätzend, versuchte ich die zu erteilenden Befehle möglichst in der richtigen Reihenfolge abzusetzen:

1.) Voralarm und Vollalarm für das Gesamtgebiet Obersalzberg, Berchtesgaden, Bad Reichenhall. Im Vor- und Vollalarm war der Befehl zur Herstellung der Gefechtsbereitschaft für die Flakbatterien unausgesprochen enthalten.
    Darin war auch enthalten, daß alle an der Flugabwehr Unbeteiligten die Luftschutzräume aufsuchen sollten.

2.) Die Gefangenen des Landhauses Göring, also der Reichsmarschall selbst, aber auch seine Familie, die Herren Dr. Lammers und Bouhler sowie der gesamte Stab Görings sind sofort in die dortigen Luftschutzstollen zu verbringen. Eile ist geboten!
3.) Befehl an alle Flakeinheiten: Gefechtsbereitschaft schnellstens herstellen. Feindliche Bombergeschwader bestehend aus Lancastermaschinen im Anflug auf Berchtesgaden. Feuer frei!
4.) An die Nebelabteilung: Nebeln!

Diesen letzten Befehl hing ich an den Schluß meiner Durchsagen, wohl wissend, daß er mit hoher Wahrscheinlichkeit zu spät kam. Um eine Vollvernebelung des gesamten Raumes zu erreichen, benötigte ich je nach Witterung eine halbe bis dreiviertel Stunde. Trotzdem unterließ ich auch diese Schutzmaßnahme nicht, da ich nicht wissen konnte, welches Ziel der Anflug meinte – den Obersalzberg, Berchtesgaden, Salzburg, Bad Reichenhall? – und in welcher Reihenfolge diese angegriffen werden sollten.

Die Ankündigung des Londoner Rundfunks wenige Tage zuvor, wonach die Bombardierung des Obersalzberges unmittelbar bevorstünde, kannte ich damals nicht.

Ich hatte den Telephonhörer noch in der Hand, als Bombendetonationen meine Wohnbaracke erzittern ließen. Die erste feindliche Angriffswelle lud ihre Bomben ab. Die Flak schoß noch nicht. Sie konnte auch noch nicht schießen, denn vom Zeitpunkt, als die erste Meldung aus Kufstein mich erreichte, bis jetzt, waren nach meiner groben Schätzung kaum mehr als fünf Minuten vergangen. Zur Herstellung der Gefechtsbereitschaft benötigt eine Flakbatterie mit trainierter Bedienung wenigstens fünf Minuten.

Ich saß noch immer am Telephon. Mein Gefechtsstand diente gleichfalls als Wohnbaracke und befand sich in einem kleinen Waldstück oberhalb des Platterhofes am Antenberg. Schnell fuhr ich in die Stiefel, legte Mütze und Koppel, von meiner Ordonnanz gereicht, an; das geschah immer in den Bombardierungspausen, denn sonst lagen wir beide am Boden. Die Entfernung von hier zu meiner Flakbefehlsstelle, welche 25 Meter unter den Felsen des Göringhügels gelegen war, betrug etwa 600 Meter. Als eine deutliche Angriffspause eintrat, ging es im Sprung – auf marsch, marsch – in Richtung Göringhügel. Hier und da fanden noch immer Detonationen statt. Wir mußten uns immer wieder hinlegen.

Der Weg war im Bereich des Platterhofes und der Kaserne übersät von Splittern, Steinbrocken, Bombentrichtern. Die erste Angriffswelle hatte die etwa einen Kilometer entfernten Siedlungen Klaus und Buchenhöhe besonders schwer getroffen. Atemlos hasteten wir in den Stolleneingang, der zur Flakbefehlsstelle führte.

Kaum stand ich vor meiner gläsernen und beleuchteten Flugmeldekarte und hatte Verbindung mit den Batterien aufgenommen, deren Kampfauftrag bestätigend, als der Großangriff über uns hereinbrach.

Es wurden Bomben in einem Geamtgewicht von 1.232 Tonnen abgeworfen. Die schwersten von ihnen wogen 500 Kilogramm. Diesmal ging es um das eigentliche Ziel: den Berghof, das Landhaus Göring, das Haus Bormann und die SS-Kaserne.

Der Göringhügel lag im Zentrum dieses Zielkreises. Der Fels mir zu Häupten krachte und knirschte unter dem Druck gewaltiger Detonationen; aber er hielt. Der Flakbefehlsstand und mit ihm die ganze „Führerflugmeldezentrale“ schwankten wie ein Schiff in schwerem Seegang. Die drei großen Glastafeln zur Darstellung der feindlichen Luftbewegungen zersprangen in tausend Scherben. Die Telephonverbindung zu den Batterien blieb jedoch erhalten.

Die Flakabteilung des Roßfeldes meldete sechs Abschüsse. Ein verhältnismäßig kleiner Abwehrerfolg, gemessen an der Zahl der 318 angreifenden Lancaster-Bomber. Es stimmt nicht, wenn behauptet wird, die Flak hätte während des Luftangriffes vom 25. April 1945 geschwiegen. Der erste Anflug traf tatsächlich auf eine zu spät alarmierte und deshalb noch nicht gefechtsbereite Mannschaft. Beim zweiten Anflug sah das anders aus. Daher wurden auch Abschüsse erzielt.

Der Flakkommandeur auf dem Roßfeld schlug nach den Treffern zwei seiner Kanoniere wegen Tapferkeit vor dem Feind zur Verleihung des EK 2 vor.

Der vernichtende Erfolg des Angreifers war zwar nicht verhindert worden. Ohne Flakabwehr hätte es jedoch mit Sicherheit noch größere Schäden gegeben. So kann man noch heute durch eine Ortsbegehung anhand der Lage der Bombentrichter feststellen, daß die Mehrzahl der Bomben ihr Ziel des „inneren Führergebietes“ verfehlten.

Zivile Zeugen des Kampfgeschehens dürfte es nur wenige gegeben haben. Die Bevölkerung saß in ihren Luftschutzräumen. Es waren sechs Tote zu beklagen. Dabei handelte es sich um Wachsoldaten, die auf ihren Posten ausgeharrt hatten. Weisungsgemäß hätten auch sie Luftschutzräume aufsuchen müssen.

Als ich nach dem Abflug des feindlichen Verbandes den Flakbefehlsstand verließ, überwölbte ein strahlend blauer Frühlingshimmel die schrecklich veränderte Szene.

Die Straßen aufgewühlt von dicht aneinandergereihten Bombentrichtern. Das Gelände bis zur Unkenntlichkeit gesprengt, geschwärzt, zerfetzt. Die an den vergangenen Winter gemahnenden Schneereste und das erste zaghafte Grün des Frühlings waren zergangen.

Der Berghof, die Häuser Bormanns und Görings einschließlich der SS-Kaserne waren zum großen Teil bis auf den Grund zerstört oder schwer beschädigt. Zerstört oder schwer beschädigt waren auch der Platterhof und das Gästehaus Hoher Göll. Mein Gefechtsstand am Antenberg war vernichtet worden. Ich konnte nur noch ein paar Kleidungsstücke aus den Trümmern zerren.

Sofort stand ich vor einem drängenden Problem: Im weiten Umkreis gab es nur noch unpassierbare Straßen. Diese Situation bereitete mir deshalb große Sorgen, weil Bombentrichter an Steilhängen nicht umfahren werden können. Hier mußte so schnell wie möglich Abhilfe geschaffen werden. Außerdem waren die Bewohner der Siedlungen Klausenhöhe und Buchenhöhe wie auch die des gesamten Führergebietes ausgebombt und mußten evakuiert werden. Hinzu kam, daß die Verbringung meines Staatsgefangenen mit seiner Familie nach Mauterndorf nun dringend geboten erschien. Sein Haus war zerstört.

Noch immer wohnten etwa dreitausend meist italienische Arbeiter am Antenberg. Glücklicherweise hatte der Bombenangriff unter ihnen keine Opfer gefordert. Sie gingen unter Anleitung der Baufirmen sofort daran, die zerstörten Straßen wieder befahrbar zu machen. In Tag- und Nachtschicht wurde in vorbildlicher Disziplin und Einsatzwilligkeit gearbeitet. An ihre Leistung denke ich in großer Dankbarkeit.

Erst am 27. April 1945 war es soweit: Eine Wagenkolonne unter Führung des SS-Standartenführers Ernst Brausse fuhr mit Göring,

seiner Familie, dem Troß und der Begleitung nach Mauterndorf. Hierzu standen dem Reichsmarschall noch einmal seine sonderangefertigten Mercedesfahrzeuge – sie hatten den Bombenangriff in einer Tiefgarage überstanden – zur Verfügung. Es waren dieselben, mit denen er sich später in amerikanische Gefangenschaft begab. Eines davon steht im Kanadischen Kriegsmuseum in Ottawa.

Eine wesentlich größere Wagenkolonne, zum überwiegenden Teil Lkw, evakuierte die ausgebombten Familien. Nach meiner heutigen Schätzung waren es an die tausend Personen, die unter Führung eines bewährten Kfz-Offiziers in Richtung Pullach bei München abtransportiert wurden. Die Durchführung dieser Maßnahme dauerte bis zum 29. April.

Inzwischen bewährte sich meine mit Landrat Jakob rechtzeitig getroffene Verabredung. Ich erläuterte ihm meine Situation. Ein Abzug des militärischen Schutzes kam erst in Frage, wenn die ausgebombten Menschen in Sicherheit gebracht waren. Im übrigen wiederholte ich mein früheres Versprechen: Berchtesgaden und das Berchtesgadener Land sollten, soweit das in meinen Kräften stand, von Kampfhandlungen verschont bleiben. Landrat Jakob bot mir an, den Ausgebombten und Flüchtlingen des „Berges“, soweit diese es wünschten, behilflich zu sein.

Eine Aufgabe blieb mir schließlich noch. Göring wußte bisher nichts von dem Erschießungsbefehl, den ich erhalten hatte. Auch die letzten Funksprüche, die seine Person betrafen, hatte ich ihm nicht bekanntgegeben. Das wollte ich in einem letzten klärenden Gespräch nachholen. Bei dieser Gelegenheit wollte ich auch seine Unterbringung in Schloß Mauterndorf kennenlernen. Ich übergab das Kommando meinem Stabsführer und fuhr am 30. April 1945 nach Mauterndorf.

Die Fahrt ging durch das Tal der Salzach bis Werfen und dann an Radstadt vorbei, über die Paßstraße in den Niederen Tauern. Oben, in fast zweitausend Metern Höhe, herrschte noch der Winter. Die mit Fräsen geräumte Straße führte an meterhohen Schneewänden vorbei. Lebhafter Verkehr, meist in Richtung Norden, verursachte manchen Aufenthalt. Endlose Militärtransporte befanden sich auf den Straßen. Es herrschten deutliche Anzeichen der Auflösung: ungepflegte, hungrige Gesichter, keine Marsch-

ordnung, zerlumpte Bekleidung. Liegengebliebene Fahrzeuge verengten die ohnehin schmale Durchfahrt. Die geschlagenen deutschen Armeen entließen ihre Mannschaften mit fingierten Marschbefehlen in die Heimat.

So gelangte ich, gegen die Flüchtlingsströme ankämpfend, jenseits der Paßhöhe in den Lungau und in dessen älteste Marktgemeinde: Mauterndorf. Dort residierte – wenn auch unter Bewachung stehend – Göring ein letztes Mal in einem Schloß, das die Fürsterzbischöfe von Salzburg im 12. Jahrhundert erbaut und später noch einige Male umgebaut hatten.

Ich ließ mich bei Göring anmelden. Nach längerem Warten empfing er mich im Rittersaal, dessen prachtvolle Ausstattung, bestehend aus kunstvoll gearbeiteten Möbeln aus Renaissance und Barock, einer Balkendecke, der Holztäfelung, kostbaren Gemälden und Gobelins, mich sehr beeindruckte. Wie ich mich selbst überzeugen konnte, gab er sich ganz diesem Traum von Fürstenherrlichkeit hin, so daß ich mich unwillkürlich in jene Zeit zurückversetzt fühlte, die vor Hunderten von Jahren abgelaufen war.

Eine Uniform aus dem Zweiten Weltkrieg paßte nicht in diese Umgebung. Göring erschien daher in einem prachtvollen Jagdkostüm. Ich meldete mich militärisch und durfte Platz nehmen. Im nachfolgenden Gespräch schilderte ich ihm den Gang der letzten Ereignisse aus meiner Sicht. Ich gab ihm den Inhalt der eingegangenen Funksprüche einschließlich dem bekannt, der den Erschießungsbefehl enthalten hatte. Ich legte offen dar, weshalb ich ihm diesen Sachverhalt bisher vorenthalten hatte und weshalb ich nicht daran dächte, den Erschießungsbefehl auszuführen. Dabei sprach ich auch über die Motive meiner Handlungsweise und wie ich versucht hatte, die Verhaftung zu umgehen, um ihm Handlungsfreiheit zu verschaffen.

Göring hörte sich meinen Vortrag aufmerksam an, ging aber auf dieses Thema nicht ein. Er streifte mir mit wenigen Worten die seiner Meinung nach verhängnisvolle Rolle Bormanns. An Hitler übte er jedoch mit keinem Wort Kritik.

Das Gespräch dauerte etwa eine Viertelstunde. Ich versuchte, den Eindruck dieses schönen Raumes, der Berge, durch das Burgfenster betrachtet, in mich aufzunehmen. Dann kam die freundliche Verabschiedung. Das Gespräch unter vier Augen war beendet.

In Görings Gesicht hatte ich keine Spuren von Resignation entdecken können. Vielmehr nahm ich bei ihm Entschlossenheit wahr. Er wußte, für ihn gab es kein Zurück. So fuhr er dann auch, wie bekannt, wenige Tage später in die amerikanische Kriegsgefangenschaft, im vollen Schmuck seiner Marschallswürde und in denselben schweren Mercedeswagen, die ihn vom Obersalzberg nach Mauterndorf gebracht hatten.

Ich selber kehrte noch am gleichen Tage zurück zum Obersalzberg. Am 30. April 1945 hatten die Amerikaner München erobert. Die Besetzung des Obersalzberges stand also kurz bevor. Daß sie tatsächlich erst am 4. Mai 1945 erfolgte, hatte nichts mehr mit ernsthaftem Widerstand deutscher Verbände zu tun. Dieser Zeitpunkt ließ sich im voraus nicht berechnen.

Bevor ich den Befehl zum Abzug aller militärischen Verbände vom Obersalzberg und aus dem Berchtesgadener Land gab, mußte die dadurch zu befürchtende Gefahr von Plünderungen nach Möglichkeit eingeschränkt werden. Ich verabredete deshalb mit Landrat Jakob, daß die Bevölkerung unter militärischem Schutz die Keller des Obersalzberges von den dort gelagerten Vorräten räumen sollte. Sie kamen mit Leiterwagen und Handkarren, sogar mit pferdebespannten Bauernwagen. Sie luden sich Lebensmittel, Wein und Spirituosen jeder Art auf, soviel ihre Gefährte tragen konnten. Auch die Arbeiter des Obersalzberges bekamen ihren Anteil. Als ich am 2. Mai 1945 den Befehl zum Abmarsch gab und mich selbst in Richtung Lofer im Saalachtal absetzte, waren die Vorräte noch lange nicht erschöpft. Wie ich später erfahren mußte, kam es doch noch zu Plünderungen. Es gelang jedoch Landrat Jakob sehr schnell, bis zum Einzug der Franzosen und später der Amerikaner, wieder Ordnung herzustellen.

Bleibt noch zu erwähnen, daß der Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall Albert Kesselring, dem laut General Siegfried Westphal plötzlich auch der Führungsstab Süd des OKW unterstand, in den letzten Kriegstagen sein Hauptquartier bei Maria Alm südlich der Berchtesgadener Alpen aufgeschlagen hatte. Er wurde in der Gefangenschaft zum Oberbefehlshaber Süd umbenannt, wobei zunächst nach der Absetzung und dem Abtransport Kesselrings Generaloberst Otto Deßloch, wie dieser ein Luftwaffengeneral, eine Befehlsfunktion bekam, während dann der bis-

herige Generalstabschef des Ob. West, General der Kavallerie Siegfried Westphal, ein Heeresgeneral, nun selbst – gegen seinen Willen – zum Oberbefehlshaber Süd ernannt wurde.[28] Da ich davon erst später erfuhr, kann ich mir nicht denken, daß von hier aus mit Ausnahme der Kapitulation noch nennenswerte militärische Aktionen in Gang gesetzt wurden.

Kriegsgefangenschaft und Neubeginn

Bevor wir Soldaten den Obersalzberg verließen, hatte ich die Losung ausgegeben: Abmarsch auf eigene Faust in die Heimat. Sie blieb jedoch für viele noch lange ein fernes Ziel, für manchen auf immer verloren.

Der Weg ins Ungewisse fand bei den meisten ein schnelles Ende – so auch bei mir. In Marquartstein, wenige Kilometer südlich des Chiemsees, geriet ich zusammen mit meinem früheren Fahrer in eine Falle für Heimkehrer. Amerikanische Soldaten trieben uns auf einer Wiese zusammen. Pausenlos strömten hier die flüchtenden Landser aus den engen Tälern der nahen Chiemgauberge und des Kaisergebirges herbei. Vor den Gewehrläufen der Sieger brachen alle Hoffnungen auf Heimkehr vorerst in sich zusammen.

Oft hatten wir in den letzten Monaten darüber nachgedacht, was uns erwarten würde, wenn wir in Gefangenschaft geraten. Ein Amerikakenner faßte seine Erfahrungen zusammen: „Die Amerikaner sind gutmütig. Sie lieben Kinder und ähneln ihnen." Die Erlebnisse der ersten Minuten mit erhobenen Händen schienen ihm recht zu geben. Es kam zu Vernehmungen, die planlos und ohne durchschaubare Absicht durchgeführt wurden. Wir sollten unsere Geldbestände zeigen, es handelte sich um wertlose Reichsmark, wurden aufgefordert, diese für Befreite aus den KZs zu spenden. Wir gaben alles, freiwillig oder nicht? Einer wehrte sich, wurde mit der Waffe bedroht. Unsere Armbanduhren verschwanden in den Taschen der Amerikaner. War dies brutal, oder handelte es sich eher um kaugummikauende Gleichgültigkeit? Selbst Stabsoffiziere öff-

neten ihren Mund im Takt und schlossen ihn dann wieder zum Zerquetschen einer Gummimasse? Das irritierte unsere ohnehin erschütterte Weltanschauung. Waren sie brutal? Nein. Aber ihre Lautsprecher, in Obstbäumen herumhängend, aus denen verjazzter Mozart schrie, waren es. Vom ersten Tag der Gefangenschaft an ertönte wie das Bellen von Schäferhunden das Gebrüll der Wachmannschaften: „Go on, fucking guy! Make snell! Hurry up!" Damit wäre der Wortschatz, dessen sie sich im Umgang mit uns bedienten, auch schon annähernd erschöpfend umrissen. Bald gab es so viele Gefangene, daß die Äcker und Wiesen vor dem Ort unserer Gefangennahme die Menschenmassen nicht mehr aufnehmen konnten.

Von der deutschen Zivilbevölkerung sahen wir nichts. Sie hielt Fenster und Türen geschlossen. Eine Lkw-Kolonne der US-Armee donnerte heran. Wir wurden verladen. Nach kurzer Fahrt über die Autobahn wurden wir auf dem Flugplatz Bad Aibling abgeladen.

Auch dort gerieten wir in das Durcheinander einer unübersehbaren Menge von Leidensgenossen. Ich sah nur Köpfe, Beine und Bäuche, armselige Gepäckstücke und zäh haftenden Dreck.

Wir suchten ein Plätzchen auf dem glitschigen Boden. Amerikanische Jagdflugzeuge überflogen uns wiederholt im Formationsflug. Wir beobachteten das Schauspiel teilnahmslos. Unter der fast senkrecht über uns stehenden Maisonne warteten wir auf das, was mit uns geschehen sollte.

Plötzlich steigerte sich die Unruhe. Es hieß, wir sollten Arbeitsgerät empfangen, um uns selbst mit Stacheldraht zu umzäunen. Offiziere, sofern sie sich zu erkennen gaben, wurden ausgesondert, so auch ich. Sie rissen mir den Mantel vom Leib, Schläge hagelten auf mich ein. Auf dem nackten Beton der Flughalle fand ich mich mit anderen Auserwählten wieder, nicht nur erleichtert um ein unentbehrliches Bekleidungsstück, sondern auch um manche Gepäckteile. Mann lag neben Mann, Kopf bei Kopf. Wir glichen einer Treibjagdstrecke. Ein GI, auf den Fersen hockend, eine geladene MP lag über seinen Schenkeln, überwachte jede Bewegung. Nach links und rechts flüsterten wir uns zu, wo wir herkamen, welche letzten Gefechte wir erlebt hatten, wo unsere Gefangennahme erfolgt war. Wir lauerten auf Verpflegungsdosen; die gab es einmal am Tag. Wir warteten darauf, austreten zu dürfen. Es gab nur ein winziges Klo in der großen Seitenwand der Halle.

Manchmal mußten wir um die Verrichtung der Notdurft betteln, notfalls erzwangen wir sie, so daß der Posten unter Drohungen aufsprang, die MP im Anschlag.

Wir warteten einige Tage lang. Dann wurden wir abtransportiert zu einem Lager bei Neu Ulm. Das Lager war in einem welligen, mit niedrigen Kusseln durchzogenem Wiesengelände errichtet worden. Ein Rinnsal, das sonst wohl dem Vieh als Tränke diente, labte uns. Hier wimmelte es wieder von Gefangenen. Es waren Angehörige der Wehrmacht, der Partei und der Verwaltung, darunter Kreismüllermeister, Kreisjägermeister oder andere Kreisbedienstete. Die Sieger nahmen wahllos Deutsche gefangen und wußten nicht, wie die Gefangenen sortiert werden sollten.

Parolen kamen und gingen, wie die Wolken am Himmel. So hieß es einmal: „Sie kommen mit Lkw und holen uns ab.“ Wann dies geschehen sollte, das blieb offen. Darüber wurde noch lange spekuliert. Die einzelnen Gefangenen versuchten absichtlich, in der Masse der anderen Leidensgenossen unterzutauchen, um nicht abtransportiert zu werden. Man fürchtete sich davor, in eine Sondergruppe von Gefangenen zu geraten, der eine schlechtere Behandlung drohte. Ich blieb sitzen, wo ich saß. Angst hatte ich auch. Da ich aber nicht wußte wovor genau, blieb ich passiv.

Die Amerikaner kamen tatsächlich, lasen mich auf, und mit mir Hunderte, die willkürlich aus meiner Umgebung herausgegriffen wurden. Wir standen dichtgedrängt auf den offenen Ladeflächen der angekommenen Lkw. Die Motoren der Fahrzeuge dröhnten über Berg und Tal. In den Ortschaften, welche wir durchfuhren, umhüllten schwarze Abgaswolken die unfreiwilligen Zuschauer unseres schnellen Kommens und Verschwindens.

Einmal geschah es, daß mitten in einem Dörfchen plötzlich die Bremsen quietschten. Ein Ami sprang ab, griff sich einen verdutzten Passanten und verstaute den hilflos Widerstrebenden in unserem Pferch. Die Fehlbelegung war dadurch ausgeglichen. Die Zahl stimmte wieder. Weiter ging es.

Gesprächsfetzen flatterten im Fahrtwind. Zuhören hilft mehr als reden. Manche erzählten einem ihr ganzes Leben, um danach leer und ratlos die Erzählung von neuem zu beginnen. Keiner sprach von „denen da oben“, also von Hitler und den anderen Mitgliedern der Reichsregierung. Hierüber herrschte nur Schweigen. Um

so lebhafter kreisten die Gedanken um das eigene Schicksal, um die Familie, um die Zukunft.

Abends erreichten wir das Ziel: das Gefangenenlager Heilbronn. Es erstreckte sich über ein hügeliges Acker- und Wiesengelände vor der Stadt. In allen vier Himmelsrichtungen wimmelte es von Gefangenen. So ähnlich muß es aussehen, wenn Heuschrecken einfallen. Das frische Frühlingsgrün war zertrampelt und zerhackt. Alles war in ein schmutziges Braun und Grau getaucht. Kein Vogel sang. Doch überall war ein Kratzen und Knirschen zu hören, es stammte von den Gefangenen, die versuchten, sich Erdlöcher als primitive Behausungen in den Boden zu graben. Man sah steife Männerrücken und viel Stacheldraht.

Das Lager war in Hunderte von mit Stacheldraht umzäunten „cages" unterteilt, die jeweils etwa zweitausend Gefangene aufnahmen. Die Außenumzäunung und die Wachtürme des riesigen Lagers waren wegen der großen Entfernungen nicht auszumachen.

Zu Essen gab es manchmal für 40 Mann gerade einmal einen Laib Brot pro Tag, manchmal gab es auch gar nichts. Das verursachte brennende Augen beim Aufteilen der kargen Verpflegung. Dennoch tauschten manche Ausgehungerte ihre Schnitte Brot gegen Zigaretten um. Gelegentliche Gottesdienste, von Mitgefangenen unter freiem Himmel abgehalten, lieferten geistiges Brot. Allein die Küchenbullen setzten Speck an. Mit ihnen mußte man sich gut stellen.

Es gab Vernehmungen. Aber wer kam als nächstes dran? Viele warteten in ihren selbstgeschaufelten Erdlöchern darauf, daß sich etwas ereignete. Der Suppenkellenklang regierte.

Eines Tages, als ich schon nicht mehr daran glaubte, wurde ich mit einer kleinen Gruppe Gefangener ans Lagertor gerufen. Ein Jeep wartete auf uns. Wir fuhren durch das von Bomben zerstörte Heilbronn.

Hier war Schreckliches geschehen. Die Bürgerhäuser waren wie weggewischt. Eine unübersehbare Ansammlung von Schutthalden zeigte an, wo sie ehemals gestanden haben mochten. Durch diese Trümmerlandschaft krabbelten ein paar Menschen wie die Ameisen. Um so eindrucksvoller erschien mir während der Anfahrt das Gefängnisgebäude, zu dem wir gebracht wurden. Nahezu unversehrt stand es über den Trümmern. Es wirkte wie eine feste Burg.

Das Gefängnis von Heilbronn lag etwas außerhalb der Stadt. Der massive Steinbau war von einem engen Hof und dieser von einer

haushohen Mauer umschlossen. Die mit Gittern gesicherten Zellenfenster gaben deshalb zwar einen Blick zum Himmel, nicht aber den in die nähere Umgebung frei.

Eine Überraschung an diesem Tage war zu verzeichnen: Mein Begleitoffizier, ein sympathischer junger Hauptmann, lächelte, wenn er mit mir sprach. Beim Aussteigen öffnete er mir die Wagentür, als sei ich sein geehrter Gast.

Die zweite Überraschung ereignete sich im Gefängnis: Der deutsche Gefängnisdirektor erwartete uns an seinem Stehpult; es war ein älterer Herr mit Stehkragen und Stülpmanschetten. Er trug unsere Personalien in sein großes Buch ein und entschuldigte sich mit deutlichen Zeichen der Rührung dafür, daß er gezwungen war, uns gefangenzunehmen. Unsere Höhlenbauutensilien, flachgeklopfte Blechdosen, Latten und Lumpen, mußten wir abgeben. Dann lernten wir die Gefängniszellen von innen kennen, auch ihren ganz gewissen Komfort. Das hob sich deutlich von dem ab, was wir mit Hunderttausenden von Leidensgenossen in Erdlöchern erduldet hatten.

Es stellte sich heraus, daß mein Wissen um die Ereignisse auf dem Obersalzberg während der letzten Kriegstage diese Veränderung meiner Situation bewirkt hatte. So wurde ich nach wenigen Tagen in das Sonderlager Augsburg eingeliefert. Dieses lag in einer beschlagnahmten, vom Bombenkrieg verschont gebliebenen Eisenbahnersiedlung außerhalb der Stadt. Hermann Göring soll hier ebenfalls Station gemacht haben. Sein schwerer Mercedes, mit dem er sich seinerzeit nach Mauterndorf begeben hatte und später den Amerikanern entgegengefahren war, stand noch auf dem Sportplatz der Siedlung. Hier machten wir unseren täglichen Spaziergang.

Ich wurde vernommen. Das überwiegende Interesse des Vernehmungsoffiziers galt meinen Erlebnissen mit Hermann Göring auf dem Obersalzberg. Er gab mir Papier und Bleistift, damit ich alles schriftlich festhalten konnte. Zur Ablieferung gelangte nach einer Frist von etwa vierzehn Tagen ein Text, der im Wesentlichen mit dem übereinstimmte, was ich etwas ausführlicher in diesem Buch geschrieben habe.

Die Augsburger Atempause, ich darf diesen Aufenthalt so nennen, denn ich bewohnte eine Einzimmerwohnung mit Küche und Klo, dauerte etwa sechs Wochen. Zeit genug, um unter strengen

Absonderungsmaßnahmen unserer Bewacher viele Männer beobachten zu können, die wenige Wochen zuvor als Politiker, Wirtschafts- oder Heerführer noch Verantwortung getragen hatten.

Wenn es stimmt, daß das Unglück den Menschen formt, so muß ich dankbar sein, daß ich reiche menschliche Erfahrungen machen konnte. Manche versagten, die überwiegende Mehrzahl aber nicht. Noch mehr trifft die Richtigkeit der gewonnenen Einsicht, daß das Unglück den Menschen formt, für die Zeit zu, als ich Augsburg wieder verlassen hatte, um in der Masse namenloser deutscher Gefangener und später Internierter unterzutauchen.

Im Hungerlager Kornwestheim überwinterten wir in ehemaligen Kasernen. Wir zwängten uns in Dreistockpritschen. Übrigens war unter den Gefangenen auch der verehrte Generaloberst Paul Hausser. Der alte Herr überstand die Drangsale dieser Zeit mit souveränem Gleichmut.

Trotz aller Widrigkeiten fand sich ein Operettenensemble zusammen. Als Schaubühne diente ein ehemaliger Hörsaal in Kaserne 3. Gespielt wurde *Gräfin Mariza* von Emmerich Kálmán. Es gab nur männliche Darsteller. Auch die Besetzung der Titelrolle bildete keine Ausnahme. Ob hungernden Gefangenen eine vervielfachte Phantasiebegabung zueigen ist? Ob die jungen männlichen Darsteller weiblicher Titelrollen einen besonderen Reiz ausübten? Auf jeden Fall waren wir voller Begeisterung.

Trotz dieser Lichtblicke bewahre ich das Lager Kornwestheim in böser Erinnerung. Als wir ankamen, sperrte man uns in ein „cage" von der Größe eines mittelgroßen Hühnerstalles. Sein Boden bestand aus glitschigem Morast, der unser Schuhwerk wie mit Saugnäpfen festhielt. Die Stacheldrahtumzäunung hatte die Höhe einer solchen für einen Löwenkäfig. Ein stacheldrahtumgrenzter, noch nicht einmal schulterbreiter Durchgang führte in die nahegelegene Kaserne. So treibt man wilde Tiere in die Manege. Da in den „cages" Hunderte von Leidensgenossen auf Abfertigung warteten, dauerte es Stunden, bis man mit der Vorführung drankam.

Unser Leidensweg begann mit Prügel, der Wegnahme der letzten Habseligkeiten einschließlich unserer Eheringe, die uns mit rüden Methoden von den Fingern gerissen wurden. Dann mußten wir uns ausziehen, duschen, wir wurden desinfiziert und durften danach unsere verbliebenen Kleidungsstücke wieder überstreifen.

Die folgende Hungerzeit wollte kein Ende nehmen. Der Hunger trieb eines Nachts Gefangene in das Niemandsland zwischen Stacheldraht und Außenmauer, um reife Birnen zu ergattern, die vom nahen Birnbaum auf den Boden gefallen waren. Aus den Wachtürmen kam gezieltes Feuer. Die Birnendiebe wurden getroffen und verbluteten.

Es gab aber auch einige positive Ereignisse. Zu Weihnachten bekamen wir Heringssalat. Und wir sangen dazu auch. Es klang zwar etwas ungebärdig, und wir sangen keine Weihnachtslieder, aber etwas besinnlich war es trotzdem. Der Pfarrer des Ortes durfte uns besuchen. Dadurch kam die Vermittlung so manches Grußes in die Heimat zustande.

Schließlich bekam ich vor Entkräftung Tuberkulose. Die Amerikaner fürchteten Bazillen dieser Art wie der Teufel das Weihwasser. Sofort wurde ich auf die Tbc-Station eingeliefert. Dort ernährte man mich besser, und ich gesundete nicht nur, sondern konnte so manchem hungernden Kameraden heimlich durch den Zaun etwas von unserer Verpflegung abgeben.

Eines Tages war hoher Besuch angemeldet. Als sich die Tür unseres Krankenzimmers öffnete, hüstelten die Schwerkranken und die anderen taten es übertrieben laut mit. Die Tür klappte schneller wieder zu, als sie geöffnet worden war. Der Besuch fand nicht statt.

Das Internierungslager Darmstadt, meine nächste Station, bot nur Zeltunterkünfte. Der kalte Winter 1946/47 war dadurch besonders unerträglich. Die selbstgebastelten Blechöfen spendeten mangels Brennmaterial nur selten Wärme.

Eine neue Sektion im Lager sollte umzäunt werden. Die frisch geschlagenen Kiefernstämme hingen noch lose in ihren Erdlöchern, um später dem Stacheldraht Halt zu geben. Plötzlich fuhr ein Gedanke wie ein Blitz in die vor Kälte schlotternden Zeltbewohner. Die Kiefernstämme wären das ideale Heizmaterial. Die Lagerinsassen rotteten sich zusammen und packten die lose in ihren Löchern stehenden Stämme. Ein Wald von Stämmen wanderte in die Zelte. Blitzschnell wurden die Stämme zersägt, und das Holz in die Öfen geworfen. Die Öfen glühten wieder. Unsere verdutzten Bewacher feuerten ein paar Warnschüsse in die Luft und taten schließlich so, als sei nichts geschehen.

Als der Frühling kam, regte sich auch bei uns neues Leben. Wir gründeten eine Lageruniversität. Außer den fünf klassischen Fa-

kultäten gab es auch solche moderner Prägung: Wirtschaftswissenschaften, Psychologie, Ingenieurswissenschaften, auch Kunst, Sport und andere. Unter den Internierten gab es genug namhafte Hochschulprofessoren, die Vorlesungen und Seminare veranstalteten. Ich selbst belegte unter den Professoren Renfordt und Scholz (Direktor des Frankfurter Städel) Vorlesungen über Kunst. Es gab auch eine Schauspielschule. Sie inszenierte *Die Räuber* von Friedrich Schiller mit großem Erfolg.

Meine letzte Station war das Interniertenlager Recklinghausen in der englischen Besatzungszone. Im Dezember 1947 wurde ich vernommen, diesmal hauptsächlich zu meiner Person. Ein schmaler Zugang zu etwa sechs bis sieben Vernehmungszellen diente als Warteraum. Nach etwa zwei Stunden des Mithörens hinter dünnen Bretterwänden kam ich dran. Mich erwartete ein offen und hart geführtes Verhör. An Einzelheiten dieser lautstark geführten Befragung kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, daß mich die Erregung dazu hinriß, recht freimütig zu antworten. Schließlich erklärte mir mein Gegenüber, daß er mir für meine Offenheit danke. Leider sei er bei den üblichen Vernehmungen etwas anderes gewöhnt. Wie er meinte, bemühten sich die meisten Gefangenen um Entlastung vom Vorwurf nationalsozialistischer Betätigung.

Vernehmungen stehen immer unter einem Druck. Der Vernommene fühlt sich angegriffen. Er weicht aus, da er sich in einer hilflosen Situation zu befinden meint. Barsche Behandlung durch den Sieger schürt die Furcht. Dieser hat die Macht. Will er die Wahrheit überhaupt hören, oder sucht er nur Minuspunkte, um verurteilen zu können? Beispiele für letzteres gab es genügend. Mein Vernehmer lieferte allerdings keines. Er ließ die gestrenge Befragung in ein Gespräch einmünden.

So fragte er: „Was würden Sie tun, wenn Sie an meiner Stelle säßen und ich an Ihrer?"

Meine Antwort lautete: „Ich hoffe, daß ich mich so verhalten würde, wie ich annehmen möchte, daß Sie sich auch gegenüber mir verhalten."

Diese Antwort gefiel ihm. Er fragte: „Welchen Beruf werden Sie nach Ihrer Entlassung ausüben?" Meine Antwort hieß: „Gärtner."

Er meinte: „Das glaube ich nicht." Dann fragte er: „Wollen Sie in meinem Büro als Mitarbeiter tätig sein?"

Ich dankte ihm für diesen Vertrauensbeweis, fügte jedoch hinzu: „Sie erwarten ganz gewiß nicht von mir, daß ich mich an der Vernehmung meiner Kameraden beteilige." Und ich lehnte ab.

Dieser Vernehmungsoffizier hieß Feldmann. Er entließ mich freundlich und wünschte mir alles Gute. Etwa vierzehn Tage später war ich ein freier Mann und konnte zu meiner Familie heimkehren.

Herr Feldmann hatte recht. Ich beabsichtigte natürlich nicht, nach meiner Entlassung den Beruf eines Gärtners zu ergreifen. Aber belogen hatte ich ihn auch nicht. Mein Ziel war es, den durch die schrecklichen Kriegsereignisse verwüsteten deutschen Boden neu zu bestellen, jedoch nicht mit Hacke und Spaten, sondern mit Geräten, die ich fast zehn Jahre vorher mit recht hoffnungsvollen Ansätzen zu gebrauchen erlernt hatte, jenen des Geistes. Die Bibliothekslaufbahn hätte sich mir als ehemaligem Nachfolger des Bibliotheksleiters der Wewelsburg, Dr. des Coudres, empfohlen.

Ich erkannte jedoch, daß ich auf diesem Felde so schnell keine Gelegenheit finden könnte, meine Familie zu ernähren. So nahm ich denn Arbeit im Büro meines Schwagers Dr. Lautz in Frankfurt am Main an, der dort als Steuerberater und Hausverwalter tätig war. Ich arbeitete mich gut ein. Spannungen zwischen mir und meinem Schwager gab es nicht, nur gutes Einvernehmen. Nach zwei Jahren im Büro meines Schwagers bot sich mir eine Möglichkeit, mich selbständig zu machen. Mein Vater hatte viele Jahre für die Zigarrenfabrik CFG Schmidt in Nordhalben als Reisender gearbeitet und wollte nun in den Ruhestand treten. Ich bewarb mich mit väterlicher Hilfe und übernahm diese Stelle. Nach vielen Erfolgen in diesem Beruf machte ich mich selbständig und arbeitete als Vertreter für mehrere Firmen.

Mein und meiner Frau Freundeskreis gehörte zu den schönsten Geschenken unseres Lebens. Heinz Herbert Karry, der hessische Wirtschaftsminister, der später von Unbekannten erschossen wurde, tat einmal den Ausspruch: „Ich beneide Sie um diesen Freundeskreis."

Ein alter Traum wurde Wirklichkeit, als Tilli und ich ein Waldhaus im Taunus beziehen konnten, das uns zur geliebten Heimat wurde.

Personenregister

Der Name Adolf Hitler ist – da durchgängig vertreten – nicht aufgeführt.

Anmerkungen

[1] Russell / Schneider, S. 155 f.
[2] Russell / Schneider. S. 10
[3] Russell / Schneider. S. 37
[4] Russell / Schneider. S. 98
[5] Russell / Schneider. S. 98
[6] Russell / Schneider. S. 129
[7] Kubizek, S. 70
[8] Kubizek, S. 149 u. 70; vgl. ferner S. 216 ff.
[9] Kubizek, S. 133 ff.
[10] Maser, S. 97
[11] Bundesarchiv Koblenz, NS 26 / 4
[12] Diese Behauptung Strassers stammt aus dem Jahr 1952
[13] Maser, S. 159
[14] Volz, S. 12–34
[15] Eckart, Dietrich. *Der Bolschewismus von Moses bis Lenin: Zwiegespräch zwischen Adolf Hitler und mir.* München: Franz Eher Nachf., [1924].
[16] Fest, S. 735
[17] Henderson an den Leiter des Central Department im britischen Außenministerium, Strang, am 16. August 1939; Aigner, S. 359
[18] Post, S. 552 f.
[19] Post, S. 561 f.
[20] Zahlen nach Schlauch, S. 154 f., Quelle für erste Zahl: Keesings Archiv der Gegenwart, XV, Jahrgang 1945, S. 76; Quelle für zweite Zahl: Twenty-First Report to Congress on Lend-Lease Operations, Message from the President of the United States, Washington, U.S. Government Printing Office, S. 25
[21] Schaffing, S. 230
[22] Diese Zahlen entnehme ich der Zeitschrift *Der Freiwillige*, April 1975
[23] Irving (1975), S. 715
[24] Irving (1975), S. 720
[25] v. Lang, S. 330
[26] Ein Faksimile dieses Schreibens von Göring ist abgedruckt in Irving (1999), S. 9
[27] Siehe Irving (1975), S. 722
[28] Westphal, S. 340–344

Literaturverzeichnis

Aigner, Dietrich. *Das Ringen um England.* München: Bechtle, 1969.

Beer, Hugo Manfred. *Moskaus As im Kampf der Geheimdienste: Die Rolle Martin Bormanns in der deutschen Führungsspitze.* 3., erw. Aufl. Pähl: Hohe Warte Franz von Bebenburg, 1987.

Besymenski, Lew. *Die letzten Notizen von Martin Bormann. Ein Dokument und sein Verfasser.* übers. v. Reinhild Holler. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1974.

Fest, Joachim C. *Hitler: Eine Biographie.* Frankfurt a. M.: Propyläen, 1973.

Geiß, Josef. *Obersalzberg – Die Geschichte eines Berges.* 17. Aufl. Berchtesgaden: J. Geiß, 1985.

Giesler, Hermann. *Ein anderer Hitler: Erlebnisse – Gespräche – Reflexionen.* Leoni: Druffel, 1977.

Grün, W. *Dietrich Eckart als Publizist.* München: Hoheneichen, 1941.

Haffner, Sebastian. *Anmerkungen zu Hitler.* München: Kindler, 1978.

Haffner, Sebastian. „Ein Volk kann nicht von ewiger Reue leben." In: *Die Welt*, 20. April 1989.

Hamann, Brigitte. *Hitlers Wien: Lehrjahre eines Diktators.* 8. Aufl. München / Zürich: Piper, 2006.

Hanfstaengl, Ernst. *Zwischen Weißem und Braunem Haus: Memoiren eines politischen Außenseiters.* München / Zürich: Piper, 1970.

Hartmann, Max. *Die Verwandlung eine Berges unter Martin Bormann.* Berchtesgaden: Plenk, 1989.

Heer, Friedrich. *Der Glaube des Adolf Hitler: Anatomie einer politischen Religiosität.* München: Bechtle, 1968.

Heiber, Helmut (Hrsg.). *Lagebesprechungen im Führerhauptquartier: Protokollfragmente aus Hitlers militärischen Konferenzen 1942–1945.* Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft, 1962.

Hofer, Walther. *Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges: Eine Studie über die internationalen Beziehungen im Sommer 1939.* Frankfurt a. M. / Hamburg: Fischer, 1964.

Höhne, Heinz. *Der Orden unter dem Totenkopf: Die Geschichte der SS.* Gütersloh: S. Mohn, 1967.

Irving, David. *Hitler und seine Feldherren.* Frankfurt a. M. / Berlin: Ullstein, 1975.

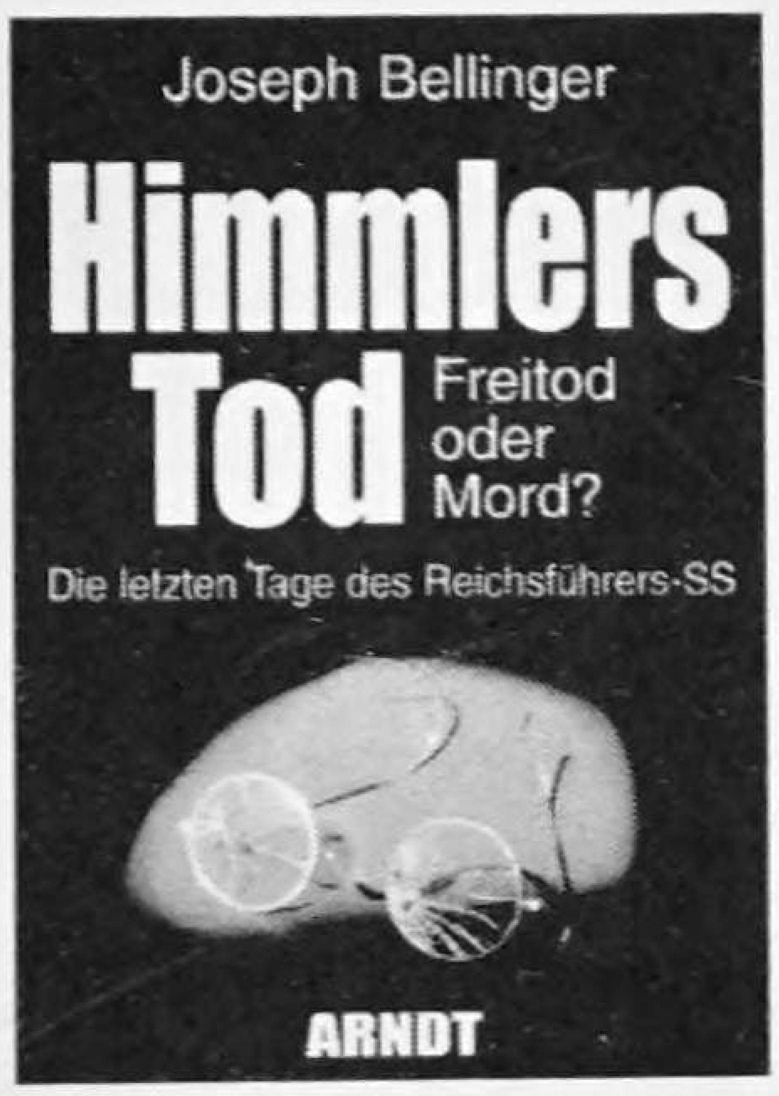
Irving, David. *Göring: Eine Biographie.* Kiel: Arndt, 1999.

Jacobsen, Hans Adolf. *Der Zweite Weltkrieg.* Frankfurt a. M. / Hamburg: Fischer, 1965.

Katz, Ottmar. *Prof. Dr. med. Morell: Hitlers Leibarzt*. Bayreuth: Hestia, 1982.
Klüver, Max. *War es Hitlers Krieg?: Die „Irrtümer" der Geschichtsschreibung über Deutschland Außenpolitik 1937–1939*. Leoni: Druffel, 1984.
Klüver, Max. *Es war nicht Hitlers Krieg: Neues aus dem Britischen Staatsarchiv*. Essen: Heitz & Höffkes, 1993.
Kremp, Herbert. „Das Interesse an Hitler." In: *Die Welt*, 1973.
Kremp, Herbert. „Vom Wandel des Hitlerbildes in der Historiographie." In: *Die Welt*, 16. April 1989.
Kubizek, August. *Adolf Hitler, mein Jugendfreund*. Graz / Göttingen: Stocker, 1953.
Kunert, Dirk. *Ein Weltkrieg wird programmiert: Hitler, Roosevelt, Stalin – Die Vorgeschichte des 2. Weltkriegs nach Primärquellen*. Frankfurt a. M. / Berlin: Ullstein, 1986.
Kunert, Dirk. *Hitlers kalter Krieg: Moskau, London, Washington, Berlin – Geheimdiplomatie, Krisen und Kriegshysterie 1938/39*. Kiel: Arndt, 1992.
Lang, Jochen von. *Der Sekretär: Martin Bormann, der Mann, der Hitler beherrschte*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1977.
Magenheimer, Heinz. *Entscheidungskampf 1941: Sowjetische Kriegsvorbereitungen – Aufmarsch – Zusammenstoß*. Bielefeld: Osning, 2000.
Maser, Werner. *Adolf Hitler: Legende – Mythos – Wirklichkeit*. München: Bechtle, 1953.
Meißner, Otto. *Staatssekretär unter Ebert, Hindenburg, Hitler: Der Schicksalsweg des deutschen Volkes von 1918–1945, wie ich ihn erlebte*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1950.
Mosley, Leonard. *Göring*. übers. v. Hans Jürgen von Koskull. Bergisch Gladbach: Lübbe, 1977.
Nerdinger, Winfried (Hrsg.). *Bauen im Nationalsozialismus: Bayern 1933–1945*. München: Architekturmuseum, 1993.
Picker, Henry. *Hitlers Tischgespräche: Hitler, wie er wirklich war*. Stuttgart: Seewald, 1977.
Post, Walter. *Die Ursachen des Zweiten Weltkrieges*. Tübingen: Grabert, 2003.
Provan, John. *Obersalzberg*. o.O.: Selbstverlag der Luftschiff-Zeppelin-Collection, 1988.
Schaffing, Ferdinand (Hrsg.). *Der Obersalzberg: Brennpunkt der Zeitgeschichte*. München: Langen Müller, 1985.
Schenck, Ernst Günther. *Patient Hitler: Eine medizinische Biographie*. Düsseldorf: Droste, 1989.
Schickel, Alfred. *Vergessene Zeitgeschichte*. hg. v. d. Zeitgeschichtlichen Forschungsstelle, Ingolstadt. Frankfurt a. M. / Berlin: Ullstein, 1985.
Schlauch, Wolfgang. *Rüstungshilfe der USA 1939–1945: Von der „wohlwollenden Neutralität" zum Leih- und Pachtgesetz und zur entscheidenden Hilfe für Großbritannien und die Sowjetunion*. 2. Aufl. Koblenz: Bernard & Graefe, 1985.
Schmidt, Paul. *Statist auf politischer Bühne 1923–1945: Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas*. Bonn: Athenäum, 1958.
Schramm, Percy Ernst (Hrsg.). *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab): 1940–1945*. Frankfurt a. M.: Bernhard & Graefe, 1961.
Schröder, Christa. *Er war mein Chef: Aus dem Nachlaß der Sekretärin von Adolf Hitler*. München: Langen Müller, 1985.
Schultze-Rhonhof, Gerd. *1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte*. 2. Aufl. München: Olzog, 2003.
Shirer, William L. *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*. München / Zürich: Droemer, 1963.
Speer, Albert. *Erinnerungen*. Berlin: Propyläen, 1969.
Stierlin, Helm. *Adolf Hitler: Familienperspektiven*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1975.
Suworow, Viktor. *Der Eisbrecher: Hitler in Stalins Kalkül*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1989.
Thorwald, Jürgen. *Die ungeklärten Fälle*. Stuttgart: Steingrüben, 1950.
Trevor Roper, Hugh R. *Hitlers letzte Tage*. übers. v. Joseph Kalmer u. Gisela Breiting-Wolfsholz. Frankfurt a. M. / Berlin: Ullstein, 1965.
Volz, Hans. *Daten der Geschichte der NSDAP*. Berlin / Leipzig: Ploetz, 1937.
Westphal, Siegfried. *Erinnerungen*. Mainz: v. Hase & Koehler, 1975.
Ziegler, Hans Severus. *Hitler aus dem Erleben dargestellt*. Preußisch Oldendorf: Schütz, 1965.
Zitelmann, Rainer. *Hitler: Selbstverständnis eines Revolutionärs*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1989.

Inhalt

Aus unserem zeitgeschichtlichen Programm



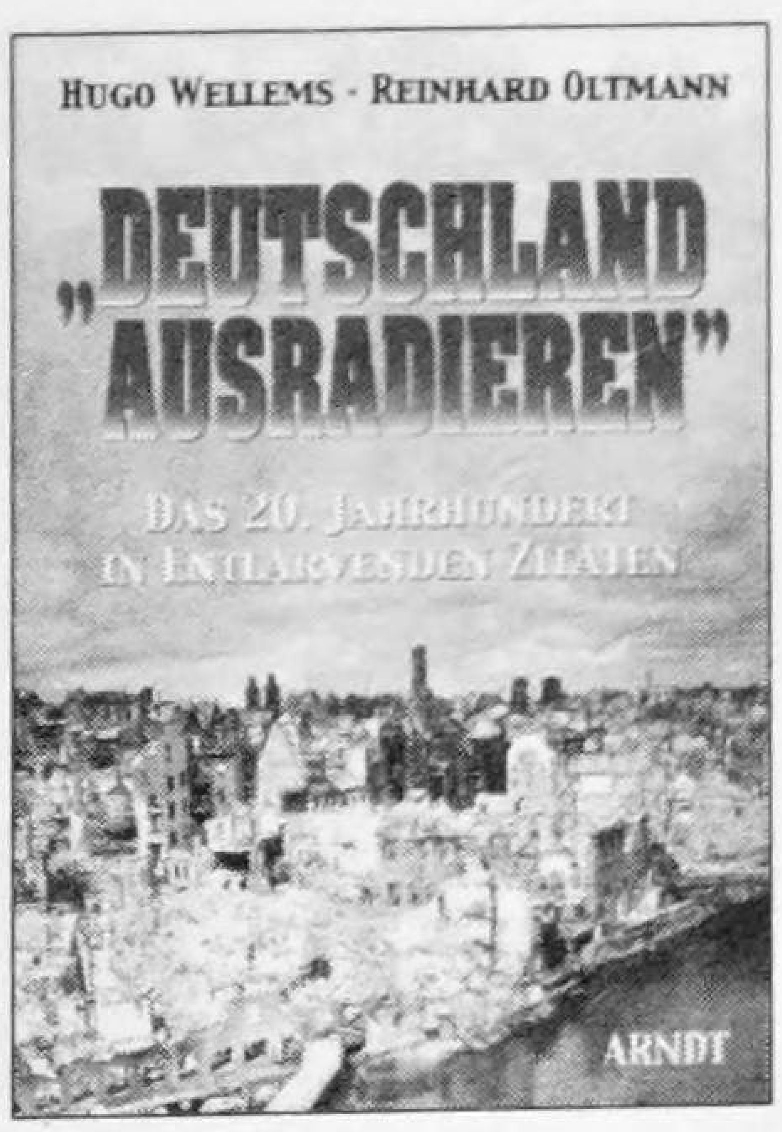
JOSEPH BELLINGER
HIMMLERS TOD
Freitod oder Mord?
Die letzten Tage des Reichsführers-SS
400 S. – viele s/w. Abb. – geb. im Großformat – € 25,95. – Der Autor zeichnet die letzten Tage Himmlers nach und belegt seine Hypothese, daß dieser keineswegs Selbstmord beging, sondern von den Briten umgebracht wurde.



LORENZ PORSCH
DER „MANN DES JAHRHUNDERTS"
Meinungsstreit um Adolf Hitler
416 S. – geb. im Großformat – € 25,95. – Erstmals werden in diesem Buch über 1.500 Einschätzungen über Hitler von Zeitgenossen und Nachgeborenen, Mitarbeitern, Bewunderern und Gegnern aus aller Welt zusammengetragen.



ERICH STOCKHORST
5.000 KÖPFE
Wer war was im 3. Reich
464 S. – geb. im Großformat – € 15,30. – Die Kurzbiographien enthalten tabellarisch die wissenswerten Eckdaten von 5.000 Personen des öffentlichen Lebens aus der Zeit des Dritten Reiches. Ein materialreiches Nachschlagewerk für historisch Interessierte. Mit Organisationsgraphiken.



HUGO WELLEMS/
REINHARD OLTMANN
„DEUTSCHLAND AUSRADIEREN"
Das 20. Jahrhundert in entlarvenden Zitaten
288 S. – geb. im Großformat – € 24,80. – Diese exakt belegte Zitatensammlung ist eine Argumentationshilfe, mit der auch dem Ahnungslosesten die Augen geöffnet werden!



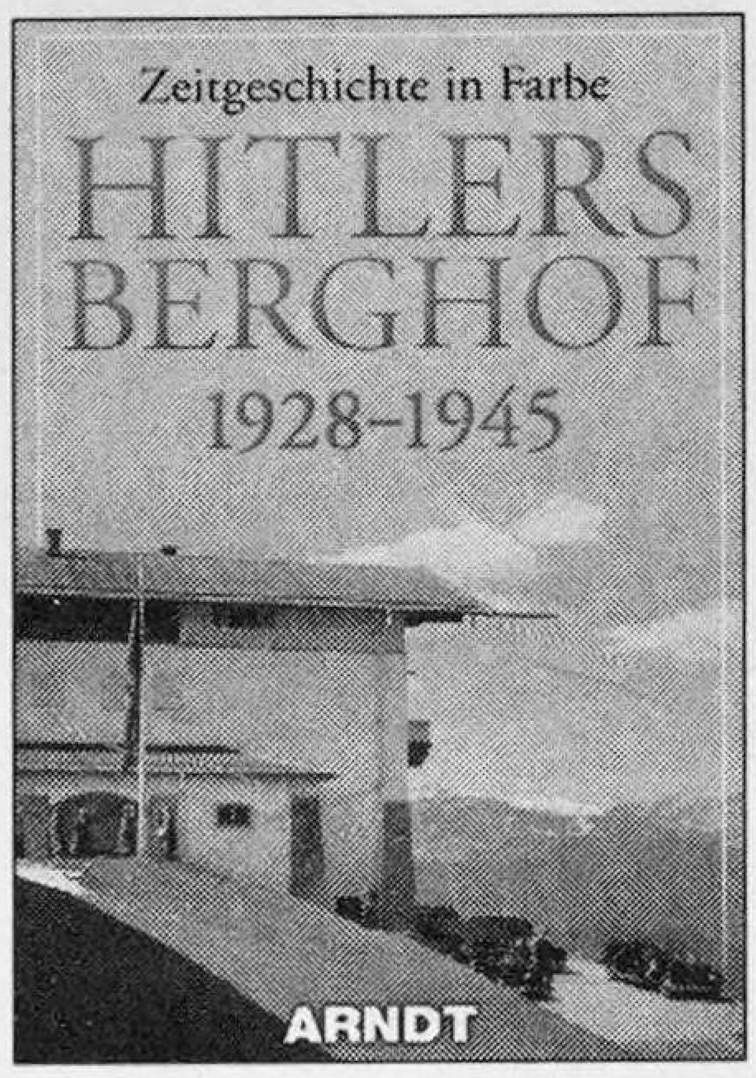
DAS VERSAILLER DIKTAT
Vorgeschichte – Vollständiger Vertragstext – Gegenvorschläge der deutschen Regierung. Mit einem Vorwort von Generalleutnant a.D. Dr. Franz Uhle-Wettler
416 S. – über 100 Karten, Graphiken und Bilder – geb. im Großformat – € 24,80. – Durch das Versailler Diktat wurden alle Deutschen kriminalisiert.



KAI SCHREYBER (HRSG.)
WARUM WIR ADOLF HITLER WÄHLTEN
Jungwähler 1933/38 berichten
480 S. – viele s/w. Abb. und Diagramme – geb. im Großformat – € 25,95. – Eine fundierte Studie über das Wahlverhalten ehemaliger NSDAP-Wähler. Die Auswertung von über 600 Aussagen kommt zu überraschenden Ergebnissen.

ARNDT-Verlag, Postfach 3603, D-24035 Kiel

Bildbände zur Zeitgeschichte



HITLERS BERGHOF 1928–1945
Zeitgeschichte in Farbe
160 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Der „Berghof“ auf dem Obersalzberg nahm im Dritten Reich eine wichtige Rolle ein: Hier empfing Hitler seine Gäste. Einzigartige Farbfotos vermitteln einen lebendigen Eindruck des Domizils.



FÜHRERHAUPTQUARTIER WOLFSCHANZE 1940–1945
Zeitgeschichte in Farbe
160 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Nach dem Riesenerfolg von „Hitlers Berghof“ setzt dieser brillante Bildband die Wiedergabe gestochen scharfer Farbfotos aus der unmittelbaren Umgebung Adolf Hitlers fort.



HITLERS NEUE REICHSKANZLEI „Haus des Großdeutschen Reiches“ 1938–1945.
Zeitgeschichte in Farbe
160 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Die Neue Reichskanzlei war ab 1939 offizieller Amtssitz Adolf Hitlers. Hier fanden Staatsbesuche und Empfänge statt.



VIKTOR ULLRICH
REICHSPARTEITAG 1938 GROSSDEUTSCHLAND
Zeitgeschichte in Farbe
160 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Die Reichsparteitage waren als Massenveranstaltungen aufgezogen, die Teilnehmer und Betrachter mitreißen sollten. Der Parteitag 1938 ersteht in bisher unveröffentlichten Farbfotos erneut.



VIKTOR ULLRICH
GEBURTSTAGSPARADE Berlin, 20. April 1939.
Zeitgeschichte in Farbe
144 S. – durchgängig vierfarbig – geb. im Atlas-Großformat – € 25,95. – Dieser Groß-Bildband hält die Ereignisse des 20. April 1939, den 50. Geburtstag Adolf Hitlers, in phantastischen Farbfotos fest, die überwiegend noch nie veröffentlicht wurden.



SS-KAVALLERIE IM OSTEN
Vom 1. SS-Totenkopf-Reiterregiment zur SS-Reiter-Brigade Fegelein
208 S. – ca. 300 s/w. Abb. – geb. im Atlas-Großformat – Schutzumschlag – € 39,95. – Dieser Nachdruck des Originals von 1942 begeistert durch Hunderte von aktionsreichen Fotos vom Kampf der Waffen-SS an der Ostfront.

ARNDT-Verlag, Postfach 3603, D-24035 Kiel